Die alte Till'schen,

heimliche Mährchen-Erzählerin zu Elgersheimen.

Hessische
Volksdichtung

in

Sagen und Mährchen, Schwänken und Schnurren ꝛc.

Gesammelt

von

Philipp Hossmeister

Marburg.
Oscar Ehrhardt's Universitäts-Buchhandlung.
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA

Druck von C. L. Pierer in Altenburg.

Vorwort.

Wer mit dem Volke lebt und an ſeinen Leiden und Freuden Antheil nimmt, wird gar bald bemerken, daß es ſeine eigne Weiſe hat, die Welt anzuſchauen und ſich darüber auszuſprechen. Und wenn auch dieſer Ausdruck im Allgemeinen dem eines Kindes gleicht und ſich in jedem Lande und unter jedem Himmelsſtriche wiederholen ſollte, ſo bietet er doch näh : betrachtet ſo viel Beſonderes dar, führt uns ſo tief zu der Geſchichte eines Volksſtammes und den erſten Quellen ſeiner Herkunft und lehrt uns ſeine theuer bewahrten Sitten und Gewohnheiten ſo klar erkennen, daß man ſich mehr und mehr davon angezogen fühlt und nicht leicht von ihnen laſſen kann. Es ſind dieſelben Empfindungen, die auch in unſerem Innern erklingen, dieſelben Ahnungen, Wünſche und Hoffnungen, welche auch unſere Bruſt bewegen. Sie graben ſich unvergeßlich dem Gemüthe ein und zwingen uns faſt, daß man ſie ſammeln und aufzeichnen muß. So ſind auch die folgenden Blätter entſtanden und mögen ſich den vorhandenen Arbeiten dieſer Gattung nicht nur anreihen, ſondern auch zu neuen Mittheilungen ermuntern, da noch Vieles eines Herausgebers wartet und der Einzelne immer nur Einzelnes zu geben vermag. Das Meiſte, was hier geboten wird, iſt mündlichen Mittheilungen entnommen und nacherzählt, im anderen Fall aber die Quelle angemerkt. Man hat es nach dem Inhalt geordnet und erlaubt ſich über die verſchiedenen Abtheilungen, ſowie über Volksdichtung überhaupt noch Einiges zu ſagen.

Nicht ſelten geſchieht es, daß wir dem am wenigſten nachſpüren, was uns am nächſten liegt. Fixſterne, deren Licht erſt eine Reiſe von etlichen Billionen Meilen machen muß, ehe es zu uns gelangt, und die ſchon ſeit Jahrtauſenden aus dem Weltenraum verſchwunden ſein können, wenn wir ſie noch zu ſehen glauben, feſſeln unſere Aufmerkſamkeit früher, als die Blume, oder der Schmetterling, welchen

die Hand erhaschen kann. — Auch du, bescheidenes Mährchen, bist recht lange als Blüthenknospe oder bunter Frühlingsfalter um uns hergegaukelt, bevor es Jemandem einfiel auf dich zu achten, nach deinem Wesen, deiner Herkunft zu fragen. Viele, die doch über Alles schwatzen und Allem nachforschen, meinen auch jetzt noch vornehm auf dich herabblicken zu müssen, als seiest du gar nicht der Rede werth. Und obgleich es dich nie kümmerte, ob man dich lobte oder schalt, obgleich du wie das Veilchen im Verborgenen blühtest und deinen Duft jedem, der sich nach dir bückte, spendetest, so scheint es mir doch endlich an der Zeit auch über dich ein Wort zu sagen.

Deinen Namen kennt ein jeder, darnach brauch ich nicht zu fragen. Doch dein Alter möcht' ich wissen, deine Eltern, deine Schicksale und so manches Andere, was man gern erforschen mag von denen, die uns lieb sind. Es ist nicht Vorwitz oder Neugier, was mich treibt, sondern wahre, warme Freundschaft. Du bist so oft bei mir gestanden in glücklichen und trüben Stunden, in der Kindheit und in meinem späteren Leben, daß mir Alles werth ist, was dich betrifft. Sag' also an und nenne mir zuerst die Menge deiner Jahre. Du zögerst, machst ein verdrießliches Gesicht, und wendest dich sogar wie zürnend von mir ab? — Ist denn das Alter etwas Schlimmes, eine Krankheit? und muß der suchen es zu verdecken, der es trägt? Es scheint in Wirklichkeit ein Uebel von recht schlimmer Art und' jeder Tag des Alters zeigt mir Schwächen an mir selbst, von denen ich sonst nichts gewußt. Ja, fragtest du mich, was ich von dir zu wissen wünsche, vielleicht würd' ich noch grimmiger als du dir jede Antwort weigern. Denn ach, dem Staubgebornen ist hienieden ja ein kurzes, kurzes Ziel gesetzt. Doch du bist nicht von Erde, trägst kein sterbliches Gewand. Und die Jahre bleichen nicht dein Haupt, noch machen sie, daß deine Kniee wanken. Ein himmlisch Kind bist du, erhaben über Zeiten, und jeder Lenz läßt dich von Neuem auferstehen. Ich ahne es, auch wenn du mir's nicht sagst, daß du älter bist als die Geschichte, und daß du neben der Wiege des ersten Menschen standest, als sein Geist vom Schlafe erwachte und das Auge suchend nach oben und nach unten blickte. Er erhob sich, faßte deine Hand und bat, daß du sein Führer sein möchtest auf dem Pfade, der unsichtbar das Zeitliche mit dem Ewigen verknüpft und zu der Quelle leitet, aus welcher Alles seinen Ursprung hat. Und du thatest, was er wünschte und wie es ihm, dem Erdensohn, möglich ist. Du brachtest ihn demnach zwar nicht in's wahre Heiligthum, das jedem Irdischen verschlossen ist, verschlossen bleibt; sondern führtest ihn in einen Hain voll wunderbarer Blumen und

ließest ihn in einem spiegelglatten See das Bild des Schöpfers schauen, so daß er wähnte, er sähe jetzt ihn selbst und könne Alles deuten, was bisher ihm unbegreiflich war. Und was er später dann im Gewühl des Lebens vergaß aus dieser hehren Stunde, das flüsterte st du ihm wieder in stillen Nächten zu. Er erzählte es am Morgen dann den Kindern und den Enkeln, und so pflanzte es sich von Mund zu Munde fort, als eine Mähr aus fernen, fernen Zeiten, doch ewig jung und frisch. Der Seele gab es neue Kraft, wenn Sorgen sie bedrückten, dem Herzen war es Licht und Trost in schweren Finsternissen. Dem Fröhlichen erhöhte es die Lust an Spiel und Scherzen, und Krankheit schwand, wenn es erklang gleich munteren Kinderweisen. So hast du also nie des Alters Last empfunden und wie viele deiner Jahre auch gewesen sind, du bist das Kind geblieben, welches du warest, als du an der Wiege des ersten Menschen stan dest. Anstatt also über deine Jahre zu streiten, wollen wir uns lieber deiner Jugend freuen. Und somit wäre die Frage über dein Alter denn gelöst.

Wenden wir uns zum zweiten von deiner Herkunft, deinen Eltern, so magst du wohl trotz alle dem in Hinsicht deines Ursprungs den andern Wesen gleichen, die ihr Entstehen dem Gegensatz verdanken. Der Sonnenstrahl, den Himmelsraum durchschneidend, bricht an der Scholle sich und sieh, gezeugt vom Dunkel und vom Lichte, erscheint der Pflanzenkeim, der Boden, kalt und öde, erblüht in schöner Herrlichkeit. Das Harte und das Weiche, das Flüssige und Feste, der Körper und der Geist, und was sich sonst von feindlichen Gewalten erreichen mag in glücklicher Minute, das gährt und braust, und ringt, bis daß dadurch ein drittes ist geboren. Und so bevölkert sich die Welt mit jedem Augenblick, ja, es entstehet nichts, was nicht auf diese Art entstanden. Nur fragt es sich bei jeder Creatur, ob sie dem Lichte mehr als dem Dunkel gleiche, ob hier die Erde mehr über den Himmel, der Geist mehr über den Körper herrsche? Die Pflanze kann in ihrem Wesen sich nicht wenig der Sonne rühmen, und wie ätherisch auch ihr Kleid erscheint, so wurzelt sie doch in dem Boden und die Scholle ist ihr Grab, wie es ihre Wiege war. Das Thier hat wohl mit größerer Gewalt sich von dem Harten losgerissen, es läuft von Ort zu Ort, schwimmt in dem Wasser und durchflattert selbst die Lüfte; doch wo es ist, schleppt es die schwere Hülle nach, bis nach kurzen Stunden es ganz in sie versinkt. Dem Menschen ward gar viel vom Thier. Es gibt Tausende, welche sich nicht über dasselbe erheben, und Tausende, die man Pflanzen nennen müßte, obschon sie ein menschlich Antlitz tragen. Allein dabei läßt

es Natur doch nicht an einigen fehlen, denen der Himmel Alles ist, und die insofern blos mit einem Körper umkleidet wurden, damit sie jene Thier- und Pflanzenmenschen für ihres Gleichen halten sollen und durch ihren Geist wo möglich der göttliche Funke in Andern erweckt und genährt werde. Natürlich haben sie einen schweren Beruf, Haß und Verachtung ist ihr gewöhnliches Loos, und es würde noch schlimmer mit ihnen stehen, wollte man sie nach dem Maaße der Andern messen, mit denen sie doch — wie gesagt — nur die äußere Erscheinung gemein haben. Sie nur, diese Begabtesten unter den Staubgeborenen, waren die Eltern des Mährchens und in seltnen Weihestunden kamest du zur Welt, um fortan bei uns zu bleiben und von Land zu Land zu ziehen als eine Erinnerung schöner Tage.

Vom Himmel bringst du Kunde und hüllest sie doch weise in irdisches Gewand. Das Wunderbarste darfst du sagen, denn ein Wunder bist du. Du übst Gerechtigkeit und machst das Ungleiche gleich. Die Tugend arbeitet bei dir nicht umsonst und der Böse wicht findet stets seine Strafe, so schlau er sich auch verstecken mag. Das Unmögliche vollbringst du ohne Mühe, denn Hindernisse kennst du nicht. Und was die Wirklichkeit versagt, das spendest du mit vollen Händen. Dabei bleibst du unter allen Umständen das scherzende Kind, dem nichts verhaßter ist, als der erkünstelte Ernst und die steife Gelahrtheit; und doch dringen deine Lehren so tief, ja tiefer oft als Vater- und Mutterwort. Denn was du sprichst, ist nicht etwas, das Menschen gemacht oder Kluge ersonnen, sondern was tief in der innersten Brust ruht und als Gottesstimme immer dasselbe bleibt. Es ist der ewige himmlische Kern in bunter neckischer Hülle.

Nachdem ich so deine Eltern und dein Wesen geschildert, kann ich deine Schicksale und deinen Gang in wenige Worte zusammenfassen. Wenn du früher nämlich als die einzige Freundin überall offene Thüren fandest bei Hohen und Niedrigen, wenn deine Stimme viel galt, in Hütten und Palästen, weil es sonst keine Stimme gab, welche so wie du getröstet und gewarnt: so reizte eben dein Ansehen und deine Macht den Neid und die Nachahmungssucht. Anstatt dich zu nehmen, wie du bist, wußte man gar viel an dir auszusetzen, und dem Einen warst du zu freimüthig, dem Andern zu ungeschickt. Allen mißfiel dein ärmliches, schmuckloses Kleid und du mußtest dir es schon gefallen lassen, daß man dich putzte und verunzierte, wie es die Mode gerade wollte. Da legte man dir den Reifrock an und die Perücke, ließ dich auf Stelzen einhergehen oder gab dir wunderliche gelehrte Namen, als ob du dadurch etwas Besseres

würdeſt. Jeden luſtigen Sprung unterſagte man dir, obſchon er dir ſo wohl anſtand, und füllte die Lücken, welche man an dir zu entdecken meinte, mit eigenem Geſpinnſte aus. Du gewannſt dadurch ein ſchekiges Anſehen, aber je bunter es war, um ſo mehr gefiel es den Menſchen. Und nur die Armen durften dich behalten, als liebliches ſchmuckloſes Mährchen, während du den Andern zur Götterlehre wurdeſt, zur Mythologie und zum hohen Olympos. Ja, auch dann noch hatteſt du nimmer Ruhe vor deinen Widerſachern und ſo floheſt du mehr und mehr die Welt und ihr Getümmel, floheſt vor dem Wiſſen und ſeinem glänzenden Flitter.

Man gönnte endlich dir kaum noch einen verborgenen Winkel in irgend einem Dorfe oder einem Haus im Walde. Am Tage durfteſt du dich ſelbſt dort nicht hervorwagen und nur erſt dann, wenn die Dämmerung niederſank in dem Kämmerlein, wo die Kinder ſchliefen, rief man dich herbei, daß du ſie möchteſt in den Schlaf lullen helfen. Oder wenn zur Adventszeit die Mädchen aus Furcht vor Geſpenſtern Abends die Spinnrocken näher zuſammenſchieben um die düſter brennende Lampe, ſchleichſt du heimlich herein, ein Allen willkommener Gaſt. — Dennoch fürchte ich nicht, daß du jemals ganz verſchwinden wirſt. Nein, du trägſt kein ſterbliches Gewand und wie viele Jahre auch ſchon über deinem Haupte hinzogen, du Mährchen, bleibſt ewig jung und ſchön.

Der Boden, auf dem du wächſeſt und keimeſt und blühſt, iſt eine Stelle des Waldes, nicht abgegränzt und eingeengt von künſtlichem Gegitter, noch weniger von eines Gärtners Hand in gleiche Beete abgetheilt und mit ſchnurgeraden Pfaden durchzogen. Statt deſſen iſt es bald die hohe Eiche oder Buche und bald der Himbeerſtrauch oder ein Dorngebüſch, das dich umgibt, und hier iſt Schatten, dort friſches Sonnenlicht, bald ſieht man weit hindurch auf ferne Berge, Dörfer, Städte und Paläſte, bald ſchwindet Welt und Himmel unter lauſchig ſtillem Dunkel. Gar üppig wuchern Waldesblumen mancher Art aus dem mit Moos bedeckten Raſen, das Maiglöckchen, der duftende Waldmeiſter, der rothe Fingerhut, und wie ſie alle heißen. Aus ihnen windeſt du deine einfachen Sträußchen, welche darum einem Jeden ſo wohl gefallen, der nicht nach ausländiſchen Zierpflanzen ſucht, wie ſie die Treibhäuſer fürſtlicher Gärten bieten. Es mögen leicht deine Gaben ſich unter einander gleichen, ja, du gefällſt dir oft in Wiederholungen. Aber du weißt deshalb auch wenig von dem Schmerz, der unter buntem Flitter ſich verhüllt und wähneſt kindlich, daß in all den glänzenden Gebäuden, die dir von fern entgegen ſchimmern, das wahre Glück, der ſichere Frieden

wohnt. Mag denn auch dein Bild mit der Wahrheit oft nicht stimmen, so entschädigt uns der Dichtung Zauber für manches Bittere der Wirklichkeit.

Es muß ein schöner Augenblick gewesen sein, als der erste Sang den menschlichen Lippen entströmte; die Sonne war eben im Westen herabgesunken, der Mond schimmerte durch blühendes Fliedergesträuch und in den Hecken flötete die Nachtigall. Entzückt lauschte man den Worten und den Tönen und wußte nicht, welches von Beiden man am meisten bewundern sollte? Allein tiefer zum Herzen drang doch des Mundes Lied. Und als der Lenz und der Sommer vergangen, als Sorge und Leid, Frost und Kälte den Menschen an seine Wohnung fesselte: da ertönte es wieder in seinem Innern und tröstete ihn gar wunderbar. Ja, es mochte zuletzt ein Gefühl ihn beseelen, welches es wollte, immer gestaltete es sich zum Bild und Wort und begleitete ihn auf seinen Wegen. Das Alter machte es jung, die Jugend weise, den Armen reich, den Trauernden froh und von der Erde hob es zum Himmel. — Hatte einer so recht aus vollem Drang gesungen, was ihm die Brust bewegte, dann glaubten die Andern, es sei ihr eignes Werk, und weil sie es nicht schöner auszusprechen wußten, so hielten sie selbst an dem einzelnen Worte, dem bestimmten Ausdruck fest. Es prägte sich das Ganze tief dem Gedächtniß ein. Der Jüngling sang es der Geliebten, die Mutter den Kindern und Enkeln und von Geschlecht zu Geschlecht zog es fort in ewiger Frische.

So singt Victor v. Strauß:

Dich hat kein Treibhaus groß gewärmt,
O Blüthe, klar und zierlich;
Wie wärst du sonst im frischen Thau
So markig und natürlich?

So schallt das Lied, im Volk gehegt,
Auf Wies' und an der Halde,
Aus seinen Klängen weht's uns an,
Wie würz'ger Duft vom Walde.

Wie eine Lerche hat es sich
Von Jahr zu Jahr geschwungen;
Was immer grünt, was immer blüht,
Auf immer neu gesungen.

IX

Von weſſen Lippen iſt zuerſt
Der ſüße Ton erſchollen?
Wo iſt die reine volle Bruſt,
Der es zuerſt entquollen?

Vergeſſen iſt's; das warme Herz
Iſt längſt in Staub zergangen,
Doch jeder neue Frühling hat
Sein herzlich Wort empfangen.

Manch' roſenrother Mädchenmund
Manch' froher Knabe ſingt es,
In manch' noch ungebor'ne Bruſt
Mit ſüßer Kraft einſt dringt es.

Indeſſen änderten ſich die äußeren Verhältniſſe. Familien wurden zu Völkern, ſchaarten ſich hier zuſammen oder zerſtreuten ſich dort in verſchiedene Länderſtriche. Härter ward die Arbeit, mit der Pflugſchaar und dem Spaten mußte der Boden umgewühlt werden, um das Leben zu friſten. Gab es früher nur Hirten oder Jäger, ſo ſah man jetzt neben dem Ackerbauer eine Menge Handwerker und die vermehrten Bedürfniſſe erzeugten Kaufleute Gelehrte und manche andere Kaſte. Die heitere Stille mußte dem Getümmel des Krieges weichen oder aufregenden Beſtrebungen. Aus den Häuſern waren Dörfer, aus den Dörfern Städte geworden und gar Viele brüſteten ſich mit ihrer Macht, ihrem Reichthum oder ihrem Wiſſen. Wo biſt du hingeflohen, liebliches Lied, wo haſt du dich jetzt geborgen? Biſt du etwa verſtummt, weil Niemand dich hören mochte, oder verloren gegangen, weil Keiner dich achtete? — Nein, mögen auch die Umſtände ſich verwandelt haben, die Empfindungen ſind die nämlichen geblieben. Und wie den Leib täglich hungert und dürſtet, der Sonnenſchein ihn belebt und der Winter ihn erſtarren macht; ſo hofft und liebt, klagt und trauert die Seele ſtets in der gleichen Weiſe, als es vor Jahrtauſenden geſchah. Mag es ſein, daß hin und wieder eine andere Koſt erſonnen iſt für leckere Gaumen oder eine andere Zubereitung, und daß jener Geſang, wie ihn einſt das Mondenlicht im Fliederſtrauch und die Nachtigall am Maienabende vernommen, nicht mehr munden mag, ſo gilt das eben von verwöhnten Lippen.

Sie haben ſtrenge Regeln ausgedacht, nach welchen man ſtets lachen oder weinen ſoll, und wer nur in dem kleinſten Jota fehlt, der iſt kein Dichter. Sie drechſeln, meſſen, zählen, als gält es Frankfurts erſtem Wechſelhaus um Agio und Rabatt. Man feilt

und hobelt ärger als der Schreiner und der Schloſſer, und am Ende klappt's doch nicht. Greift nach dem Lexicon, dem Gradus ad Parnassum, und was ſonſt wie Bächlein von den Lippen floß, iſt eine Arbeit ſchlimmer noch, als Balken zimmern. Auf das Papier wird's hingemalt im Schweiß des Angeſichtes, gedruckt, gepreßt, gebunden gar in Pappe und mit Kleiſter. Und darum heißen ſie's: „gebundene Rede.“ Doch daß man all' die Angſt und Noth vergeſſe, womit es iſt zur Welt gebracht, wird ihm zuletzt ein glitzernd Kleidchen umgehängt von Seide, Sammt und Goldſchnitt.

Man hätte gern das Alles noch gelitten, wenn irgend wie das, was als Poeſie in Folio, Quart und Oktav, ſowie im allerkleinſten Taſchenformat, zu Markte kam, erheblich beſſer geweſen wäre. Oder wenn die Herrn, die es fabricirt, nicht gar ſo vornehm und verächtlich auf die herabgeſchaut hätten, die nur ſangen wie der Schnabel ihnen war gewachſen. Allein je weniger natürliches, urſprüngliches Gefühl ſie hatten, um ſo größer war die Künſtelei und der Tünkel. Nur wo einmal ein wahrer Genius das Haupt erhob, da fühlte man wie nah verwandt und wie eng verbunden die Geiſter ſind, die der göttliche Funke beſeelt. Und daß Ein Ton derſelben Leier, die einſt der Schöpfungsmorgen angeſchlagen, noch fort und fort durch alle Zeiten klingt. Und wo ein Kind war oder Kindesſinn ſich rein erhalten trotz aller Unnatur und menſchlicher Verbildung, da freute man ſich ſeiner.

So iſt es denn noch gar nicht lange her, da würde man ſich in gebildeter Geſellſchaft ſchlecht empfohlen haben, hätte man die Frage, ob es eine Volkspoeſie gebe, unbedingt bejaht. Es fanden ſich, ſo ſagte man, wohl einzelne abgeriſſene Gedanken, allein ſie entbehrten der Entwicklung und jedes inneren Zuſammenhangs. Namentlich fehlte ihnen aber die ſo nothwendige Gelehrſamkeit. Wir reden keineswegs nur von der Zeit, wo der Zopf noch wirklich Mode war, wo die Gedichte mit Anſpielungen aus der ſogenannten Mythologie überfüllt ſein und Schäfer und Schäferinnen griechiſche Namen tragen mußten, wenn ſie Beifall finden ſollten. Noch weit ſpäter und ſelbſt auch in der klaſſiſchen Periode war man viel zu ſehr von Einſeitigkeit befangen, als daß man der Volksdichtung gleiche Berechtigung hätte zugeſtehen mögen. Erſt der Gegenwart und beſonders unſern berühmten Landsleuten, den Gebrüdern Grimm, gebührt das Verdienſt ſie aus der Vergeſſenheit gezogen zu haben. Und ſo ſei es auch uns geſtattet, ein paar Worte über ſie zu ſagen.

Volkspoeſie iſt ein Schmetterling, der in den Wald und auf die Wieſe gehört und ſich nur wohl befindet, wenn er von Blume zu

Blume gaukeln kann. Sie trägt gleich ihm viele prächtige Farben, beſonders wenn die Sonne lacht. Sie ſind allerdings nicht immer nach der Palette geordnet und gemiſcht, vielmehr ſpielen ſie in buntem Wechſel, erſcheinen ohne ſichtbare Verbindung und Uebergänge. Betrachtet man ſie jedoch genauer, ſo erkennt man leicht, daß es ſo ſein mußte und daß eben darin ihr Reiz beſteht. Und wie geſagt, kein Kind und wer noch Kindesſinn im Buſen trägt wird vorübergehen, ohne dem Geſchöpf mit Wohlgefallen zuzuſchauen. Ja, es regt ſich unwillkührlich das Verlangen, es zu beſitzen. Dabei will es zart angefaßt ſein und verliert in rohen Händen ſeinen ſchönſten Farbenſchmuck. Wie lieblich es in dem geflügelten Worte erſcheint, ſo behält es immer vor der geſchriebenen und gedruckten Auffaſſung eine gewiſſe Scheu; denn es lebte lange bevor man ſchreiben konnte. Und wollen wir das Gleichniß vom Schmetterling noch weiter führen, ſo könnte man auch ſagen, es entſchwebt gleich ihm mit einem Schlage der dunkeln Puppenhülle und man ſieht es ihm nimmer an, daß es früher eine häßliche Raupe war.

Die Volkspoeſie nimmt natürlich ihre Bilder aus dem gewohnten Kreiſe und bewegt ſich innerhalb der kleinen Leiden und Freuden, welche demſelben angemeſſen ſind. Sie verfährt dabei ohne große Auswahl und iſt zufrieden, wenn äußerlich das Gleichgewicht hergeſtellt wird, das die Wirklichkeit ſo häufig nicht bietet. Auch iſt bei ihr nicht Alles Gold, was glänzt und das Beſte findet wie bei andern Dingen nicht immer die allgemeinſte Anerkennung. —

Allen denen, die mich mit Beiträgen unterſtützt haben, insbeſondere dem Metropolitan Schmincke zu Sontra, Pfarrer Weſſel zu Binsförth, Pfarrer Bättenhauſen zu Oethmannshauſen, Lehrer Wiegand zu Altenbauna und Cantor Röbrich zu Hoheneiche, ſage ich hiermit meinen beſten Dank.

Nordshauſen, am 1. Januar 1868.

Philipp Hoffmeiſter.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort	III
Sagen und Märchen	1
Schwänke und Schnurren	94
Hexen und Gespenster	141
Vom Teufel	169
Aus des Volk's Naturgeschichte	179
Kinderreime	182

Sagen und Mährchen.

1. Vom Müller und seinen Töchtern. Ein Müller hatte drei Töchter, die waren so lieblich und schön, daß Freier in Menge herzuströmten und um sie warben. Eines Tages kam auch ein vornehmer Herr in prachtvoller Kalesche gefahren und hielt um die älteste an. Sie hätte wohl gern einen Mann gehabt und noch dazu einen so schmucken; allein bei all' dem Reichthum, den er zur Schau trug, hatte er doch etwas in seinem Gesichte, das sie erschreckte, sie wußte selbst nicht warum? In der That war der Fremde ein arger Mörder und Räuber, der auf seinem Schlosse im Walde schon viele Mädchen betrogen und geschlachtet hatte. Sie zeigte also keine besondere Lust, doch redeten ihr die Eltern und Verwandten so lange zu, bis sie ja sagte, worauf denn bald die Hochzeit folgte. Nach dieser führte sie der Ehegatte auf sein Schloß und sie verlebte anfangs glückliche Stunden. Nach drei Tagen indessen sagte er, er müsse verreisen, werde aber in Kurzem wieder zurückkehren. Zugleich händigte er seiner Frau zwölf Schlüssel ein nebst einem Ei mit dem Befehl, daß sie nach Belieben in die elf Zimmer gehen, das zwölfte aber um keinen Preis betreten dürfe, obgleich sie den Schlüssel dazu habe. Auch müsse sie ihm das Ei unverletzt und unbeschmutzt zurückliefern, sonst koste es ihr das Leben. Dann reiste er fort und die Frau widerstand im Anfange der Neugierde und ließ das zwölfte Zimmer ungeöffnet, wenn sie gleich den Schlüssel dazu besaß. Endlich wurde jedoch das Verlangen nach dem geheimnißvollen Zimmer so mächtig in ihr, daß sie am dritten Tage es ungeachtet des Verbotes dennoch betrat. Wie aber erschrack sie, als sie es mit den blutigen Leichnamen und abgehauenen Köpfen angefüllt fand, die einst den Frauen ihres Mannes angehört hatten. Auch ein Faß mit Blut stand gleich beim Eingange. Sie wollte sich an demselben halten, um nicht umzusinken da entfiel ihr das Ei, das sie beständig seit der Abreise ihres Mannes in der Hand trug, und rollte in das Faß. Zum Glück war es nicht entzwei gegangen und das Blut

hoffte sie schon abzuwaschen, als in demselben Augenblick ihr Mann zurückkam und entdeckte, daß sie sein Gebot dennoch übertreten habe. Mit schrecklicher Stimme schalt er sie wegen ihres Ungehorsams und hatte ihr den Kopf abgeschnitten, ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah? —

Nicht lange darauf erschien der freche Räuber und Mörder in der Mühle, beklagte mit vielen Thränen das Unglück, daß er so bald seine liebe Frau durch den Tod verloren und erzählte eine ersonnene Geschichte mit so viel Wahrscheinlichkeit, daß der Müller und seine Familie herzlichen Antheil an seinem Schmerze nahmen. Am Ende aber fügten sie sich in ihr Schicksal, welches nun einmal nicht zu ändern war. Als jedoch der Räuber um die Hand der zweiten Tochter anhielt, schlugen sie ihm dieselbe ab und auch das Mädchen zeigte nicht die geringste Neigung den Platz seiner ältesten Schwester einzunehmen. Das hinderte ihn wenig seine Bitten zu erneuern und er wußte die Sache in einem so vortheilhaften Lichte darzustellen, daß er zuletzt die Eltern und auch das Mädchen dafür gewann. Es wurde also Hochzeit gehalten, die junge Frau zog mit ihrem Gatten nach dem Schloß im Walde und hier wiederholte sich die Geschichte mit den Schlüsseln, dem Ei und der blutigen Kammer ganz in der nämlichen Weise wie früher. Ja, als der Räuber zurückkehrte, hatte er dieselbe Ursache um auch der zweiten Tochter das Leben zu nehmen, da sie eben so ungehorsam und neugierig gewesen, als die erste.

Man hätte nun freilich denken sollen, die jüngste Tochter des Müllers wäre durch den Tod ihrer beiden Schwestern abgeschreckt oder gewarnt worden, denn sie mußte doch ahnen, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sei? Allein gerade das machte sie um so begieriger den wahren Grund zu erforschen. Und da sie sich für klug hielt, für viel listiger, als ihre armen Schwestern, so willigte sie zum Erstaunen der ganzen Welt nach kurzem Besinnen ein, dem Mörder ihre Hand zu reichen und zog als seine Gattin mit ihm auf das Schloß. Der Herr Gemahl machte es jetzt ebenso, behauptete, daß er verreisen müsse und übergab ihr die zwölf Schlüssel und ein Ei mit dem strengsten Befehl, so lieb ihr das Leben sei, das zwölfte Gemach nicht zu öffnen und das Ei vor jedem Schaden zu hüten. Sie merkte wohl, daß nun die Zeit gekommen sei, wo sie mit Klugheit verfahren müsse und hüllte vorerst das Ei gar sorgfältig in ein Tuch. Sodann begab sie sich nach dem verbotenen Zimmer und schaute durch das Schlüsselloch. Da sie nichts entdecken konnte, wagte sie sich endlich hinein und sah nun

gleichfalls die blutigen Körper, die der Böſewicht darin aufgehäuft hatte. Beim Anblick ihrer beiden unglücklichen Schweſtern gerieth ſie in eine ſolche Angſt, daß das Ei ihren Händen entglitt und in das Blutfaß rollte. Wäre daſſelbe nicht ſo gut einwickelt geweſen, dann hätte ſie das gleiche Schickſal betroffen. So aber raffte ſie alle ihre Beſonnenheit zuſammen, verbarg das ſchmutzige Tuch und hatte das Zimmer ſchon wieder verlaſſen und verſchloſſen, bevor ihr Gemahl zurückkehrte. Sie konnte ihm das Ei unverſehrt vorlegen und er ahnte nichts davon, daß ſie ſeinem Gebot zuwider gehandelt hatte. Vielmehr glaubte er endlich in dem Beſitz einer treuen und zuverläſſigen Gattin zu ſein, welche nicht den gleichen Gelüſten unterliege, die ja ſchon das erſte Menſchenpaar ins Verderben geſtürzt hatte. Er willigte darum gern ein in ihre Bitte, ſie noch an demſelben Tage zu ihren Eltern zu begleiten. Hier hatte ſie nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Vater die ganze Geſchichte mitzutheilen, worauf der ſchreckliche Räuber und Mörder den Gerichten überliefert wurde und der gerechten Strafe nicht entging. Die großen Reichthümer deſſelben konnten jedoch ihr als ſeiner rechtmäßigen Gemahlin nicht abgeſprochen werden. (Blaubart? Mündlich).

2. Untergang des Dorfes Mittelvenne. Nicht weit von der Stadt Gudensberg ſtanden vor alten Zeiten drei Dörfer, Rittervenne, Mittelvenne und Langenvenne, welche der Beſitz von den ſchönſten Aeckern und Wieſen ſo wohlhabend machte, daß auch nicht Ein Armer in dieſen Dörfern gefunden wurde. Wenn daher ſchon immer die Bauern und ihre Weiber an Sonn- und Feſttagen durch größeren Putz, goldne Ringe und ſilberne Schuhſchnallen vor den Bewohnern anderer Orte ſich auszeichneten, ſo trieben die von Mittelvenne ihren Hochmuth ſo weit, daß ſelbſt das Geſinde auf den großen Bauerhöfen und der geringſte Taglöhner nicht anders als mit ſeidenen Tüchern und mit Hemden vom feinſten Leinen ſich kleideten. War in Gudensberg, Fritzlar oder Niedenſtein Jahrmarkt, oder feierte man in Griffte, Beſſe oder Geismar die Kirmes: dann kamen die Herrn von Mittelvenne — wie ſich die Bauern gern nennen ließen — auf ſtolzen Pferden geritten, die Frauen mit dem beſten Staate angethan, trabten nebenher und die Gaſtwirthe freuten ſich königlich, wenn ſie ſie ſahen, denn Niemand machte ſo große Rechnungen und zahlte ſo freigebig als ſie. Wein und Branntwein war ihr Hauptgetränke, Bier oder gar Waſſer hielten ſie für viel zu naß, als daß man es genießen könne; Braten und Kuchen galt für ihre liebſte Speiſe und Würfel, ſowie Karten und das Kegelſpiel

für eine Beschäftigung, der sie nicht nur zuweilen einen Sonntagnachmittag, sondern gar manche Stunde in der Woche widmeten und dabei oft bis tief in die Mitternacht, oder bis an den hellen Morgen anhielten.

Eine Weile ging das ganz gut. Allein da die Knechte und Mägde, sobald die Herrschaft auf einen Jahrmarkt oder zu Spiel und Wein gegangen war, gleichfalls die Arbeit zu mühsam fanden und sich zum Tanz und Gesang auf einer Wiese versammelten, wohl auch im Schatten einer Eiche faullenzten; so wurde bald nicht zur rechten Zeit gedüngt, geackert und gesäet, das Heu und Grummet nicht ordentlich heimgebracht und das Korn geerndtet. Bald wurde das Vieh vernachlässigt und an den Winterabenden anstatt gesponnen nur geschäkert und gelacht. Hatte sonst für hohe Fuder mit Frucht, die nach Kassel gefahren wurden, der Hausherr eine schöne Summe lösen können, so blieb jetzt sonderbarer Weise nichts zum Verkaufe übrig und war entweder verbraucht, oder vom Knechte heimlich entwendet worden, oder beim Gelage verthan. Hatte früher die Frau manches Stück Tuch vom Leinweber erhalten und im Frühjahr auf die Bleiche gelegt, so ärgerte sie sich jetzt täglich über verdorbenen und mißrathenen Flachs. Denn das Garn, das die Mägde brachten, war so schlecht und so verworren, daß man es nicht einmal haspeln konnte. Das Merkwürdigste aber bei der ganzen Geschichte war, daß ein Gespenst im Torfe umging, dem man all' das Unheil zuschrieb. Die Sache verhielt sich nämlich so.

Wenn die Burschе oder die jungen Männer von Mittelvenne im Wirthshause saßen und sich gütlich thaten, anstatt ihr Hauswesen zu besorgen: dann kam ein Ding geflogen und flatterte und schwirrte immer vor ihren Augen und um die Gläser herum, indem es mit leiser, doch vernehmlicher Stimme wisperte: „Ich freße Euch noch Alle mit Haus und Hof und Hab' und Gut!" — Das Ding hatte ausgesehen wie ein Schmetterling oder Sommervogel, wie die Landleute sagen, und hatte Flügel mit grünen und gelben Flecken gehabt, auch lange Beine und war immer so vor ihnen hingehuscht, daß man es nicht recht hatte betrachten können, auch wenn ihr Kopf nicht vom Wein umnebelt gewesen wäre. Und da es ein kleines Ding nur war, so hatten die stämmigen Burschе darüber gelacht und der Keckste von ihnen hatte gesagt: „Wie magst Du närrisches Thier uns wohl fressen mit Haus und Hof und Hab und Gut?" — Dann hatte das Ding sich schneller noch herumgedreht, hatte gelächert und gerufen: „Gewiß, gewiß, ich freße Euch Alle, wie Ihr da seid!" und war dann verschwunden.

Den Bauern war denn auf einige Tage der Appetit an Wein und Spiel vergangen. Einige hatten die Pfeife aus dem Munde genommen und nachdenklich mit dem Kopf geschüttelt. Andere hatten den Wirth gescholten, daß er so unsauberes Gesindel in seinem Hause dulde, welches Einem allen Spaß verderbe und nur Einer oder Zwei waren nach ihrer Wohnung gegangen, um nach der Arbeit zu sehen, obgleich der Wirth, ein aufgeklärter Mann, hoch und theuer versicherte, daß sie sich getäuscht haben müßten; denn er habe weder das Ding gesehen, noch seine Reden gehört.

Des Wirthes Betheuerungen stellten denn auch bald die Fröhlichkeit wieder her. Die Fortgegangenen wurden feige Memmen und lumpige Bursche gescholten; und um nur die alberne Geschichte zu vergessen und den Ärger darüber hinunter zu spülen, wurden noch ein paar Flaschen bestellt und wacker ausgetrunken.

Es begab sich nun eines Tages, daß Kurt, der reichste Bauer von Mittelvenne, welcher zugleich die schönste Frau hatte, ziemlich spät aus einem unruhigen Schlummer erwachte. Er hatte den Abend vorher sein ganzes Geld verspielt, hatte dem Wirth die Zeche schuldig bleiben müssen und war noch zudem vor'm Weggehen wieder durch die Worte des albernen Gespenstes geärgert worden: „Ich fresse Dich noch mit Haus und Hof, mit Hab und Gut!" — Dies Alles war ihm nun so im Kopfe herumgegangen, daß er selbst im Traume noch immer die Worte des Unglückvogels zu hören und sein unheimliches Zischen und Flattern zu sehen glaubte; und als seine Frau ihm das Frühstück brachte, so konnte er sich nicht enthalten, ihr die Geschichte zu erzählen. Allein anstatt Trost zu finden mußte er zu seinem Schrecken vernehmen, wie auch ihr das Gespenst schon öfter erschienen und dieselben Worte zugeraunt habe. Ja, Margarethe versicherte, daß das Ding sich überall und fast in jedem Hause von Mittelvenne zeige, und daß sie als eine kluge Frau schon vor vier Wochen, da sie in Gudensberg zur Hochzeit gewesen, die alte Anna daselbst deshalb um Rath gefragt habe, welche ja, wie Kurt wisse, in dergleichen Dingen sehr erfahren sei. Die alte Anna habe gelacht und geantwortet, sie solle nur ruhig sein, die Sache würde nichts zu bedeuten haben, überdem wisse sie auch ein Mittel dagegen. Könne es Kurt beruhigen, fuhr Margarethe fort, so wolle sie lieber heute gleich zur alten Anna, um sich das Mittel geben zu lassen. Dieser hatte durchaus nichts dagegen. Margarethe legte also ihren kostbarsten Putz an, füllte einen Korb mit den schönsten Kauten Flachs, sowie mit einem hübschen seidenen Tuche zum Geschenk für die alte Kupplerin und ging. Kurt aber, dessen Kopf noch zu wüste zum

Arbeiten war, begab sich in das Wirthshaus, nachdem er beim Weggehen noch dem Gesinde anbefohlen hatte, Alles wohl zu besorgen.

Margarethe eilte wohlgemuth ihres Weges und freute sich der beifälligen Blicke und Aeußerungen, womit die Vorübergehenden sie begrüßten. Denn sie war eitel auf ihre Schönheit und überhaupt weniger begierig nach der alten Anna, oder nach dem Mittel gegen das Gespenst. Vielmehr sollte das nur einen Vorwand abgeben, um mit dem vornehmen jungen Herrn wieder zusammen zu treffen, den sie auf jener Hochzeit kennen gelernt, der ihr so viele Schmeicheleien gesagt und den ganzen Abend mit ihr getanzt hatte; Ihren Kurt hatte sie wohl recht gern, ja sie dachte nicht ohne Bangigkeit daran, wenn er erführe, daß sie bei der alten Frau abgeredetermaßen wieder den jungen Herrn gesehen habe. Allein auf der anderen Seite war es doch etwas Anderes mit einem so vornehmen feinen Mann. Und für sie als eine Bauersfrau war es gewiß eine große unverdiente Ehre, daß er so viel mit ihr gesprochen, sie gelobt und zuletzt sogar noch in der Nacht mit ihr zu alten Anna gegangen war, weil sie sich allein gefürchtet hatte. So beschwichtigte sie allmählich wieder die Stimme ihres Gewissens und freute sich, daß sie nicht nur ihn heute sehen, sondern Kurt damit zugleich einen Gefallen thue, als in demselben Augenblick der Schmetterling, der Unglücksvogel, oder was es sonst sein mochte, ganz dicht vor ihr vorüber flatterte und mit seiner fatalen Stimme ihr zurief: „Ich fresse auch Dich mit Deinen rothen Wangen und Deinem Rock von Seide!" — Dabei schien ihr das Gespenst noch viel größer als sonst und hatte so häßliche graue Augen und so viel gelbe und grüne Flecken auf den Flügeln und an den langen Beinen, daß sie gewiß vor Angst und Schrecken in Ohnmacht gesunken wäre, hätte nicht gerade der vornehme Herr sie aufgefangen und besorgt in die Hütte der alten Anna geführt.

Kurt saß mittlerweile bei seiner Flasche und wurde nach jedem Glase heiterer. Der Wirth hatte zwar im Anfange an die Rechnung von gestern erinnert und keinen neuen Wein holen wollen; jedoch bald hatten sich beide verständigt und Kurt sogar die angenehme Aussicht vor sich, täglich auch ohne baares Geld so viel trinken zu dürfen, als er nur wünschte. Kurt hatte nämlich dem Wirthe den großen Waizenacker da drüben, der eben in voller Blüthe stand, so —.wie hatte er nur eigentlich gesagt — so freundschaftlich abgelassen, damit er dafür täglich trinken könnte, ohne Geld mitzubringen und die Sache war im Reinen. Und Kurt hatte gewiß einen guten

Handel gemacht. Denn — trinken wollte er schon, daß dem Wirthe von dem Waizen wenig oder nichts übrig blieb! —

Es kamen jetzt noch einige Gäste, Nachbarn aus Mittelvenne und ebenso treue Hauswirthe, als Kurt, die dem Gesinde auch beim Fortgehen zugerufen hatten, Alles wohl zu besorgen! Sie hatten Margarethe so schön geputzt durch die Wiesen gehen sehen und der Eine sagte: „Das ist wahr, Kurt hat das schmuckste Weib!" — „Ja," entgegnete ein Anderer und lächelte boshaft, „und auch das treueste!" — „Was soll das? Wie versteht Ihr das?" brauste Kurt auf und blickte den Sprecher zornig an. — „Nur sachte, sachte, Gevatter Kurt!" bemerkte dieser, „Ihr wißt ja, wie die Weiber sind und die Männer mitunter auch. Habt Ihr nicht manchmal mit der Sophie geliebäugelt da unten in der Mühle, selbst als Ihr Eure Frau schon besaßet und hat — — ?"

„Nun aber, was ists mit Margarethen?" rief Kurt dazwischen. „Ich will es wissen." —

„Ich weiß nichts weiter," war die Antwort, „als daß Eure Frau schon öfter und auch heute wieder zu der alten Hexe nach Gudensberg geht, die der Teufel schon längst hätte holen sollen, weil sie weiter nichts thut, als zaubern und kuppeln!" —

„Margarethe will mir eben ein Mittel holen gegen das Gespenst, den Unglücksvogel, sagte Kurt dem Anschein nach ruhig und von Margarethens Treue überzeugt. Aber der Zunder hatte gefangen und glimmte in seinem Innern nur desto stärker fort. Denn bald darauf rief er mit schrillem Tone, so daß die Andern fast erschracken: „Karten her! Würfel her! — Warum sitzt Ihr so müßig da, Ihr feigen Bursche!" —

Kaum begann jetzt das gewohnte wüste Treiben, so huschte und schwirrte auch schon der Unglücksvogel um Gläser und Gäste her und sang mit lauter vernehmlicher Stimme: „Ich fresse noch Alle mit Haus und Hof, mit Acker und Feld, mit Weib und Kind!" — Dabei stieß er mit den langen Beinen wider die Fensterscheiben und schlug mit den Flügeln zwischen die Karten, daß sie vom Tische emporflogen. Und als die ergrimmten Bauern mit den Händen nach ihm faßten und mit den Hüten ihn zu fangen suchten; ward er größer und größer, seine Augen funkelten fürchterlich und die gelben Flecken waren scheußlich anzusehen. Selbst die Beherztesten, die so oft das kleine Ding verspottet und seine Warnungen verlacht hatten, zagten jetzt. Sie suchten Schutz unter dem Tische und in den entferntesten Winkeln der Stube. Das Gespenst schwebte dabei hoch oben an der Decke und reichte mit seinen Flügeln von einem Ende

zum andern. Ja, es schien plötzlich selbst das ganze Dorf zu überschatten mit seinen häßlichen Fittichen und sprach mit hohler dumpfer Stimme diese Worte: „Ich bin das Laster der Wollust, der Eitelkeit, der Trunksucht und des Müßiggangs. Ihr habt Euch mir übergeben, ich habe Euch oft gewarnt, jetzt ist die Reue zu spät!“ — — Zugleich ward der Himmel ganz schwarz von den ausgebreiteten Flügeln des Ungethüms, die Sonne verdunkelte sich mehr und mehr und es geschah ein dumpfes schreckliches Brausen durch die Luft. Ein feuerrother Blitzstrahl und ein lauter Donner zugleich machte die Erde erbeben und — Mittelvenne mit seinen Bewohnern und Häusern, seinen vielen Aeckern und Wiesen war verschwunden, so daß man auch keine Spur jemals wieder davon gesehen hat. (Mündlich).

3. Die Neustädter und der Junker Hans von Dörnberg. Die Bürger von Neustadt waren ehemals ein gar wildes unbändiges Völkchen, die ihrem Herrn, dem Kurfürsten von Mainz, gar manche Sorge und Aerger machten. Deshalb sprach der Kurfürst einstmals zu dem reichen Junker Hans von Dörnberg, dem gewaltigen Hofmeister von Hessen: „Höre, Hans! ich will Dir die Neustädter verpfänden, damit Du sie zähmest.“ — Und Hans war das zufrieden und zahlte dem Kurfürsten eine gewisse Summe. Um aber Hansen den Besitz zu sichern, kamen beide überein, die Ablösung dieses Vertrages durch mehrere Bedingungen zu erschweren. Nur dann nämlich sollte dem Kurfürsten der Rückkauf zugestanden werden, wenn er die Pfandsumme in neuer und von einem und demselben Fürsten geprägter Münze erlege, einen kohlschwarzen Ziegenbock stelle, der auch nicht *ein* weißes Haar an sich habe und einen sieben Fuß langen Hagedorn liefern, von Einem Schusse ohne Aeste.

Hans nahm darauf Neustadt in Besitz und baute einen weiten hohen Thurm, der noch jetzt vorhanden ist und Junker Hansens Thurm genannt wird. In diesen Thurm ließ Hans alle Bürger werfen, die seinem Willen nicht gehorchten, und hielt sie bei schmaler Kost.

Und die Bewohner des Thurmes mehrten sich von Tage zu Tage, so daß bald ein großer Theil sämmtlicher Bürger darin saß. Es wendeten sich zwar die Weiber an Hans und baten, daß er ihnen ihre Männer wiedergebe, da sie dieselben nicht entbehren könnten. Allein es war vergebens, denn auf den strengen Junker machten solche Bitten keinen Eindruck.

Den Neustädtern wurde dieses harte Regiment natürlich immer lästiger und der Magistrat begann zu überlegen, wie die Stadt sich von demselben befreien und wieder unter die Obhut des guten Kur-

fürsten gelangen könne. Allein jegliche Verhandlung, die deshalb auf dem Rathhause gepflogen wurde, mochte das auch noch so geheim geschehen, wurde dem Junker bekannt und er wußte sie stets zu hintertreiben. Die Neustädter zogen daraus den richtigen Schluß, daß der Teufel dem Junker dabei behülflich sei. Darum verlegten Bürgermeister und Schöffen ihre nächste Berathung in's offene Feld an eine Stelle, die noch heute der „gute Rath" genannt wird. Hier faßten sie den Beschluß, den Junker abzukaufen, und um die schwierigen Bedingungen herbeizuschaffen wurden drei Bürger gewählt, von denen der eine die Sorge um das Geld, der andere die wegen des Ziegenbocks, der dritte die Lieferung des Hagedorns übernehmen sollte. Der Letztere hatte die bequemste Aufgabe erhalten. Er düngte eine Stelle seines Gartens auf das Sorgfältigste, pflanzte einen Hagedorn dahin und pflegte denselben früh und spät. Die andern beiden mußten sich dagegen auf die Wanderung begeben und durchzogen viele fremde Länder, ehe sie das fanden, was sie suchten. Der, welcher nach dem Gelde ausgezogen war, kam endlich nach der Schweiz und traf dort den Kaiser. An ihn wendete er sich und dieser war so gnädig und erfüllte seine Bitte nach neuer und nur von demselben Fürsten geschlagener Münze. Der Andere aber fand erst in Ungarn einen Ziegenbock, wie er sein mußte. Inzwischen war auch der Hagedorn so trefflich gediehen, daß, als jene mit dem Gelde und dem schwarzen Ziegenbock heimkehrten, derselbe statt der nöthigen sieben Fuß, sogar neun Fuß hoch gewachsen war. So waren denn alle Bedingungen herbeigeschafft und die Neustädter zögerten nun auch keinen Augenblick mehr, das schwere Joch des Junkers Hans von Dörnberg von ihrem Halse zu werfen. —

(Nach der Erzählung eines alten Bürgers von Neustadt abgedruckt in dem Hess. Volksblatt Nr. 11).

4. Die Gelsterburg. Ueber der bei Witzenhausen mündenden Gelster lag ehemals unfern des Dorfes Trubenhausen auf einem steilen Hügel die Gelsterburg, von der jetzt weiter nichts übrig ist, als der Wall und der Graben. Diese Burg wurde einstmals belagert, aber weder die Waffen, noch die engste Umschließung waren im Stande sie zu bezwingen. Ein geheimer Gang führte von der Burg ins Freie hinaus und durch diesen ritt der Burgherr aus, wenn er wollte, und gebrauchte nur die Vorsicht, die Hufeisen seines Pferdes verkehrt aufzuschlagen, um den Feind von dieser Spur abzulenken. Endlich jedoch wurde der Gang und auch diese List entdeckt und bald blieb nur die Wahl noch übrig zwischen dem Hun-

gertode oder dem Tode durch die Belagerer. Da schritt die schöne Hausfrau des Ritters eines Morgens zu dem Feinde herab und bat um Gnade, um Gnade nur für sich. Und die Thränen des lieblichen Weibes bewältigten das Herz des zürnenden Kriegers. Und als er ihr Gnade bewilligt hatte, da flehte sie auch noch um die Erlaubniß, nur so viel aus der Burg mit hinfort nehmen zu dürfen, als sie in der Schürze zu tragen vermöge. Und auch das wurde ihr gestattet. Sofort nähete sie sich eine große Schürze, trug dann darin ihren Gatten herab und rettete so demselben Freiheit und Leben. Noch jetzt zeigt man einen Malstein, auf dem sie mit ihrer schweren Bürde ausgeruht hat. (Ebendas. Nr. 12).

3. Der Hesselbühl. Der Weg von Großalmerode nach Witzenhausen führt über eine waldige Höhe, der Hesselbühl genannt, auf der zur Seite des Weges eine Wiese liegt, die die große Wiese heißt. Noch ist es nicht lange her, als ein Mann diesen Weg wandelte um ein Geschäft in Witzenhausen abzuthun. Als er auf die Höhe gelangte, fand er auf einer Wiese eine Blume von seltener Schönheit und er brach dieselbe, um bei der Heimkehr seinen Kindern eine Freude damit zu machen. Doch kaum war er wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo er die Blumen gefunden, als seinen Blicken sich daselbst ein köstlicher Pallast zeigte. Verwundert blieb er stehen und traute seinen Augen nicht mehr; denn er hatte nicht nur niemals hier ein Gebäude gesehen, sondern auch noch keinmal ein so prachtvolles Schloß. Erst nach einigem Zögern und nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Augen ihn nicht täuschten, faßte er Muth und näherte sich dem Pallast. Allein er fand Alles zu, Thüren und Fensterläden, Alles war verschlossen. Als er jedoch mit der Blume in seiner Hand die Pforte berührte, öffnete sich diese plötzlich vor ihm, wie von Geistern aufgethan, und mit bangem Zagen betrat er das Innere. Hatte er aber schon über das Aeußere gestaunt, wie steigerte sich noch seine Bewunderung, als er die Gemächer selbst betrat und diese mit einem nie geahnten Glanze und Reichthum geschmückt fand. — Alles blinkte von den edelsten Metallen und den köstlichsten Edelsteinen und sein Herz hüpfte vor Freude bei dem Gedanken, jetzt ein reicher Mann zu werden, reicher wie jeder Bewohner seines Ortes. Und dennoch kamen wieder Zweifel bei ihm auf, ob das Alles denn auch Wirklichkeit sei, und er trat wieder aus dem Gebäude, um sich umzuschauen und sich zu überzeugen? In dem Augenblick aber stürzte der Pallast unter schrecklichem Krachen zusammen und Alles war wieder spurlos verschwunden. Denn er

hatte die Blume von der Wiese in Gedanken und beim Anschauen der Herrlichkeiten aus der Hand gelegt und sie leider verloren. — Auch Andere haben schon diesen Pallast erblickt, aber sie sahen die Blume nicht, wodurch er sich ihnen erschlossen hätte, und fliehend eilten sie an der unheimlichen Erscheinung vorüber. — Ebendas. Nr. 12).

6. Woher die Kleinschmalkalder stammen? Die Berge des Thüringer Waldes hatten schon lange gar Manchen gereizt, um in ihnen nach Erz und edeln Steinen zu suchen. Allein noch Keiner hatte es gewagt sie wirklich zu besteigen aus Furcht vor den düstern Wäldern und engen Thälern, womit sie bedeckt sind. Man war immer nur scheu um sie herumgewandert. Endlich kamen Bergleute aus Ungarn und konnten dem Gelüste nicht widerstehen. Sie nahmen also ihre Hämmer und Schlägel und ihre sonstigen Geräthschaften, kletterten von einer Höhe zur andern und suchten emsig überall, ob sich keine werthvollen Metalle entdecken ließen? So waren sie eines Tages auch in das Thal gekommen, wo jetzt Kleinschmalkalden liegt, und wären gern wieder heraus gewesen, wenn sie nur einen Ausweg hätten finden können. Sie liefen bergauf und bergab, nach Morgen und Abend, nach Mittag und Mitternacht. Allein wie sehr sie auch suchten und forschten, nirgends ließ sich eine Oeffnung erblicken, wodurch sie aus dem Thal gekommen wären. So beschlossen sie denn endlich sich hier anzubauen, und aus diesen Hütten ist Kleinschmalkalden entstanden und diese Bergleute aus Ungarn sind seine ersten Bewohner gewesen. (Mündlich).

7. Der Nachtwächter von Melsungen. Im Herbste, wo es gar mancherlei zu schaffen gibt in Feld und Wiese, kann man es wohl auch einem Nachtwächter nicht verdenken, wenn er lieber schläft, als die Runde macht. So hatte denn einst der Nachtwächter von Melsungen des ganzen Tages Last und Hitze getragen und mußte doch um zehn Uhr Abends wieder auf den Beinen sein, weil ihn sein Amt dazu trieb. Es wurde also die zehnte Stunde in gewohnter Weise abgerufen, auch der Stadt Bestes nach allen Seiten hin gewahrt. Als er jedoch wieder nach Hause wollte, sah er auf dem Markte vor dem Wirthshause zum goldnen Löwen eine Kutsche stehen, die war ausgespannt und bot ein bequemes Plätzchen, um eine Stunde darin zu verträumen. „Du könntest Dich hinsetzen, dachte der Nachtwächter, so wärest Du um Elfe gleich bei der Hand und sparteſt den weiten Weg nach Deiner Wohnung.“ Und ehe er sich's versah, saß er in dem Wagen und legte sein

Horn neben ſich. — Die Luft war ſo angenehm, die Polſter und Kiſſen in der Chaiſe ſo weich, daß er ſich's nicht beſſer wünſchen konnte. Er ſchlief ſchon lange, ehe er es wollte, und ſchlief ſo feſt, daß er nichts von Allem hörte, was um ihn her geſchah. Denn kaum war ein Viertelſtündchen vergangen, daß er ſich's im Wagen bequem gemacht, ſo ſpannte der Kutſcher die Pferde vor und fuhr nach Kaſſel zu, das er gegen Morgen erreichen mußte. Das Schaukeln des Wagens beförderte noch den ſanften Schlaf des Nachtwächters und die ganze Strecke hindurch ſtörte nichts ſeinen Schlummer. Doch als man gegen drei Uhr nach Waldau kam, hielt der Kutſcher vor der Schenke, um ſeine Pferde etwas ruhen zu laſſen. Darüber erwachte nun der Nachtwächter, der in der Meinung, es möchte jetzt elf Uhr ſein, ſchnell aus dem Wagen ſprang, in ſein Horn ſtieß und die Zeit abrief, wie es ſeines Amtes war. Das ſchallte ſo wunderbar durch die ſtille Nacht, daß die Waldauer aufſchracken, der dortige Nachtwächter aber beſonders nicht wußte, was das bedeuten ſolle, da er ſo eben dem Dorfe den Morgen verkündet hatte? Er eilte alſo raſch und zornig herbei und es dauerte lange, bis man ſich verſtändigte und der Melſunger Nachtwächter ſich endlich überzeugte, wo er denn eigentlich ſei? — Seit der Zeit hat er ſich gehütet, jemals die Stunden wieder in einer leeren Kutſche zu verträumen und konnte überhaupt von Glück ſagen, daß er diesmal mit einem blauen Auge davon kam. (Mündlich).

8. Die Magd von Körle. Das Dorf Körle zwiſchen Kaſſel und Melſungen an der Fulda iſt ein Filial von Wollerode. Vor langen Jahren kam an einem Sonntage der daſige Pfarrer herübergeritten, um den Gottesdienſt zu beſorgen. Seinen Eſel, ein frommes Thier, band er, wie gewohnt, außen an die Kirchhofsmauer, damit er ſich an den Diſteln erluſtigen möge, die daſelbſt in Menge wuchſen. Es dauerte gar nicht lange, ſo hatte ſich eine Schaar muthwilliger Jungen um den Eſel verſammelt und neckten und zerrten an ihm, daß er hinten und vorn ausſchlug. Da kam von ungefähr eine junge Bauerndirne vorüber, welche eine Miſtgabel trug; ſie lachte über das neckiſche Spiel der Knaben, trat hinzu und begann nun auch den Eſel mit der Miſtgabel zu kitzeln. Bald mehrte ſich das Häuflein der Zuſchauer, denn es gab damals viele Bauern in Körle, welche des Sonntags um die Kirche herum zu gehen pflegten und ſoll auch jetzt noch deren geben. Alles fand Vergnügen an den Sprüngen des armen geplagten Eſels, ja ſie liefen am Ende ſelbſt heim, holten Miſtgabeln und kitzelten das unglückliche Thier damit

ſo lange bis es zuſammenbrach und alle Viere ſtreckte. — Als nun der Pfarrer aus der Kirche kam und ſeinen Eſel wieder beſteigen wollte, fand er ihn todt und klagte ſehr darüber. Denn das fromme Thier, das ihn ſchon ſo manches Jahr nach ſeinem Filial getragen hatte, war ihm ſehr ans Herz gewachſen. Das rührte einen alten Bauern, der den Frevel mit angeſehen, und er hinterbrachte dem Pfarrer die Geſchichte. Seitdem müſſen die Bauern von Körle einen jährlichen Zins, „Eſelszins" oder auch „Kitzelgeld" genannt, zahlen. Sie werden darum auch ſehr böſe, wenn man ſie an die Geſchichte erinnert, und wer es nur wagte, die Zipfel ſeiner Rockſchöße wie ein paar Eſelsohren an den Kopf zu halten und ſo durchs Dorf zu gehen, der möchte wohl ſchwerlich ohne eine Tracht Prügel davon kommen. Auch iſt es ſeitdem in Niederheſſen ſprüchwörtlich geworden, von einem Uebermüthigen, der tolle Streiche macht, zu ſagen: „Dem iſt zu wohl, wie der Magd von Körle."

9. Die Ullenfänger. Es traf ſich einſt, daß auf dem Kirchthurme zu Waldkappel eine Eule ihr Neſt baute, und da der große Vogel, der ſich meiſt nur Abends in der Dämmerung ſehen ließ, den Einwohnern unbekannt war, ſo wendeten ſie alle Liſt und Schlauheit an, um das merkwürdige Thier in ihre Gewalt zu bekommen. Nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang es indeſſen wirklich einem Bürger die Eule zu fangen. Die ganze Stadt lief ob dieſes Ereigniſſes zuſammen, jedermann ſtaunte über die großen Augen und Ohren des wunderbaren Geſchöpfes und ſie beſchloſſen endlich daſſelbe nach Kaſſel in das Muſeum zu ſchicken, weil man gewiß dort noch kein ſolch ſeltenes Thier beſäße. Es wurde daher eine Deputation nach der Reſidenz abgeordnet und auf dem ganzen Wege dahin erregte dieſe wegen der Eule das größte Aufſehen. Als ſie aber nach Kaſſel kamen, wurden ſie tüchtig ausgelacht und mit der Eule nebſt Schimpf und Spott wieder heimgeſchickt. — Seitdem heißen ſie die „Ullenfänger." (Mündlich).

10. Das Hufeiſen. Nicht beſſer erging es den Elberbergern. Dieſe fanden nämlich einmal zufällig ein Hufeiſen vor ihrem Dorfe, das ein Fuhrmann verloren haben mochte. Und da ſie ſelbſt keine Pferde beſaßen, vielmehr ihren geringen Ackerbau mit der Hacke und dem Spaten beſorgten, auch das Heu und Getraide auf dem Schiebkarren nach Hauſe fuhren, ſo begriffen ſie nicht, was das für ein Ding ſei und wozu es nützen könne." Sie riethen wohl hin und her, aber keiner wußte den wahren Grund anzugeben. So zogen

ſie denn zuletzt mit dem Hufeiſen nach Kaſſel, um es dort als eine Merkwürdigkeit aufbewahren zu laſſen. (Mündlich).

11. Die Mückenſtürmer. Die Hersfelder führen den Spitznamen „Mückenſtürmer" und das hat folgende Urſache. An einem ſchwülen Sommertage zeigte ſich über dem ehemals ſehr hohen Thurme der Stadtkirche eine ſchwarze Wolke, welche viel Aufſehen und Beſorgniß erregte. Die Bürger liefen zuſammen in der Meinung, daß es irgend wo in der Stadt brenne, eilten auf den Kirchthurm und ſchlugen die Sturmglocke an. Allein nirgends ward ein Hülferuf vernommen, nirgends bemerkte man Feuer in der Stadt. Als die Bürger nun die ſonderbare Wolke, die ſie für Rauch gehalten hatten, näher betrachteten, ergab es ſich, daß es ein ungeheuerer Schwarm von Mücken war, welche, nachdem ſie einige Zeit um die Thurmſpitze geflogen waren, ſich wieder zerſtreuten. (Heſſ. Jahrb. S. 249.)

12. Die böſe Mutter. Es war einmal zu Ahlersbach eine Frau, die hatte zwei Kinder, einen Sohn und ein Töchterchen. Eines Tages ſchickte ſie die Beiden unter dem Verſprechen, daß wer zuerſt wiederkäme, das größte Stück Butterbrod kriegen ſollte, nach dem Walde ins Holz. Der Knabe kam zuerſt zurück und fragte auch gleich nach ſeiner Belohnung. Geh' hinauf, ſagte die Mutter, Dein Butterbrod liegt in der Lade. Er ging und wollte es herausholen, da kam aber ſeine Mutter und ſchlug den Ladendeckel über ihm zuſammen, ſo daß ſie ihn tödtete. Sie ſteckte ihn darauf zerſtückelt in einen Topf am Feuer, um ihn zu kochen. Als nun auch das Schweſterchen kam und nach dem Butterbrod fragte, da ſagte die Mutter, es ſolle es ſich in der Lade holen, dann aber nach dem Feuer ſehen und es ſchüren, aber bei Leibe nicht den Deckel von dem dabei ſtehenden Topfe aufheben. Das Schweſterchen neugierig gemacht, was wohl ſo beſonderes in dem Topfe ſtecken möge, lüftete den Deckel, und da guckte ein Fingerchen heraus! Da ging es um das Haus herum und weinte, denn es dachte ſich's wohl, daß die Mutter müſſe das Brüderchen getödtet haben, weil ſie auf ſeine Frage, ob daſſelbe noch nicht wieder zurück ſei, mit nein geantwortet hatte. Der Vater war draußen im Walde und machte Stöcke. Als es nun Mittag wurde, da ſagte die Mutter zum Töchterchen, es ſolle ihm das Mittagseſſen bringen, was es auch that. Nun verwunderte ſich der Vater, daß ihm ſeine Frau heute Fleiſch ſchickte und noch mehr verwunderte er ſich, als ihm das Fleiſch ſo ſüß ſchmeckte und ſo gut, wie er noch keins gegeſſen

zu haben ſich erinnerte. Sein Töchterchen aber blieb traurig, las die abgegeſſenen Knöchlein auf und ſammelte ſie; und ſiehe da! die Knöchlein, als ſie beiſammen waren, flogen fort, wie ein Vöglein. Und das Vöglein kam auf ein Bäckerhaus zu ſitzen, da ſang es:

Meine Mutter mich erſchlug,
Meine Schweſter mich trug,
Mein Vater mich aß,
Meine Schweſter mich zuſammenlas.
Auf e Stöckelge
Ich fortgefloge bin e Vögelge!

Der Bäcker, dem der Geſang gefiel, rief dem Vögelchen zu, daß, wenn es noch einmal ſo ſänge, er ihm einen Weck hinaufwerfen werde. Das Vögelchen that's und bekam den Weck. Darauf flog es auf das Haus eines Schuhmachers. Da ſang es wieder:

Meine Mutter mich erſchlug,
Meine Schweſter mich trug,
Mein Vater mich aß,
Meine Schweſter mich zuſammenlas.
Auf e Stöckelge,
Ich fortgefloge bin e Vögelge.

Dein Sang, rief der Schuhmacher, gefällt mir gar wohl! laß ihn noch einmal hören, dann werd' ich Dir auch ein paar Schlappen (Pantoffeln) geben. Das Vöglein willfahrte und bekam daher die Schlappen hinaufgeworfen. Es flog weiter, erſt auf ein Hutmachers Haus, wo es, nachdem es auch da mit ſeinem Geſange gefallen und ihn hatte wiederholen müſſen, einen Hut, dann auf das Dach eines Schneiders, wo es auf dieſe Weiſe ein Leibchen (eine Weſte) erhielt, und ſo bekam es auf dem Hauſe eines Metzgers eine Wurſt und endlich auf dem eines Müllers einen Mühlſtein. Nun flog es auf den Schornſtein ſeines Vaterhauſes. Da kratzte es den Speis (Mörtel) los, daß er auf die Klöße fiel, welche eben von der Mutter gekocht wurden. Die Mutter, böſe darüber ſchickte das Schweſterchen hinaus, um zu ſehen, woher das komme? Das Schweſterchen konnte nichts entdecken, bekam aber ein paar Schlappen herunter geworfen. Nun mußte, weil die Klöße immer mehr verunreinigt wurden, der Vater hinausgehen. Der konnte eben ſo wenig etwas ſehen, bekam aber einen Hut herabgeworfen. Geh' Du noch einmal, ſagte darauf die Mutter zum Töchterchen, damit ich erfahre, wer da gar nicht aufhören will, meine Klöße mit Dreck zu bewerfen? Und wieder war nichts zu ſehen, und wieder aber kam ein Geſchenk, ein Wecke herab. Und ſo kam nachher, als der Vater ebenfalls zu ſchauen

gegangen wieder was, ein Leibchen, herab. Und als aufs Neue das Tochterchen war hinausgeſchickt worden, wieder eins, eine Wurſt. Nun, rief da die böſe Mutter aus, weil ihr bei all den hübſchen Sachen noch nichts entdecken könnt, ſo will ich wenigſtens ſehen, ob ich auch etwas herabgeworfen kriege? Kaum ſtand die aber draußen, da kam der Mühlſtein geflogen und ſchlug ſie ſieben Klafter tief in die Erde hinein. (Zeitſchr. d. Vereins. Bd. VI. S. 361 ꝛc.

13. Die Hochzeit. Es war einmal, ſo gehen alle Mährchen an, eine Hochzeit, da tanzten und ſprangen die Gäſte und aßen und tranken, einen Tag und zwei Tage und drei Tage. Und über all den Jubel des Hauſes und der Menſchen dachte Niemand an das Vieh im Stalle. Denn auch Knechte und Mägde und das ganze Hausgeſinde tanzte und ſprang, aß und trank. So kam es denn, daß anſtatt Ordnung Unordnung auf dem Hofe eintrat, jedes ſeine beſonderen Wege ging und Niemand gehorchen oder ſeine Schuldigkeit thun mochte. Der Hofhund hatte ſeinen Platz auf der Hausflur verlaſſen. Er wußte jetzt Beſſeres zu machen, als zudringliche Bettler von der Thür zu jagen oder alten Weibern die Zähne zu weiſen. Denn in der Stube und Küche gab es ſo manchen fetten Biſſen, daß er alle Feindſchaft mit der Katze vergaß und Beide genug hatten. Auch dieſe hatte den Krieg mit den armen Mäuſen aufgegeben, weil ſie auf Schüſſeln und Tellern viel Schöneres zu naſchen wußte. Mit freundlichem Knurren und Schnurren trat ſie zu Jedem und rief: „Miau, miau! nimm Dir 'ne Frau! Miau!“ Weniger war aber die Kuh mit dem Feſte zufrieden, da ſie ſchon zwei Tage kein Futter erhalten hatte. Es hungerte und durſtete ſie gar jämmerlich. Laut brüllte ſie: „Währt denn die Hochzeit immer noch! immer noch! — Doch der Hahn war auf die Scheune gerathen, wo das Korn und der Weizen mit vollen Aehren lag. Und wenn er die ſchönen Körner auspickte und verſchlang, krähte er luſtig: „Ich wollte, ſie währte noch ein Jahr! Ach, währte ſie noch ein Jahr!“ — Die Gans hatte das Krähen des Hahns auf die Tenne gelockt und jedes Körnlein, das er fallen ließ, hob ſie auf und ſchnatterte dazu: „Nananana! Laßt mir auch noch was! Nananana! Laßt mir auch noch was!“ (Mündlich).

14. Der Klappermichel. Es war einmal ein Burſche, der hatte zu ſeinem Mädchen geſagt, er nähme keine Andere wie ſie und hatte am Ende doch ſein Wort nicht gehalten, ſondern eine andere geheirathet. Darüber grämte ſich ſein Schatz zu Tode und

ſagte auf ihrem Sterbebette, es ſolle der Burſche zur Strafe nicht verfaulen, wenn er einmal ſtürbe. Und er war auch wirklich nicht verfault; denn als der Todtengräber nach langen, langen Jahren auf die Stelle kam, wo der Menſch hingelegt worden, fand er noch deſſen vollſtändigen Leichnam unverfault und unverweſet. Stellte ihn an die Kirchhofsmauer und die Leute nannten das Gerippe den Klappermichel, weil die Knochen ſo klapperten, wenn der Wind darüber hinfuhr.

Nun ſaßen einſt ein paar Mädchen Abends beiſammen in der Spinnſtube, da ſagte die Eine: „Was gilt die Wette, ich trage Euch den Klappermichel herein!“ Sie geht auch wirklich fort, packt den Klappermichel auf die Schultern und ſtellt ihn in die Stube, ſo daß Alle ſich fürchten und davon laufen. Darauf ſagt der Klappermichel, haſt Du mich hereingetragen, ſo kannſt Du mich auch wieder hinaus tragen. Das geſchieht, und als ihn das muthige Mädchen wieder an die Kirchhofsecke ſtellen will, ſagt er zu ihm: „Ich bitte Dich, daß Du nun in die Kirche gehſt; hinter dem Altar ſitzt meine ehemalige Braut, ſprich zu ihr, ich ließe ſie bitten, ſie ſollte mich losgeben, auf daß ich endlich verfaule.“ — Darauf geht das Mädchen unverzagt in die Kirche und findet in der That die Braut des Burſchen hinter dem Altare ſitzen. Zu dieſer ſpricht es, er ließe Dich bitten, Du möchteſt ihn losgeben, damit er doch endlich verfaule. „Nein,“ ſagt die Braut, „das thue ich nicht.“ Mit dieſer Antwort kommt das Mädchen wieder zurück. Nun ſagt der Todte: „Ich bitte Dich, gehe noch einmal hin und ſprich, ich ließe ſie bitten um das Blut Chriſti willen, ſie ſollte mich nur verfaulen laſſen.“ Da macht ſich denn das Mädchen zum zweitenmale auf, geht in die Kirche und bringt ihr Anliegen vor. Jetzt ſpricht die Braut: „Um das Blut Chriſti ſollen wir wohl Vieles thun, aber verfaulen ſoll der Burſche dennoch nicht, er ſoll zu Aſche werden.“ Und wie nun das Mädchen zum Klappermichel zurück kommt, iſt dieſer zu einem Klümpchen Aſche zerfallen. (Mündlich).

15. Die Eſel. Der jedesmalige Pfarrer von Waldau bekommt jährlich noch eine hübſche Quantität Hafer aus der fürſtlichen Meierei zu ſeiner ſchon recht erklecklichen Beſoldung und das aus folgendem Grunde. Machte der Landgraf vor vielen Jahren einmal einen Spaziergang nach dem nahen und ſchön gelegenen Dorfe. Und wie er ſo mit den Hofjunkern daher trottet, ſehen ſie den Pfarrer von Waldau daher kommen, weil er nach Bettenhauſen, ſeinem Filiale muß. „Will 'mal mit dem Pfaffen anbinden und meinen Kurzweil

mit ihm treiben," ſagt da Einer von dem Gefolge zu dem Fürſten. „Nimm Dich wohl in Acht," warnt dieſer, „der Mann läßt ſich nicht ſpaßen." Allein als jetzt der Pfarrer nahe iſt und ſeinen Landesherrn grüßt, iſt mein Hofjunker nicht faul und ſpricht: „Warum gehen Sie zu Fuße, Herr Paſtor, und halten ſich nicht einen hübſchen Rappen zum Reiten?" — Mein Einkommen iſt nicht von der Art, daß ich mir ſo etwas erlauben könnte, und ſo muß ich mich mit Schuſters Rappen behelfen," lautet die beſcheidene doch beſtimmte Antwort. „Und wenn's kein Pferd wäre, das Sie füttern könnten," fährt der Junker fort," ſo thäte es auch ſchon ein Eſel. Hat ſich der Heiland ſelbſt dieſes Thieres zum Reiten bedient." — „Ach, einen Eſel?" ſpricht der Pfarrer, „wo ſoll ich den hernehmen; da die kleinen Eſel in der Mühle und die großen am Hofe ſind." Außer dem Einen lachten ſie ſämmtlich ob dieſer Antwort und der Landgraf am meiſten. Und als ſich der Pfarrer ſtill fortſchleichen wollte, ließ ihn der Fürſt nahe heran treten und ſich mit dem Rücken vor ihn ſtellen; dann nahm er ein Blatt Papier, legte es auf des Mannes Buckel und ſchrieb darauf den Befehl an fürſtliche Renterei, daß dem Pfarrer jährlich ſo und ſoviel Viertel Hafer zum Halten eines Pferdes ſollten verabfolgt werden. Dieſes Papier händigte er dem Erſtaunten ein und iſt denn die Frucht auch jedes Jahr richtig empfangen worden. (Mündlich).

16. Das brave Mädchen. Eine Frau hatte zwei Töchter, aber keinen Mann. Eines Tages ſagte ſie zu den Mädchen: „Nehmt die Sichel und holt mir Futter für die Kuh. Ihr könnt wohl in den Waizen gehen, aber den Waizen ſelbſt dürft Ihr nicht abmähen, ſondern nur das Unkraut." Sie gingen hin und ſahen am Acker zwei häßliche Kröten ſitzen, eine magere und eine fette. „Pfui!" ſagte das eine Mädchen, „die garſtigen Dinger!" Dabei nahm es eine Garbe und ſchlug auf die Kröten los. „Du thuſt ihnen ja weh," rief das andere; „ich bitte Dich, ſchlag ſie nicht. Man ſagt ja immer, Menſchen könnten ſich in Kröten verwandeln, vielleicht iſt das hier geſchehen. Ueberdem ſcheint es mir, als ob die Eine bald Junge bekäme und da möchte ich ſie pflegen, wenn ſie in den Wochen liegt." — „Warum nicht gar," ſpottete das erſte Mädchen, „das wäre mir was Rechtes, das Ungethüm noch zu pflegen, wenn es krank iſt. Lieber will ich es gleich todtſchlagen." Und mit dieſen Worten hieb ſie noch ärger auf die Thiere. Da nahm ihr die Schweſter die Ruthe weg, zerbrach ſie in Stücken und ſagte: „Sind es auch keine Menſchen, ſo ſind es doch ſchuldloſe Thiere, und Du

weißt ja, daß schon im ABCbuche steht: „Nimm auch dem kleinsten Thier muthwillig nicht sein Leben, es ward ihm ja von Gott und nicht von Dir gegeben". Darauf mähten sie ihr Futter und gingen nach Hause.

Am folgenden Tag war das böse Mädchen in der Mühle und weil die Kuh das Futter aufgezehrt hatte, so mußte die mitleidige Schwester allein auf das Feld gehen. Wie sie nun an die Stelle kam, wo die zwei Kröten gesessen hatten, stand da ein kleines graues Männchen und sagte: „Du hast gestern versprochen die dicke Kröte zu pflegen, wenn sie krank würde: ist das noch dein Wille, so will ich Dich jetzt zu ihr führen und es soll Dein Glück sein." — Da wurde dem Kinde doch etwas bange, doch sprach es: „Der Kröte will ich wohl beistehen, doch würde meine Mutter mich vermissen und sich um mich ängstigen." — „Was thut das," antwortete das graue Männlein, „bis Morgen kannst Du wieder zu Hause sein und dabei Dein Glück machen." Damit führte er das Mädchen durch den Wald bis an einen hohen Berg. Auf seinen Befehl that sich die Thüre auf, die in den Berg ging und vor der sie standen. So gelangten sie in den Berg und zu einem prächtigen Saal, da lag eine Frau im Bette und klagte sehr. Das Mädchen kannte die Frau wohl, denn sie war ja eine Nachbarin, die nicht fern von dem Hause der Mutter wohnte. Allein es stellte sich, als ob es nicht wüßte, wer sie wäre, sondern pflegte sie nur treulich die ganze Nacht hindurch bis an den andern Morgen. Da war die Frau frisch und gesund und konnte wieder aufstehen. Zu dem Mädchen sagte sie jetzt: „Weil Du mir so gut aufgewartet und Dein Versprechen erfüllt hast, sollst Du auch belohnt werden. Hier nimm diesen Beutel, darin sind zweihundert Thaler, die sind Dein und in der nächsten Walpurgisnacht kannst Du Dir noch mehr Geld verdienen, wenn Du zu meiner Schwester gehst und ihr die Nacht schwingen hilfst. Doch für Deine Schwester will ich Dir auch ein Geschenk mitgeben. Siehst Du diese Tasche, die sollst Du ihr bringen, aber nimm Dich in Acht, daß Du sie nicht selbst umhängst, es wäre sonst Dein Verderben."

Damit wurde das Mädchen wieder aus dem Berge geführt und befand sich bald im Walde. Wie nun die Sonne so hell durch die Bäume schien, da gliperte der Riemen an der Tasche so prächtig wie blankes Gold, und es that dem Mädchen fast leid, daß es nicht selbst das Ding besitzen sollte. Wie herrlich würde es mich kleiden, sagte es, es gefällt mir viel besser, als der Beutel mit dem Gelde, der so schwer ist, daß er mir fast die Schürze zerreißt. Zum Glück dachte es aber an die Warnung der Frau, die Tasche ja nicht selbst

nmzuthun. Wenn ſie aber Deiner Schweſter Schaden zufügte, ſagte es, ſo wäreſt Du ja auch Schuld daran und würdeſt Dich betrüben müſſen. Du willſt ſehen, was es mit dem Ding für eine Bewandtniß hat? Damit ſchnallte ſie es mit dem goldnen Riemen um einen Baum und im Augenblick ſtand der Baum in vollen Flammen. Erſchrocken lief das Mädchen nach Hauſe zur großen Freude ſeiner Mutter, die es die ganze Nacht mit Schmerzen geſucht hatte. Gar zu gern hätten ſie nun auch erfahren, wo es geweſen wäre, allein da ihr von der Frau über die ganze Sache ſtrenges Stillſchweigen auferlegt worden war, antwortete es nur, es dürfe es jetzt nicht ſagen, ſpäterhin ſollten ſie Alles hören.

Unterdeſſen kam die nächſte Walpurgisnacht heran und es fiel dem Mädchen ein, daß es der Schweſter der Nachbarin müſſe Flachs ſchwingen helfen. Dieſe Frau hatte einen Schmied im Dorfe geheirathet, der ein ſtrenger Mann war und nicht duldete, daß ſeine Frau eine Hexe ſein ſollte. Sie freute ſich daher außerordentlich, als das Mädchen ihr ſeine Hülfe beim Flachsſchwingen für die Walpurgisnacht anbot. Denn ſie hoffte dadurch Gelegenheit zu erhalten dem Tanze der Hexen auf dem Blocksberge beizuwohnen, ohne daß es ihr Mann erfuhre. So arbeiteten denn die Beiden richtig an dem Flachſe bis Mitternacht und der Schmied lag in ſeinem Bette und ſchlief. Sowie es aber zwölfe ſchlug, raſchelte es vor der Scheune und plötzlich ſtand ein Ziegenbock davor. Das Mädchen erſchrack ſo ſehr, daß ſich ſeine Haare ſträubten und die Mütze ſich ihm in die Höhe hob. Aber die Frau ſagte: „Leg' dem Ziegenbock einen Sattel auf und ein ſeidenes Tuch darüber.“ Nun beſtieg ſie das Thier und gebot noch dem Mädchen: „Schwing Du nur zu und klopfe recht wider den Schwingeſtock, daß man glauben muß, es arbeiteten ihrer zwei darauf.“ Damit war ſie im Nu verſchwunden.

Etwa eine halbe Stunde mochte verfloſſen ſein, da raſchelte es wieder vor der Scheune und des Schmiedes Frau kam mit dem Ziegenbock. Sie nahm zwei Beutel von dem Sattel und ſprach: „Es ſind in jedem hundert Thaler und dieſer iſt für Dich. Weil Du nun ſo gut Wort gehalten und ſo wacker gegen den Schwingeſtock geſchlagen haſt, ſo will ich Dir von meinem Geld noch ſechzig Thaler geben. Aber Du darfſt um keinen Preis erzählen, wo ich dieſe Nacht geweſen bin und wofür Du das Geld erhalten haſt.“ — Darauf gingen ſie in die Stube und aßen und tranken. Doch dem Mädchen war ſo wunderlich, daß ihm nichts ſchmecken wollte. Es fror beſtändig und die Angſt trieb ihm ſeine Mütze in die Höhe. Darum ging es bald nach Hauſe, legte ſich zu Bett und ſtarb nach

wenigen Tagen. Bevor es verschied, nahm es ein Stück Kreide und schrieb die ganze Geschichte auf den Tisch, um seinem Versprechen treu zu bleiben, sie Niemanden zu erzählen. (Mündlich).

17. Die Speck- und Brodstiftung zu Allendorf.

Einst schaukelte auf der Werra zwischen Steinvach und Allendorf in später Abenddämmerung der Kahn eines armen Fischers aus Allendorf, welcher noch emsig sein Netz nach Fischen auswarf. „Hol über! hol über!" erscholl es plötzlich vom linken Ufer her. Der Fischer sah zwar hier ein Männchen stehen, welches diesen üblichen Ruf zum Ueberfahren ertönen ließ, da ihm aber das Männchen unbekannt, auch der Ort zum Uebersetzen ungewöhnlich war, so achtete er anfangs gar nicht auf diesen Ruf und erst, als derselbe wiederholt ertönte, antwortete er aus seinem Nachen: „Er habe keine Zeit mehr zum Ueberfahren, seine Frau sei in die Wochen gekommen, das Kind müsse noch heute die heilige Taufe erhalten, und da er zu arm sei, um dem Pfarrer das Taufgebühr in baarem Gelde bezahlen zu können, so wolle er demselben wenigstens ein Gericht Fische fangen. Wenn er sich länger verweile, so bräche die Nacht ganz ein und er könne dann seinen Zweck nicht mehr erreichen." Der Unbekannte versicherte indessen, daß er durchaus auf das jenseitige Ufer müsse und wiedrholte seine Bitte ihn dahin überzusetzen, unter dem Versprechen, ihn dafür reichlich zu belohnen. Jetzt endlich willfahrte der Fischer seinem Verlangen. Als sie nun das rechte Ufer erreicht hatten, führte das geheimnißvolle Männchen den Fischer mit den Worten, daß, da er ihm geholfen, er ihm nun auch wieder helfen wolle, unten an den Fluß, wo einst die Osterburg gestanden und wo in altem, wie von glühenden Kohlen erhellten Steingeklüfte eine große Masse glänzender Goldstücke sich zeigte. Zugleich forderte er ihn auf, nach Belieben zuzulangen. Der Fischer war auch nicht blöde und raffte von den Goldstücken in seine Fischerschürze, soviel diese fassen wollte und eilte — das Männchen war unterdessen verschwunden — zu seinem Kahn und damit nach Hause, wo er voll Freude die Goldstücke vor seiner Frau ausschüttete. Diese erschrack indessen darüber so sehr, daß sie unter dem Ausrufe, daß er gewiß das Gold auf unrechtem Wege erworben habe, auf der Stelle starb. Der arme Fischer erkennend, daß in den Goldstücken kein Segen für ihn sei, brachte solche am folgenden Tage der städtischen Obrigkeit mit der Bitte, dieselbe zur Gründung einer Stiftung zu verwenden. Dies geschah denn auch und zwar in der Weise, daß die Zinsen des

Kapitals zu einer jährlichen Spende von Speck und Brod an Arme bestimmt wurde, die noch bis auf den heutigen Tag besteht.
(Zeitschr. d. Vereins. Bd. IV. S. 69).

18. Von dem Unkh. In Oberkalbach gibt es sehr große Unkh (Unken, Coluber natrix), zuweilen sind sie drei bis vier Schuh lang und 1 bis $2^1/_2$ Zoll dick. Sie werden für giftig gehalten. Ihre Eier, die sie in den Sand legen, brüten sie nicht selbst aus. Der Unkh flieht den Menschen, stellt sich aber, wenn man ihn schabernakt. Einer, der über einen Steinhaufen flüchtete, pfiff, und da erschienen andere. Hat ein Unkh einen Menschen gestochen und gelangt zuerst dazu, sich im Wasser abzuwaschen, so ist der Mensch verloren und muß sterben; dagegen muß er es, wenn der Gebissene vor ihm dahin gelangt. Die Blindschleiche sagte einst, wenn sie so groß und stark wäre wie der Unkh, so verschonte sie das Kind im Mutterleibe nicht; von der Zeit an ward sie blind. Der Unkenkönig, Unkskönig hat eine Krone. Er läßt sie fallen, wenn man ihm ein rothes Tuch unterlegt. Wer eine Unkskrone besitzt und versteht's, ist sehr glücklich, alle Morgen aber vor Sonnenaufgang kann er ein Stückchen davon abschneiden und da hat er ein schwer Stück Gold. Furchterlich ist der Unkskönig in der Wuth, wenn man ihm seine Krone genommen, man mag dann auf den höchsten Baum steigen, er wartet einen ab. — In Eiterhagen sagt man: Um eine Unkszunge zu erhalten, muß man den Unk auf einen rothen Lappen legen, rasch dann zwei Geldstücke nehmen und ihm damit die Zunge ausreißen. Diese wird in die Spitze einer Peitsche eingeflochten und wer eine solche Peitsche benutzt, dessen Pferde werden sehr fett und niemals krank. Auch laufen sie viel rascher, wenn man sie damit antreibt. — (Mündlich). Von den Unkh gibt es das Unkhstett, das sehr gut sein soll. Die Unkh haben einen Pfiff, wie ihn ein Mannskerle nicht so stark machen kann, und wenn einer pfeift, kommen gleich seine Kameraden herbei. — Einmal breitete ein Mann das rothe Tuch aus, damit ihm ein Unkh seine Krone darauf lege. Da er aber fürchtete, sie nicht ohne Gefahr davon tragen zu können, nahm er seinen Gaul mit. Kaum hatte er sie aber, so that mein Unkh 'n Pfiff und eine Unzahl anderer Unke kamen herbei, und alle dem Manne, der im Galopp davon jagte, nach. Sie erreichten ihn, sprangen auf sein Pferd, da ließ er seinen Mantel fallen. Die Unkh, die da glaubten, der Mann selbst sei herabgefallen, machten sich über den Mantel her und als ihn Tags darauf sein Herr wiederholte, fand er ihn ganz und gar zerstochen.

Einſt hatte ein Kind die Gewohnheit am Raine nicht weit von der Hinterthür ſeine Milch zu eſſen, wo ſich dann öfters ein Onkh herbeimachte, um mit zu eſſen. Da er aber nur die Milch und nicht auch von dem darin gebrockten Brode aß, nahm es den Löffel und ſchlug ihr damit auf den Kopf mit den Worten: „Freß nit nur Nich, freß auch Nöcke" (Brocken). Die Eltern neugierig, mit wem ihr Töchterchen ſo ſprechen möge, kamen heraus und ſahen die ſeltſame Kameradſchaft. Sie lachten und ließen ſie gewähren. Als nun der Onkh ſieben Jahre alt war, bekam er eine goldne Krone, denn dieſe kriegen ſie erſt mit dieſen Jahren, und als bald darauf das Mädchen eine Braut geworden war, kam er und legte ihm zur Ausſteuer ſeine goldne Krone auf den Herrn (Schooß).

(Zeitſchr. d. Vereins. Bd. VI. S. 356 ꝛc.).

19. Der Dukaten. Es ſoll ein großes Vergnügen ſein im Herbſte auf dem Felde und im Wald Hirſchen, Haſen und Rehen nachzujagen: Ein Vergnügen, dem ſelbſt fürſtliche Perſonen mit Eifer ſich ergeben, und ſo verſäumte es der Landgraf Moritz ſelten zu dieſer Zeit auf dem Habichtswalde und am Langenberge ein paarmal zu jagen, wenn er ſonſt ſich auch lieber mit den Wiſſenſchaften beſchäftigte und den Beinamen der „Gelehrte" trug. Namentlich war es der Langenberg und die weite Feldmark um ihn herum, welche er vor Allen liebte. Kam dann der Abend, ſo fand er bei dem Pfarrer zu Großenritte ein Nachtlager und freundliche Aufnahme und trabte dann am anderen Morgen wieder dem Walde zu. Die Fürſten von damals verſchmähten es nicht mit ihren Unterthanen zu verkehren wie mit ihres Gleichen und ſo verlangte denn der Landgraf zu ſeiner Bewirthung keinen beſonderen Aufwand, er nahm vorlieb mit dem, was das Pfarrhaus ihm bieten konnte, und wollte ſelbſt dafür noch dankbar ſein. Darum nahm er eines Morgens einen ſchönen neuen Dukaten, legte ſolchen in die große Bibel des Pfarrers in der Ueberzeugung, daß ihn dieſer dann am erſten finden werde und ritt davon. Allein wie groß war ſein Erſtaunen, als im nächſten Jahre, wo er wieder zur Jagd nach Großenritte ging, das Goldſtück ganz unberührt auf der nämlichen Stelle ſaß und ihm den Beweis lieferte, daß der Geiſtliche während dieſer ganzen Zeit auch nicht ein einzigesmal ſeine Bibel zur Hand genommen hatte. — (Mündlich).

20. Der Stillberg. Geht man von Eiterhagen nach Kaſſel, ſo gelangt man etwa auf der Mitte des Weges zu einer großen Wieſenfläche, die rund herum mit den ſchönſten Buchen beſtanden iſt.

Es soll hier ein schönes Schloß gestanden haben, das aber von den Hunnen so zerstört wurde, daß nur noch wenige Trümmer und Steinhaufen davon übrig sind. Auch soll an diesem Orte eine seltene Blume wachsen, welche dem, der sie besitzt, den Zugang in die Gewölbe unter dem ehemaligen Schlosse öffnet und worin noch große Schätze gefunden werden. Bisher hat aber noch Niemand diese Blume und die vergrabenen Herrlichkeiten erlangt, da nur einem Sonntagskinde dieselben beschieden sind. (Mündlich).

21. Der Bilstein. Auf einem schroffen Felsen am Ausgang des Höllenthales hatte sich einst ein verwegener Ritter eine Burg erbaut und machte die ganze Gegend des Meißners von Eschwege bis Allendorf mit seinem Gesindel unsicher. Sie hieß der Bilstein und kamen Fuhrleute mit ihren Wagen die Straße, so fiel er plötzlich über sie her, mißhandelte und beraubte sie. Oder wagten sich Mädchen auf das Feld und in den Wald, so schleppte er sie unbarmherzig auf sein Schloß. Die Klagen über ihn mehrten sich mit jedem Tage, da jeder Morgen neue Unthaten von ihm berichtete, und so beschloß man denn endlich, seine Nachsicht mit ihm zu haben und versammelte ein großes Heer, um ihn nebst seiner Burg zu verderben. Es war indessen keine leichte Arbeit, da, wie gesagt, die Letztere sehr fest und auf einem fast uneinnehmbaren Felsen erbaut war. Wochenlang schon belagerte man sie, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Man mußte dem Ritter jede Verbindung nach außen abschneiden und ihn durch Hunger zur Uebergabe zwingen. Es hatte das Schloß nur einen einzigen Eingang, dieser wurde auf's strengste bewacht und die Noth auf dem Bilstein nahm mit jedem Tage mehr überhand. Dennoch ergab der Ritter sich nicht. In einer Nacht lud er alle seine Kostbarkeiten auf einen Wagen, spannte ein paar muthige Rosse daran und raste mit diesen auf dem Wagen sitzend den steilsten Abhang hinab, so daß man am andern Morgen nur wenige Trümmer von ihm entdeckte. Seit jener Zeit ist die Burg gänzlich zerfallen, von den ehemals so starken Mauern hat sich auch nicht ein einziger Stein mehr erhalten. (Mündlich).

22. Die Kartoffeln. Von der Fruchtbarkeit des Werragrundes wird erzählt, daß man die Kartoffeln, die daselbst gewachsen mit einer Weide zusammengeschnürt und so nach Hause getragen habe. Sie waren zu lang und zu dick, um sie wie gewöhnlich in Säcke machen zu können. (Mündlich).

23. Die Kirmes. In Oberkalbach, Elben und an andern Orten haben ſie die Kirmes verſchmiſſen, d. h. ſie haben dermaßen Schmeißereien und Exceſſe getrieben, daß ihnen die Kirmes auf immer unterſagt wurde. Bei Kürzell auf dem Felde liegen neun merkwürdige Steine, da liegen eben ſo viele Kirmesburſche begraben. Sie waren auf der Kirmes zu Datterode geweſen; da hatten ſie die dortigen Burſche ſo gereizt, daß ſie dieſe hinaustrieben, verfolgten und endlich bei erneutem Kampfe auf jenem Felde todt ſchlugen.

(Zeitſchr. d. Vereins. Bd. VI. S. 364).

24. Das Gewitter. Wer in der Stunde zur Welt kommt, wo ein Gewitter am Himmel ſteht, wird auch von demſelben getödtet. Zu Wichdorf wurde ein Kind während eines ſchweren Gewitters geboren. Nachdem das Mädchen achtzehn Jahre alt und ſehr ſchön geworden war, erſchien zu derſelben Stunde an ſeinem Geburtstage ein furchtbares Gewitter und ſtand drei Tage über dem Hauſe, ohne zu weichen und zu wanken. Die ängſtliche Mutter wollte das Kind nicht herausgeben und hatte es in den Keller verſteckt. Zuletzt ſah ſie ſich doch dazu genöthigt. Es wurde alſo auf den Hof geführt, auf einen Stuhl geſetzt und ihm das Haar in vier ſchöne Zöpfe geflochten. Nachdem es nun ſo prächtig geſchmückt worden, wurde es vom Blitz erſchlagen.

Ein andermal hatte ein reicher Gutsbeſitzer einen Sohn, der auch zur Zeit eines Gewitters zur Welt kam. Der Vater fürchtete ein gleiches Ende und ließ eine doppelte Mauer um das Haus herumführen. Allein auch das half nichts, der Sohn mußte heraus. Auf Anrathen einer klugen Frau ſetzten ſie ihn auf das beſte Pferd und darauf ritt er dem Gewitter entgegen. Dadurch wurde er gerettet.

(Mündlich).

25. Der Pärnersbaum. Auf dem Wege zwiſchen Rehrenbach und Eiterhagen ſteht mitten im Walde eine ſchöne Buche, die wird der Pärnersbaum genannt, weil an dieſer Stelle einſt der Pärner (Pfarrer) von Eiterhagen von einem umſtürzenden Baum erſchlagen wurde. Derſelbe kam nämlich eines Nachmittags von Rehrenbach zurück, wo er eine Leiche gehalten, und traf auf Holzhauer, welche wie gewöhnlich zu dieſer Jahreszeit das Holz fällten. Er unterhielt ſich freundlich mit ihnen, ſchaute ihnen ein Weilchen bei der Arbeit zu, als plötzlich der Ruf erſchallt, ſich in acht zu nehmen, weil er in Gefahr ſei. In demſelben Augenblick iſt auch ſchon das Unglück geſchehen und der Pfarrer von den Aeſten der

Buche erfaßt und zu Boden geſchmettert. Sein Leichnam wird am Abend nach Etterhagen gebracht und ſind viele Jahre unterdeſſen verfloſſen, aber das Andenken davon lebt noch immer im Munde des Volkes. (Mündlich).

26. Die treue Magd. An dem Rande eines dicken Waldes war eine Mühle, fern von jeder Stadt und jedem Dorfe. Der Müller aber war reich, das wußten Viele, auch Räuber wußten es und hätten gern das Geld des Müllers gehabt. Einſt wollte der Müller zur Hochzeit über Feld mit Weib und Kind, in der Mühle blieb Niemand als eine junge Magd, die in ihrem keden fröhlichen Muthe gar nicht wußte was Furcht war. Der Müller ſagte zur Magd, es könnte ſein, daß wir die Nacht ausblieben und Du allein in der Mühle wäreſt; darum gib hübſch acht und behüte mein Haus, damit ging er fort. Die junge Dirne aber lachte und ſprach: „Bleibt ſo lange als ihr wollt, an mir ſoll's nicht fehlen."

Es hatte aber ein Räuber mit zugehört, wie der Müller ſprach, daß er über Nacht bliebe, und daß die Magd allein in der Mühle ſei. Der ſagte es den Andern und wie es Abend wurde, ſtanden zwölf Räuber um die Mühle her, die hatten geſchworen, dem Müller all ſein Gut zu rauben und die Magd zu tödten. So ſtehen ſie, lauern und hören wie die Magd ein luſtig Liedchen ſingt, als ob ſie nicht allein bei, ſondern in guter Geſellſchaft. Drum ſpricht der eine Räuber, laßt uns die Dirne herausrufen, als ob ihr Liebſter da ſei, wir haben dann um ſo leichtere Arbeit. Er ſtellt ſich alſo unter das Fenſter und ruft mit leiſer Stimme: „Liebchen, komm heraus!" Sie aber ſpricht: „Komm ein andermal, heute kann ich nicht."

Die Räuber haben unterdeſſen an die Wand der Mühle ein Loch gemacht, doch ſo, daß nur immer Einer hindurch kann, mehr aber nicht. Das hat die Magd gehört und iſt mit dem Küchenbeil heimlich vor das Loch getreten. Sowie nun der Erſte ſeinen Kopf hindurch ſteckt, haut ſie ihm denſelben mit dem Küchenbeil ab und zieht ſeinen Körper herein. Der Zweite denkt jetzt iſt's an dir, kriecht in das Loch und ehe er es ſich verſieht, ſo geht es ihm ebenſo wie dem Erſten. In der Dunkelheit hat das Mädchen auf dieſe Weiſe ſchon zehn Räuber getödtet und ihre Leiber in die Mühle gezogen, aber es geht nicht mehr ſo ſchnell, weil ſie keinen Raum mehr hat. Da ſagt der Elfte zu ſeinem Vordermann: „So tummle Dich doch. Was machſt Du denn ſo lange, ehe Du durch die Wand kommſt? Ich will auch noch von des Müllers Geld haben." Mit

dieſen Worten ſchiebt er ſeinen Kopf hinein und flugs hat ihn die Hand der Dirne mit dem Beil vom Rumpfe getrennt.

Nun iſt noch ein Räuber übrig, der war der ſchlaueſte von Allen und es kommt ihm doch ſonderbar vor, daß es ſo ſtill in der Mühle iſt und daß er nichts von ſeinen Kameraden vernimmt. Bevor er alſo den Kopf durch die Wand ſteckt, riecht er in die Mühle und wird gewahr, daß es ſtark nach Blut riecht. Da nimmt er ſchnell ſeinen Sack unter den Arm, worin er des Müllers Geld hat ſtecken wollen, und läuft, ſoweit ihn ſeine Beine tragen.

Des andern Tages kehrt der Müller mit ſeiner Familie von der Hochzeit heim, doch wie erſtaunt er, als er die Thür verſchloſſen findet und erſt nach langem Pochen die Magd aus ihrer tiefen Ohnmacht erweckt, in welche ſie nach dem Tödten der Räuber gefallen iſt. Noch mehr erſtaunt er über ihren Muth und ihre Standhaftigkeit bei dem Anblick der blutigen Leichname in der Küche und lobt das Mädchen über die Maßen. Allein ihr fröhlicher Sinn iſt von dem Augenblick dahin und ſie mochte nimmer wieder lachen.

Drum, als nach einiger Zeit ihr der Pfarrer rufen ließ und ihr ſagte, es ſei ein gar vornehmer Herr da, und wenn derſelbe ſie heirathen, machte ſie ein gar ängſtlich Geſicht, nicht meine Braut ſoll, und hatte wenig Luſt dazu. Weil ihr aber Alle einredeten, war ſie es endlich zufrieden. So fuhr ſie denn mit dem Herrn in einer prächtigen Kutſche hinweg, um Hochzeit mit ihm zu halten.

Die Reiſe hatte ſchon lange gedauert, und nachdem man durch manche Stadt und manches Dorf gefahren, kam man jetzt in einen dichten Wald. Da ſpricht auf einmal der Herr: „Weißt Du noch, wie Du meine elf Brüder haſt erſchlagen mit dem Küchenbeil? Nun mußt Du auch Dein Leben laſſen und es bleibt Dir nur die Wahl übrig, ob Du willſt in Oel gebraten oder mit Nadeln willſt todt geſtochen ſein.“ — Jetzt erkennt die Magd, daß ſie in der Gewalt des Räubers iſt, der einſt vor der Mühle entkommen und weil ſie das Wort ſo ſchnell und unerwartet trifft, ſinkt ein tiefer Schlaf auf ſie herab und ſie denkt, es iſt Dein letzter.

Indem hält die Kutſche vor einem großen Hauſe im Walde; das iſt des Räubers Wohnung und ſind noch gar viele darin, die der Böſewicht gefangen, daß ſie thun müſſen nach ſeinem Willen und kommen nimmer wieder heraus. In der Thüre ſteht ein altes Mütterchen, dem thut es leid um die junge Magd, ſo daß ſie die Dirne bei der Hand nimmt und in ihre Kammer führt. Hier tröſtet ſie ſie, und als das Mädchen nicht aufhört mit Weinen und Klagen, ſo ſpricht ſie: „Du blutjunges Ding, biſt doch ſonſt nicht ſo furcht-

28 ſam. Und weil Du ſo klug und entſchloſſen biſt geweſen damals in der Mühle, ſo will ich Dir helfen, daß Du wieder aus dem Hauſe kommſt. Nur mußt Du mich nicht verrathen."

Wie es Abend wird, verlangt der Räuber mit ſeinen Geſellen zu trinken und das Mütterchen ſpricht zur Magd: „So nimm den Krug mit Wein und gib Jedem ſoviel er will. Du ſelbſt aber trinkſt nichts davon, wie ſehr man Dich auch bitten mag: ich habe einen Schlaftrunk hinein gethan, dem auch der Stärkſte nicht widerſteht. Wenn nun die Räuber alle am Boden liegen und eingeſchlafen ſind, ſo gibt es nur Einen Ort, aus dem Du entweichen kannſt. Alle Thüren ſind nämlich verſchloſſen, alle Fenſter verriegelt und zugemacht, nur die Rinne, aus welcher das Blut abfließt, wenn ſie einen Menſchen getödtet haben, die iſt allein noch offen. Durch dieſe kannſt Du kriechen, darin aber nichts weiter mitnehmen, als Dein Hemd und Dein Halstuch." — Die kluge Magd that, wie das Mütterchen ihr geheißen. Die Räuber liegen im tiefſten Schlaf, da zieht ſie ſich aus bis auf das Hemd und das Halstuch und kriecht mit klopfendem Herzen durch die Rinne, aus welcher das Blut abfließt.

Kaum aber iſt ſie aus dem Hauſe, ſo jagen die Räuber ihr nach und wie ſchnell ſie auch durch den Wald läuft, ſie hört ihre Verfolger dicht hinter ſich. Da erreicht ſie eine Wieſe, auf der das Heu in Haufen liegt und ehe die Räuber es merkten, iſt ſie unter den letzten Haufen gekrochen. Sie ahnen wohl, daß das Mädchen nicht weit ſein kann und werfen mit gieriger Haſt einen Haufen nach dem andern um. Schon haben ſie das ganze Heu bis auf den letzten Haufen umgewendet, da ſpricht der Eine: „Warum ſollen wir auch noch unter dieſem ſuchen? Iſt ſie unter dem ganzen Heu nicht geweſen, ſo wird ſie nicht gerade unter dem letzten Haufen ſein. Laßt uns vielmehr der Dirne weiter nacheilen."

Wohl war das Mädchen für jetzt gerettet, allein ſie hat noch weit bis nach Hauſe und als die Räuber fort ſind, macht ſie ſich gleichfalls auf den Weg. Da trifft es ſich, daß ein Wagen mit Schaffellen beladen die Straße zieht und weil ſie nur mit dem Hemde und dem Halstuch bekleidet iſt, denkt ſie, ich thue am beſten, wenn ich mich hinein lege, und damit wickelt ſie ſich in das unterſte Schaffell. In dem Augenblick ſind aber auch die Räuber da und halten den Fuhrmann an. Es hilft kein Flehen und Bitten. Er muß den ganzen Wagen abladen und es wird ein Fell nach dem andern umgewendet. Nur das letzte Fell bleibt ruhig liegen, denn die Räuber ſagen, wenn ſie unter allen nicht verſteckt war, ſo iſt

ſie auch unter dieſem nicht. Kommt laßt uns die Dirne wo anders ſuchen.

Sie kommt alſo auch diesmal glücklich durch und macht ſich von Neuem auf den Weg. Kurz vor der Heimath begegnet ihr eine Ladung Backtröge, und weil ſie müde iſt, legt ſie ſich in den letzten, um etwas auszuruhen. So wie ſie einſchlummern will, kommen die Räuber mit Fluchen und Toben und halten auch dieſen Wagen an. „Wenn Ihr glaubt, daß die Dirne darunter iſt, ſo ſehet doch ſelbſt nach," ſpricht der Fuhrmann; und ſo werden denn alle Backtröge herabgeworfen, ohne daß das Mädchen gefunden wird. Denn den letzten laſſen die Räuber liegen und ſprechen wie vorhin: „Sie iſt in keinem geweſen, darum wird ſie auch nicht in dieſem ſein. Wir müſſen ſie wo anders ſuchen." —

Das war dem Mädchen gerathen. So aber kam es wohlbehalten nach Hauſe, hat aber ſein Lebtage nicht geheirathet. (Mündlich).

27. Der große Hans. Der große Hans aß täglich ſieben Laibe Brod, die durften aber nicht klein ſein und aß einen Kuchen von ſieben Metzen Mehl, welche nicht knapp gemeſſen waren, dabei arbeitet er auch für Sieben und fürchtet ſich vor keinem noch ſo ſchweren Werk. Da iſt auf dem Hofe ein tiefer Brunnen, den ſoll der Hans reinigen und man denkt ihn damit der Arbeit müde zu machen. Denn wie er unten im Brunnen ſteht, wirft man einen Mühlſtein auf ihn herab. Da ruft er, was iſt denn das für ein ſchönes Halstuch, das man mir ſchickt? ſteckt ſeinen Kopf durch den Mühlſtein und arbeitet weiter. Darauf werfen ſie große Mauerſteine ihm auf den Rücken und die Schultern, um zu ſehen, wie ihm das gefällt? Aber der Hans ſpricht: „Wehret doch den Hühnern, daß ſie mir keine kleinen Scherben in den Brunnen ſchmeißen." Dann vollbringt er ruhig ſeine Aufgabe. — Ein andermal hat ſich ein Geſpenſt im Hauſe ſehen laſſen, vor dem ſich Alles fürchtet. Drum wird dem Hans aufgetragen, er ſoll die Nacht wachen und wenn er ſich gut hält und nicht von der Stelle weicht hundert Thaler haben. Da ſagt er: „Wenn ich mir darf einen Kuchen backen von einem Sack Mehl, will ich's wohl thun." Das wird ihm zugeſtanden und wie er um Mitternacht in der Küche vor dem Heerde ſteht und ſich mit dem Kuchenbacken die Zeit vertreibt, raſſelt es im Schornſtein und es kommt ein Todter herab. Hans wird unwillig, weil ihm der Sarg mit dem Todten gerade in einen Pfannkuchen fällt und ruft: „Was iſt denn das für ein dummes Stück Holz, das mir meinen Kuchen verdirbt?" Dabei wirft er den Sarg auf den Boden,

daß er aufſpringt und der Todte, der darin gelegen hat, wieder erwacht. Hans ſieht ihn groß an und ſpricht verwundert: „Was willſt denn Du, mein kleiner Burſche?“ Der Todte ſetzt ſich auf einen Schemel, ſchaut begierig nach dem Pfannkuchen und antwortet: „Mein lieber Hans, ich möchte wohl von Deinem Kuchen etwas haben, denn mich hungert. Und ſo Du mir zu eſſen gibſt, will ich Dir einen großen Schatz zeigen, der im Hauſe vergraben iſt, damit Du ihn heben kannſt.“ Das leuchtet dem Hans ein und er denkt, mußt Du auch heute ein wenig hungern, wenn Du Deinen Kuchen mit dem Burſchen theilſt, ſo kannſt Du es morgen ſchon nachholen und bekommſt noch einen Schatz oben drein. Er wirft alſo dem Todten ein Stückchen hin wie er es gewohnt iſt auf einmal in ſein weites Maul zu ſtecken, das iſt aber ſo lang und ſo breit, daß es diesem wie ein Mantel um den ganzen Leib geht und er ſich ſieben Tage davon ſattigen konnte. Sodann machen ſich beide in den Keller nach dem vergrabenen Schatz und obſchon dieſer ſo ſchwer iſt, daß neben Männer ihn nicht heben wurden, der Hans hat ihn gleich fortgetragen und Keiner ihm angemerkt, wie viel Geld er gewonnen? Die verſprochenen hundert Thaler erhielt er noch obendrein. (Mündlich).

28. Die Seidenſpinnerin. Ein Mädchen ſollte einmal für die ganze Familie und das Geſinde einen Hirſebrei kochen und wurde deshalb nach Hauſe geſchickt, während alle Andern noch auf dem Felde bei der Arbeit blieben. Sie unterzog ſich auch dem Geſchäft mit aller Sorgfalt und Geſchicklichkeit und nachdem der Brei eine Weile gekocht hatte, bemerkte ſie, daß ſich auf der Oberfläche deſſelben eine Haut bildete. Dieſe leuchtete dem Mädchen ſehr in die Augen und es konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, davon etwas zu naſchen. Es nahm alſo mit einem Löffel vorſichtig die Haut ab, wie man den Rahm von der Milch ſchöpft, und ſiehe da, ſie ſchmeckte ihm ſo gut, daß es ſich noch mehr davon wünſchte. Darum rief es einmal über das anderemal: „Hutt (Haut) komm wieder! Hutt, komm wieder!“ — Sein Wunſch ging auch in Erfüllung und ſo aß es jedesmal die ſich bildende Haut, bis es zuletzt merkte, daß es den ganzen Hirſebrei verzehrt habe und nichts mehr in dem Topfe übrig ſei. Jetzt fühlte die Dirne, ſie möchte doch etwas zu viel gegeſſen haben und um das Magendrücken los zu werden, das ſich in Folge deſſen einſtellte, ging ſie ins Freie. Vor dem Dorfe war ein Hügel und weil ſie dachte, es könnte ihr das gut ſein, legte ſie ſich ins Gras und rollte ſich den Abhang hinab. Indem kam eine Kutſche daher gefahren, darin ſaß ein vornehmer

Herr. Als dieſer das Mädchen erblickte, wie es den Berg hinab kollerte, fragte er es, was es da mache? — Da antwortete das Mädchen: „‚Ich habe ſo unabläſſig den ganzen Tag Seide geſponnen, daß ich mich etwas erholen muß.“ — „Wie, Du kannſt Seide ſpinnen?“ rief der Herr. „Schon lange habe ich mich nach jemand umgeſehen, der das verſteht, allein bis heute keinen gefunden. Es wäre mir lieb, wenn Du mit mir gehen und für mich Seide ſpinnen wollteſt. ‚Ich würde Dir Deine Arbeit reichlich lohnen.“ — Das Mädchen war das wohl zufrieden, denn es wußte ſo nicht recht, womit es ſich wegen des verſpeiſten Hirſebrei's entſchuldigen ſollte, wenn die Herrſchaft Abends nach Hauſe käme. Es ſetzte ſich daher zu dem Herrn und langte bald im Schloſſe an. Hier fand es das Ding ganz anders, als bei dem früheren Dienſt und namentlich wunderte es ſich über die vielen Diener, von denen doch keiner etwas Ordentliches thun mochte. Die Kammerfrau überließ ihre Geſchäfte der Kammerjungfer, der Küchenmeiſter faullenzte und der Küchenjunge mußte kochen und braten und was dem Kammerdiener und dem Leibjäger zugekommen wäre, das mußte der Hundejunge verrichten oder der Nachtwächter. Hatte dieſer etwas verſehen und ſollte dafür beſtraft werden, dann ſchob er die Schuld auf einen andern; der wußte aber wieder es einem Dritten in die Schuhe zu ſchütten und ſo mochte der Herr ſich ſtellen, wie er wollte, er hatte bei jeder Sache nur Schaden und Nachtheil und noch ſeinen Aerger obendrein. Die großen Güter hätten eine ſchöne Einnahme abwerfen müſſen, allein bei einer ſolchen Verwaltung fehlte es oft am Nöthigſten und die Herrſchaft mußte ſich einſchränken, während die Dienerſchaft praßte und ſich mit jedem Tage mäſtete. Darum wünſchte der Herr eine Seidenſpinnerin zu beſitzen und hatte ſo große Freude, als er ſolche in dem Mädchen endlich gefunden. Es ſollte nun eine Probe ſeiner Kunſt ablegen und nachdem es ſich am andern Tage ausgeruht und mit den Verhältniſſen ſeines neuen Dienſtes bekannt gemacht hatte, ward es zu der gnädigen Frau gerufen. Mit klopfendem Herzen vermochte es erſt nicht zu antworten, da ſie aber freundlich zuredete, geſtand es, daß es ihm unmöglich werde hier im Schloſſe Seide zu ſpinnen. Es ſei zu unruhig und geräuſchvoll. „Was muß aber geſchehen“, fragte darauf die Dame, „und wie könnte man es ins Werk ſetzen?“ — „‚Ihr müßtet die ganze Dienerſchaft zum Kuckuk jagen, vom Kutſcher bis zum Thürſteher, von der Gouvernante bis zur Küchenmagd.“ — Das fuhr jedoch der gnädigen Frau ſo wider die Stirn, daß ſie das grobe Ding augenblicklich aus dem Hauſe werfen ließ und der Kammerdiener gab ihm noch einen tüchtigen

Zutritt zum Abſchied; denn es war ihnen Allen bei ſeinem Erſcheinen im Schloſſe nicht wohl geworden. So lauert man bis heute in demſelben noch auf eine Seidenſpinnerin. (Mündlich).

29. Vom Küfer. Ein armer Küfer nährte ſich mit ſeiner Frau zwar kümmerlich, doch trugen ſie gern Hunger und Sorgen, denn ſie hatten ſich lieb. Wie es aber werden ſollte, wenn die Familie ſich vermehrte — und die Ausſicht dazu ſtand nahe bevor — wußte keines von beiden zu ſagen. Darum ſprach der Küfer eines Tages: „Frau, wenn ich etwas beim Geſchäft gewinnen ſoll, muß ich die Reifſtangen umſonſt haben. Du biſt klüger als ich, ſieh, ob Du ein Gebund ſtehlen kannſt? Willig, doch mit ſchwerem Herzen that die Frau nach dem Geheiß des Mannes, denn ſie hatte nie geſtohlen. Und ſie hoch erfreut eine hübſche Menge Reifſtangen geſchnitten zu haben, ohne erwiſcht worden zu ſein. Sie will ſie eben zuſammenbinden und nach Hauſe tragen, da ruft eine ſchreckliche Stimme: Halt! und vor ihr ſteht ein wilder Mann, der packt ſie und nimmt ſie trotz alles Sträubens gar tief mit in den Wald. Jetzt kommen ſie an einen Platz, da liegt ein großer platter Stein, den hebt der böſe Mann in die Höhe und es zeigt ſich eine dunkle Höhle, in welcher ganz unten ein paar Lichter ſchimmern. Eine Leiter führt hinein, die Frau muß voranſteigen und dann folgt der Mann, der ein Räuber war und hier ſeinen Schlupfwinkel hatte.

Nachdem die arme Frau mit Zittern und Zagen viele hundert Stufen auf der Leiter hinabgeklettert iſt und der Mann den Stein wieder vor die Höhle gelegt hat, kommen Beide auf dem Boden derſelben an, wo ſie noch fünfzehn Räuber finden, die ſehr erfreut ſind, jetzt eine Frau zu beſitzen, die für ſie waſchen und kochen und ihnen den Haushalt führen kann. Wenn Du thuſt, was wir Dir heißen und bei uns bleibſt, ſo ſprechen ſie, ſollſt Du es gut haben und Dir kein Leid geſchehen.

Wohl wäre die Frau für ihr Leben gern wieder nach Hauſe gegangen und weinte und bat darum, ſo viel ſie konnte. Das rührt indeſſen die Räuber wenig und ſo muß ſie ſich ſchon fügen. Denn hatte ſie auch die Leiter erklimmen können, ſo wäre ſie doch nicht im Stande geweſen, den ſchweren Stein hinwegzuſchaffen und aus der Höhle zu entfliehen. Zudem gingen die Räuber faſt niemals zugleich aus, es blieben vielmehr immer einige, um die Schätze zu [illegible] ſie zuſammenbrachten. Ja, ſie hatten ſich in der Höhle vollſtändig [illegible]richtet wie die Menſchen auf der Erde und trieben das Handwerk, [illegible] in ihrer Jugend gelernt. Auch hielten

sie ihr Versprechen und thaten der Frau nichts Schlimmes. Sie pflegten sie sogar nach Kräften, als sie nach ein paar Wochen einen Knaben gebar. So gingen denn die Jahre hin, das Kind wuchs mehr und mehr heran und in seinem Anschauen vergaß die Mutter ihr Leid, wenn sie auch manchmal noch um den Gatten trauerte.

Als der Knabe vierzehn Jahre zählte, sagten die Räuber: Er ist stark genug, um etwas zu arbeiten. Er mag sich ein Handwerk wählen, welches er will, wenn er nur bei uns bleibt und wir's ihm in der Höhle lehren können. — Da wählte er sich das Küferhandwerk, denn seine Mutter hatte ihm in heimlichen Augenblicken erzählt, wer sein Vater sei. Auch lernte er fleißig, obgleich es nicht ganz nach seinem Sinne war, Fässer zu machen und Reife zu hobeln. Er that's nur der Mutter zu Gefallen und wäre gern etwas Besseres geworden. Darum, als er ausgelernt hatte in seinem Handwerk, trat er zur Mutter und sprach: ‚Ich kann jetzt das eine, nun will ich noch ein Goldschmied werden. — Das war die Mutter zufrieden, und so wurde er ein Küfer und ein Goldschmied, so geschickt, als keiner weit und breit zu finden.

Nun hätte die Mutter wohl können vergnügt sein über den wohlgerathenen Sohn. Allein sie weinte jetzt mehr und sagte ihm endlich Alles, wie es gekommen. Wie sie vor vielen Jahren gefangen und von ihrem Gatten getrennt worden und wie sie sich sehne, endlich die Höhle zu verlassen und wieder auf die schöne Erde, sowie zu ihrem Manne zu gehen. Damit auch er sich freue über sein Kind, von dem er nichts wisse und es längst als todt betrauere.

Das ging dem Sohne durch die Seele und er sprach: Weine nicht, ich will es schon machen, daß es kommt, wie Du wünschest. — Darauf schmiedete er sich einen goldnen Degen, der war so spitz, daß jeder, dem man damit an den Hals rührte, sterben mußte. Die Räuber aber wußten nichts davon. Sondern, da er kurz darauf ihnen die gestohlenen Sachen oben an der Leiter abnehmen mußte, verbarg er seinen Degen unter dem Wamms. Und als der erste kam, berührte er mit dem Schwerte dessen Hals, so daß er todt hinfiel. In der Dunkelheit bemerkte es der zweite nicht und es ging ihm ebenso. Gleichfalls dem dritten und vierten, bis zu dem letzten. So daß nur noch der Räuberhauptmann übrig war. Als nun dieser kam, liebkoste er ihn und sprach: Vater, bist Du da? Zugleich suchte er ihm an den Hals zu kommen. „Was machst Du denn, daß Du mir nach dem Halse greifst und nicht gleich die Waaren abnimmst?“ fragte dieser. ‚Ich will Dir gern einen Kuß geben, ant-

wortete der Jüngling, und damit hatte er auch schon den Degen an des Hauptmanns Hals gebracht, so daß auch dieser starb.

Somit waren Alle todt und voll Freuden lief er zur Mutter, um es ihr zu verkündigen und sie aufzufordern, die Räuberhöhle zu verlassen. — Es ist zu spät am Abend, erwiderte diese; laß uns warten bis zum nächsten Tag. Das verstand der Sohn nicht. Als sie aber am andern Morgen auf die Erde kamen und er die Sonne sah, rief er: „O Mutter, was für ein helles Licht ist das? Solch eine schöne Laterne war da unten nicht."

„Es ist die Sonne," entgegnete sie, „Du wirst noch Manches jetzt erblicken, was Du bisher nicht gesehen hast." — Indem kamen sie auf eine Wiese, die stand voll Gänseblumen, die schauten so freundlich zu ihm auf, daß er auf keine zu treten wagte, sondern er sprang luftig über jede hinweg.

„Wenn Du über jede Blume springen willst, die uns begegnet," sagte die Mutter, „dann werden wir heute nicht weit kommen, und doch ist unsere Reise noch lang."

Jetzt trafen sie eine Heerde Schafe auf dem Felde. Da rief der Jüngling: „Das sind aber schönere Männer, als die in der Höhle. Diese hier sind weiß und jene waren schwarz."

Als sie nun endlich zum Vater, dem Küfer gelangen, da ist dieser so arm und so alt geworden, daß ihn die Mutter selbst nicht wieder erkennt. Er hat sein Geschäft aufgeben müssen und der Sohn kann ihm nicht beistehen, obgleich er ein so geschickter Meister ist. So bleibt denn nichts übrig, als ihn gegenüber zu einem andern Küfer zu bringen. Was der Sohn dann verdient, soll den Eltern zu Gute kommen. Denn aus der Räuberhöhle hatte er nichts mitgebracht, als sein Küferwerkzeug und sein scharfes Schwerdt. Von den Schätzen sagte er, mag ich nichts, die sind gestohlenes Gut und bringen keinen Segen.

Als er zum Küfer hintritt, weist ihn dieser in die Werkstatt und spricht: „So Du etwas gelernt hast, so mach Dich an die Arbeit. Dort liegen Reife und Holz, zimmere mir ein Faß zusammen, daß ich sehe, was Du kannst."

„Bei Tage kann ich nicht arbeiten, aber bei Nacht," sagt der Knabe da.

„Närrischer Geselle Du," ruft der Meister, „der am Tage schläft und des Nachts fleißig ist! Willst Du Dir Oel und Licht selbst stellen, so hab' ich nichts dagegen.

So wie es nun dunkel wird, gibt er ihm das Maaß zu einem großen Faß und legt sich zu Bett mit den andern Gesellen. Denn

es haben ſich's Alle den Tag über ſauer werden laſſen. Doch wie der Morgen graut, eilen ſie nach der Werkſtatt, um zu ſehen, was der fremde Jüngling macht? Der aber liegt ſchlafend auf den Hobelſpänen. In der Ecke jedoch ſteht das Faß fix und fertig, ſo ſchön und ſauber, daß ſie ihre Freude daran haben.

„Fordre Deinen Lohn," ſpricht der Meiſter, „ſo will ich ſehen, ob Du bei mir bleiben kannſt und will ſelbſt die Koſten für das Oel nicht achten." — Dennoch wurden ſie nicht Handels einig, da der Jüngling keine Luſt zum Handwerk hatte und lieber die Welt ſehen wollte.

So zog er denn weiter, um einen Goldſchmied zu ſuchen, bei dem er Arbeit finde. Auf dem Wege traf er zwei andere Geſellen, einen Schuſter und einen Schneider. Mit denen reiſte er bis ſie zur Werkſtätte eines Goldſchmieds kamen, darin eine Wittwe lebte, und die einen tüchtigen Geſellen wohl brauchen konnte. Nun hatte die Prinzeſſin gerade ſieben goldene Ringe beſtellt, die ſollten bis zum nächſten Morgen fertig ſein. Darum ſprach die Wittwe: „Mache Dich ſchnell an die Arbeit, ſo erfahre ich auch, ob Du was vermagſt?"

Der Jüngling ſagte: „Ich will die Ringe wohl machen, doch nur des Nachts, denn am Tage kann ich nichts thun."

Die Wittwe hätte den ſonderbaren Burſchen am liebſten ſogleich fortgejagt, wäre nur der Auftrag der Prinzeſſin nicht geweſen. So mußte ſie ſich wohl fügen und dachte, die Prinzeſſin ſoll dir ſchon zahlen, daß du keinen Schaden leideſt. — So wurden denn die Ringe gemacht und waren auch zur beſtimmten Stunde fertig. Darauf ſprach die Wittwe zum Jüngling: „Trage ſie zur Prinzeſſin und bringe mir den Lohn."

So kam der Geſelle in des Königes Schloß. Als er aber die ſchöne Prinzeſſin ſah, wurde ihm ſo ſonderbar zu Muthe, daß er gern vor ihr niedergefallen wäre und keinen Lohn heiſchen konnte, ſo ſehr es ihm auch die Meiſterin auf die Seele gebunden. Die Prinzeſſin hielt ein weißes Schnupftuch in ihrer Hand, darin war ihr Name geſtickt. Und weil ſie es mit ihren zarten Fingern berührt hatte, bat ſie der Goldſchmied um das Tuch und ſagte, er wolle ihr dafür die ſieben goldnen Ringe ſchenken. Und ſeine Augen leuchteten von Luſt, als ſie ſeinem Wunſch willfahrte und ihn dabei mit freundlichen Blicken anſchaute. Denn die Ringe gefielen ihr gar wohl und der hübſche Jüngling noch weit mehr. — Aber die Meiſterin ward zornig, als er ſagte, daß er der Prinzeſſin die Ringe umſonſt gegeben, und jagte den Geſellen zur Thüre hinaus.

So mußte er denn weiter wandern und fand ſeine Gefährten den Schuſter und den Schneider wieder. Gar fröhlich zog er ſeine Straße, hatte ihm doch die ſchöne Königstochter ihr Schnupftuch gegeben und ihn freundlich angelächelt.

Auf dem Wege kommen die Reiſenden jetzt zu einem tiefen Loch, das nimmt ſo ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch, daß ſie beſchließen in die Stadt zu gehen und ein langes Seil zu holen. Als dies geſchehen, wird gelooſt, wer zuerſt von ihnen daran hinabſteigen ſoll. Das Loos trifft zuerſt den Schneider, und unter der Bedingung, daß ihn die Gefährten wieder in die Höhe ziehen, wenn er es wünſche, verſteht er ſich zu dem Wagſtück. Kaum hat man ihn ein paar Ellen hinunter gelaſſen, ſo ſchreit der Schneider ganz erbärmlich und muß heraufgezogen werden.

Jetzt kommt die Reihe an den Schuſter. Bei dem geht es nicht viel beſſer, und der Goldſchmied ſieht ſich genöthigt, ſelbſt die Sache zu übernehmen, wenn ſie gelingen ſolle. Er läßt ſich alſo hinab und gelangt auch glücklich auf den Boden. Kaum hat er ſich den Ort etwas genauer betrachtet, auf dem er ſich befindet, ſo erſcheint ein ſchwarzes Männchen mit der Frage, was er denn hier wolle.

„Sei nicht ſo naſeweis," entgegnet der kühne Jüngling, welcher ſein gutes Schwerdt nicht vergeſſen hat, „und ſage mir vielmehr, wer Du biſt und was Du hier treibſt?"

Da wird das ſchwarze Männlein ganz demüthig und erzählt dem Goldſchmied, daß in der Höhle tief unten drei Drachen wohnen, die aber verzauberte Prinzeſſinen ſind und gern erlöſt ſein möchten. — „So führe mich hin, daß ich die That vollbringe," ruft der Jüngling. Dem ſchwarzen Männchen iſt das ſchon recht. Denn gar viele Prinzen und Ritter hatten ſich der Sache unterfangen, waren aber dabei alle um's Leben gekommen.

Sie gelangen alſo zum erſten Drachen, der ſitzt vor einem Tiſch mit den köſtlichſten Speiſen und ißt und trinkt. Sowie er aber den Goldſchmied erblickt, läßt er ſeine Gerichte fahren und ſpeit Feuer. Doch ſchon hat dieſer ihn mit dem Schwerte berührt: und der Drache ſinkt todt zur Erde. Da ſchneidet er ihm den Kopf ab, reißt ihm die glühende Zunge heraus und nähet ſich dieſe in ſeinen Rockſchooß. Nun iſt die erſte Prinzeſſin erlöſt, und damit er ſie nicht verliere, legt er ſie in einen Korb, trägt ſie an den Eingang zur Höhle und ruft dem Schuſter und dem Schneider, die noch immer oben warten, ſie ſollten ſie heraufziehen.

Als dieſe die holde Prinzeſſin erblicken, möchte ein jeder ſie

behalten. Wenigſtens beſchließen beide, daß ſie der Goldſchmied nicht beſitzen ſoll.

Dieſer ſäumt nicht lange und kommt zum zweiten Drachen, der noch viel ſtärker und furchtbarer iſt, als der erſte. Es koſtet ihm anfangs große Mühe, allein mit Hülfe des ſchärfen Degens wird auch die zweite Prinzeſſin erlöſt und glücklich in dem Korbe nach oben geſchafft.

Dem ſchwarzen Männchen wird das Ding jetzt bedenklich und ſeine ganze Hoffnung beruht auf dem dritten Drachen, der der ſtärkſte iſt von allen. Er will dem Goldſchmied erſt die dritte Prinzeſſin gar nicht zeigen. Dieſer aber läßt nicht nach und fürchtet ſich vor keiner Gefahr, ſo daß das Männchen ihm zu Willen ſein muß. Zwar ſchläft der dritte Drache, allein bei ihrem Herannahen erwacht er raſch und iſt ſo vorſichtig und behende, daß der Jüngling faſt an einem glücklichen Ausgang verzweifelt. In dem Augenblick der größten Noth kommt das Männchen, ſetzt dem Goldſchmied ſeinen ſchwarzen Hut auf den Kopf und ſpricht, er ſolle den Hut nehmen und in das Licht werfen, damit der Drachen nicht den Schatten des Goldſchmied's ſehe. Und wie er das thut, hat er jenem auch den Kopf abgeſchnitten, die Zunge herausgeriſſen und ſich in den Rockſchooß genäht.

Somit wird auch die dritte Prinzeſſin an das Licht gebracht. Und er ruft ſeinem Gefährten „jetzt zieht mich ſelbſt hinauf.“ Anſtatt aber in die Höhe zu ſteigen, bindet er einen dicken Stein an das Seil; denn er will erſt die Geſinnungen der Gefährten erkunden und hat wohl gemerkt, was ſie im Schilde führen. Kaum hat der Schuſter und der Schneider den Stein halb in die Höhe gezogen, von dem ſie glauben, es ſei der Goldſchmied, ſo halten ſie große Stangen bereit, ſtoßen damit in die Tiefe und freuen ſich, daß er todt iſt. Darauf nehmen ſie auch die dritte Prinzeſſin ſammt allen Schätzen und ziehen auf des Königs Schloß.

Der arme Goldſchmied iſt zwar mit dem Leben glücklich davon gekommen. Allein was nutzt ihm das, ſo er in der Höhle bleibt und keinen Ausweg kennt, um ſie jemals zu verlaſſen. Auch das ſchwarze Männchen iſt nicht zu finden. Und ſo zieht er traurig zwar, doch unverzagten Herzens in der Höhle umher, welche ſich gar weit und breit nach allen Seiten hin erſtreckt. Endlich gelangt er zu einem Palaſt, gar prächtig ausgeſchmückt. Was ihm aber am meiſten darin auffällt, das ſind eine Menge Trompeten, die an der Wand hängen, ſowie eine Menge Trommeln.

„Du mußt nur ſehen, wozu dieſe Trompeten nutzen?“ ſpricht er, nimmt eine von der Wand und bläſt darauf. Im Augenblick

erſcheint ein ganzes Regiment Cavallerie, hervorgerufen durch den kriegeriſchen Ton. Und ehe er es ſich verſieht, dringt die Reiterei auf ihn ein, daß er nimmer weiß, wohin er ſich wenden ſoll? In der Angſt faßt er die Trompete verkehrt und läßt einen Ton erſchallen; da iſt mit einem Mal das ganze Regiment verſchwunden. Jetzt gefällt ihm der Spaß und er denkt, du mußt nun auch eine Trommel probiren, wer weiß, was denn geſchieht? — Kaum hat er jetzt einen Wirbel geſchlagen, ſo ſteht ein Heer Infanterie vor ihm, Grenadiere und Musketiere mit Säbeln und Flinten, ſo ſchmuck wie man ſie ſich nur wünſchen kann. Sowie er aber die Trommel herumdreht und auf der andern Seite wirbelt, iſt auch die Schaar alsbald verſchwunden.

„Das Ding iſt ſo übel nicht," meint der Goldſchmied, „und kann auf der Erde zu großer Macht und Ehren führen. Du willſt dir eine Trompete und eine Trommel mitnehmen, vielleicht kommſt du zuletzt noch aus der Höhle heraus." — Indem er weiter geht, ſieht er einen Stall mit vielen Pferden, die wiehern und ſcharren vor Hunger; denn es iſt Niemand da, der ſie füttert. „Warum ſollen die armen Thiere verderben?" ruft er. Und wie er den Futterkaſten aufmacht, ſo ſitzt das ſchwarze Männchen darin. „Dich ſuche ich ſchon lange," ruft der Goldſchmied. Zugleich packt er das Männlein und ſchüttelt es tüchtig. Kaum aber hat er es gefaßt, ſo iſt es weg wie der Wind.

Jetzt bringt er den Pferden Futter, da erblickt er das Männchen unter der Krippe, und ehe es ſich's verſieht, hat er es erwiſcht und hält es ſo feſt, daß es nicht wieder entlaufen kann. Das Männchen, das ein gar böſer Zauberer iſt und die ganze Sache ſo arg verzaubert hat, erkennt endlich in dem Jüngling ſeinen Meiſter und ſpricht: „Wenn Du mich los läſſeſt ſo will ich Dir aus der Höhle helfen. Du ſollſt ein reicher Prinz werden und Alles erlangen, was Dein Herz nur wünſchen mag."

Der Goldſchmied hätte auf dieſe Rede das Männchen beinahe wieder freigelaſſen. Aber zum guten Glück fiel ihm die Tücke des Zauberers ein und er hielt ihn nur noch feſter, ſo daß dem Männchen faſt der Athem ausging. Da es nun nicht weiter konnte, ſprach das Männchen: „Nimm dieſe Peitſche und ſchlage mich damit ſo lange bis ich todt bin. Dann reiße mir den Bart aus und es wird Alles erlöſet und entzaubert ſein und Deinem Glücke nichts mehr im Wege ſtehen." —

Jetzt erkannte der Goldſchmied, daß das Männchen die Wahrheit ſprach, nahm die Peitſche und ſchlug es vollſtändig todt. Und

als es todt war, riß er ihm seinen garstigen Bart aus. Da fiel das schwarze Männlein zusammen, so daß nur noch ein Klümpchen Asche von ihm übrig blieb. Auch die Höhle, der Pallast und Alles war damit verschunden. Der Goldschmied selbst fand sich auf der Erde unter einem hohen Baume und konnte jetzt gehen, wohin er wollte.

Das that er denn auch. Es verlangte ihn nämlich sehr nach der Prinzessin, die er in seinem Herzen trug von dem Augenblick an, da er ihr die sieben Ringe geschenkt und sie ihm ihr weißes Schnupftuch dafür gegeben. Dies war nämlich dieselbe Prinzessin, die er zuletzt mit ihren zwei Schwestern erlöst aus der Hand des bösen Zauberers. Sie befand sich dermalen in der Gewalt des Schusters und des Schneiders und kein Mensch wußte, wohin diese mit der Prinzessin gegangen? Aber sein scharfes Schwerdt, seine Trompete und seine Trommel waren ihm glücklicher Weise geblieben. „Und mit diesen drei Stücken," sprach er, „komme ich durch die ganze Welt." —

So erreichte er denn eines Tages eine Stadt mit einem herrlichen Schloß. Darin wohnte ein mächtiger König und in der Stadt war Alles voller Freude und Jubel. Denn die beiden Töchter des Königs feierten heute ihre Hochzeit. Doch die dritte Tochter war um so trauriger, weil sie auch gern geheirathet und Hochzeit gehalten hätte, hätte sich nur ein Freier gefunden, der ihr gefallen. Darum läßt sich der Goldschmied dem Könige vorstellen und bat, daß man ihm die dritte Prinzessin wolle zur Gemahlin geben.

„Ihr seid ein verwegener Fremdling," sagte der König zum Goldschmied. „Denn wisset, daß die dritte von meinen Töchtern die schönste ist und daß sie mein Reich und meine Krone erben wird. Auch soll sie nur der zur Gemahlin haben, dem sie einst in Liebe ihr Herz geschenkt für die sieben goldnen Ringlein, welche einst ein Goldschmied ihr gemacht. Sonst wären Freier in Menge da um die reizendste und mächtigste Prinzessin der Erde."

Also hatte der König gesprochen und Jedermann glaubte, der Fremdling werde verstummen vor diesen Worten und aus Scham in die Erde sinken wegen solcher Vermessenheit. Doch keins von beiden geschah. Vielmehr fragte der Goldschmied den König: „Sind nicht Prinzessinen verzaubert worden in Drachen und gefangen gehalten in einer Höhle, bis sie von der Hand des Kühnsten der Menschen wieder erlöset wurden?" —

„Es verhält sich also, wie Du sagst," antwortete der König. „Und die sie erlösten, die Kühnsten der Menschen, sind eben die

Freier meiner Töchter, welche dort herkommen, auf daß ſie heute mit ihnen zum Lohn für ſolche That vermählet werden."

Da ſchaute der Goldſchmied hin und ſah den Schuſter und den Schneider daher treten. Ungeachtet ſie wohl nicht leicht als ſolche jemand wieder erkannt haben würde, der ſie früher geſehen. So herrlich waren ſie ausgeſchmückt durch des Königs Huld und ſo ſtolz ſchritten ſie einher, obſchon ſie nur Lügner und feige Böſewichter waren.

„Wenn jene Beiden," ſprach der Goldſchmied, „die Drachen tödteten, welche die Prinzeſſinnen verzaubert hatten, ſo müſſen ſie zum Zeichen der Wahrheit auch die Drachenzungen bei ſich tragen. — Ich bitte, o König, daß du ſie darum frageſt, noch ehe du ſie mit deinen Töchtern vermählſt."

Solch Begehren wollte zwar dem Könige übel gefallen; doch ſtrebte er ſtets darnach ein gerechter Herrſcher zu ſcheinen und ſo verlangte er denn vom Schuſter und Schneider, die ſich für mächtige Prinzen hatten ausgegeben, daß ſie die Drachenzungen zeigen ſollten.

Die beiden machten aber gar verlegene Geſichter, als ſie auf einmal den Goldſchmied lebend und bei dem Könige erblickten, da ſie natürlich wähnten, er läge todt und begraben in der tiefen Höhle. Sie wagten in ſeiner Gegenwart nicht länger ihre Frechheit zur Schau zu tragen und bekannten endlich zitternd, ſie hätten keine Drachenzungen geſehen und wüßten auch nicht, wo dieſe hingekommen.

„So will ich ſie euch zeigen," rief jetzt der Goldſchmied, zog ſeinen Rockſchooß hervor, in dem er ſie eingenäht hatte, und zugleich mit ihnen das Schnupftuch, welches die Prinzeſſin ihm gegeben. — Da ward der Jubel in der Stadt noch größer wie zuvor. Zwar wurde nur Eine Hochzeit gehalten an dieſem Tage, denn der feige Schuſter und Schneider wurden hingerichtet, weil ſie den König ſo arg belogen und betrogen hatten. Allein der wackere Goldſchmied erbte das Reich und die Krone, und anſtatt des Schuſters und Schneiders fanden ſich bald gar ſchmucke Prinzen für die beiden andern Töchter des Königs. Mit dieſen zogen ſie in das Reich dem ſie angehörten und lebten darin herrlich und in Freuden. Auch dem Goldſchied ging es gut bis zu ſeinem Ende. Denn kein Feind wagte ſich in ſein Land, weil er die drei koſtbaren Dinge beſaß, den ſcharfen Degen und die Trompete für die Cavallerie, ſowie die Trommel für die Infanterie. (Mündlich).

30. Die tollen Weibsleute. Eine Frau hat eine Tochter gehabt und ſpricht zu dieſer, du ſollteſt heirathen, ſo käme doch ein

Mann in's Haus. Darnach kommt ein Burſche zu ihnen und fragt die Frau, ob ſie ihm die Tochter zum Weibe geben wolle? Die Mutter ſagt ja und ſo ſitzen ſie eine Weile zuſammen in der Stube, aber keins ſpricht ein Wort. — Endlich fängt die Alte zum Burſchen an: „Euch dürſtet wohl?“ Ja, ſagt dieſer. „Nun,“ ſagt ſie, „wir haben ein Trinkfaß im Keller, da will ich Euch ein Glas voll holen.“ Sie geht damit fort in den Keller, kommt aber nicht wieder. Als nun eine lange Zeit herum iſt, ſagt er zur Tochter: „Geh doch einmal hin und ſiehe, wo deine Mutter bleibt? Sie iſt wohl am Ende geſtorben.“ Wie nun das Mädchen in den Keller kommt, ſitzt die Mutter vor dem Trinkfaß und ſieht immer die Sichel an, die oben über dem Trinkfaß hängt. Auf die Frage des Mädchens, warum ſie denn die Sichel ſo beſorgt und ängſtlich anblicke? ſpricht die Mutter: „ja ſieh, wenn er dich nähme und du kriegteſt ein Kleines und das durſtete und du wollteſt es in den Keller ſchicken, damit es zu Trinken holte, und die Sichel fiel ihm auf den Kopf, ſo könnte das ja ein großes Unglück geben.“ — „Ach, Mutter!“ ſpricht die Tochter, „das iſt auch wahr.“ Damit ſetzt ſie ſich zur Mutter und guckt die Sichel gleichfalls an. — Endlich dauert es doch dem Burſchen zu lange. Er kommt alſo gleichfalls zum Keller, wo er die Beiden noch immer ſitzen ſieht. Auf ſein Erſtaunen über das lange Ausbleiben ſpricht die Alte wieder: „Siehſt du nicht die Sichel oben über dem Trinkfaß? Wenn du nun das Mädchen nähmeſt und es bekäme ein Kleines und das durſtete, ihr ginget nun mit ihm in den Keller, um ihm zu trinken zu geben und die Sichel fiel ihm auf den Kopf, ſo könnte ihm wahrlich ein großes Unglück paſſiren.“ — „Ja, ihr tollen Weibsleute,“ ruft der aus; „wenn ich heute noch tollere finde wie Euch, ſo will ich wieder kommen und das Mädchen heirathen.“ Damit geht er fort. Auf dem Hofe angekommen begegnet er dem Bullochſen des Dorfes, dem hat man ein Seil an den Schwanz geſchlungen und zieht ihn damit hinterrücks in den Stall. „Ach, ihr tollen Leute,“ ruft er, „was macht ihr denn da? Schleift doch dem Thiere den Strick um den Hals, dann geht es viel beſſer.“ Da ſprechen die Leute: „das verſtehſt du nicht. Uns iſt die Glucke (Henne) von den Eiern gegangen und nun ſoll der Ochſe ſich auf das Neſt ſetzen und die Küchlein ausbrüten.“ — „Nun,“ ſpricht der Burſche, „ſo habe ich denn wirklich noch tollere Menſchen heute getroffen.“ Und darauf kommt er zurück zu der Frau und heirathet die Tochter.

(Mündlich).

31. Der Allerhandfleck. Es war einmal ein Kaufmann mit seiner Tochter, aber die Mutter derselben war gestorben. Darum sprach die Tochter zum Vater, er möchte doch wieder heirathen, damit sie nicht so allein im Hause sei. Der Kaufmann antwortete: „Ich heirathete wohl gern, nur fürchte ich, daß es dir dann schlimm gehen könnte, denn ich weiß kein Mädchen, welches eine gute Stiefmutter geben würde. Alle sind stolz und herrschsüchtig und wenn sie erst einen Mann haben, so machen sie es womöglich noch schlimmer.“ Darauf sagte die Tochter, er solle das Besenmädchen nehmen, das wäre gewiß gut und würde auch eine milde Stiefmutter sein. Das hat denn der Kaufmann gethan und das arme Besenmädchen genommen. Im Anfang ging auch Alles nach Wunsch, allein nicht lange darauf wurde das Besenmädchen so schlimm, wie nur eine Stiefmutter sein kann. Sie schlug die Tochter und verleumdete sie bei dem Vater, indem sie behauptete, es sei das Mädchen ein nichtsnutziges, liederliches Weibsbild, das allen Burschen nachlaufe. Als der Kaufmann dagegen behauptete, es könne das nicht wahr sein, er wisse wie sittsam seine Tochter sei: ging die böse Stiefmutter zu einer alten Hexe, die mußte das arme Mädchen schwanger hexen, damit sie nur Recht behielte.

Als nun bald hernach die Sache sich wirklich so verhält und nicht mehr zu verheimlichen ist, sagt sie: „Nun sieht ja ein Jeder, was für eine liederliche Dirne du bist.“ Und auch der Vater ist jetzt gegen seine Tochter und setzt ihr stark zu, damit sie bekennen solle, wer der Vater ihres Kindes sei. Doch bleibt das Mädchen in seiner Unschuld fest bei der Versicherung „sie wüßte bei ihrem Leben von keinem Mann. Und wie sie nun in das Kindbett kommen wollte, lassen die erzürnten Eltern nicht einmal die Kinderfrau holen, sondern sperren das arme Ding in seinen Nöthen allein in eine Kammer und schlagen die Thüre zu. Da liegt es nun verlassen und als endlich ihre Stunde erscheint, springt ein Ding von ihr mit lauter bunten Flecken am Leibe. Das setzt sich auf den Kasten und spricht: „Ich bin der Allerhandfleck, ich will dir auch etwas zu essen holen.“ Es springt der Allerhandfleck zum Fenster hinaus und als er über den Markt hinläuft, da kommt der König gefahren, der ist noch ein lediger Bursche gewesen und spricht zu seinem Bedienten: „Ach fange mir doch das schöne Ding, das muß ich haben zu meinem Plaisir.“ — Als sie es nun eingefangen haben, sagt es zu dem Könige und seinen Leuten, sie müßten aber auch seiner Mutter etwas zu essen bringen, denn diese liege in den Wochen und habe nichts zu essen. Darauf läßt der König die schönsten Speisen in die Kammer

tragen, wo die arme Tochter liegt und ſchickt eine Kammerjungfer zu ihr, die muß ſie fürſtlich bedienen. Der Allerhandfleck aber muß ſich vorn auf den Bock ſetzen und es trägt ſich zu, daß der König ſich will eine Gemahlin ſuchen und zu dem Ende in ein fremdes Land fährt. Aber in dem fremden Lande werden ſie wohl erſt freundlich aufgenommen, dann aber von böſen Leuten gefangen, müſſen den Pflug ziehen und das Feld bearbeiten, der König mit ſeinem ganzen Gefolge, ſowie auch der Allerhandfleck. Das gefällt dem Könige gar übel und er ſpricht zum Allerhandfleck: „O, könnteſt du uns doch aus dem Elend helfen!“ — Dieſer antwortet, das wolle er wohl thun, wenn der König ihm dagegen verſprechen werde, ſeine Mutter zu heirathen, wenn er wieder in ſein Reich zurück käme. Der König verſpricht das auch, damit er nur aus der unglücklichen Gefangenſchaft frei wird. Jetzt ruft der Allerhandfleck die Soldaten, welche ſie gefangen halten und fragt ſie ob ſie den König ſammt ſeinen Dienern wollten freigeben? Die antworten und ſprachen, was ihm denn einfiele? zugleich ſchieſſen und ſtechen ſie auf den Allerhandfleck mit ihren Waffen aus allen Kräften. Doch geht auf ihn keine Kugel ein und kein Schwert kann ihn verwunden. Und als ſie im beſten Stechen ſind, macht er alle ſeine Feinde feſt, daß nicht von der Stelle können. Darauf ſagte er zum König und den Andern: „Nun macht Euch fort. Ich will noch hier bleiben und wenn es Zeit iſt, will ich ſchon zu euch kommen.“ Der König ſäumt auch nicht lange und entflieht. Und als er weit genug iſt, winkt nur der Allerhandfleck mit ſeinem Käppchen, das er von der Hexe erhalten und ohne weiteren Unfall kommen ſie damit bald in des Königs eigenem Lande an. Dieſer iſt natürlich ſehr erfreut darüber und ſpricht: Da wir nun glücklich wieder in meinem Reiche ſind, ſo laß deine Mutter kommen, damit ich ſie heirathe. Iſt ſie denn aber auch ſchön? — Der Allerhandfleck verſichert es und da ſie anlangt, findet ſie der König ſo reizend, daß er ſie wirklich zur Gemahlin nimmt. Nachdem nun der Allerhandfleck ſeine Mutter ſo gut untergebracht hat, da geht er hin und ſagt, nun wolle er auch mit der Alten abrechnen. Und wie er die böſe Stiefmutter findet, ſpricht er, wenn ſie ihm nicht gleich die alte Hexe ſtelle, die ihn bezaubert habe, wolle er ſie von einander reißen. Da muß ſich die Stiefmutter wohl fügen und er wird jetzt plötzlich der wunderſchönſte Prinz, der von Allen geliebt und geachtet wird. Die Hexe aber und die böſe Stiefmutter verbrennen darüber in ihrem eigenen Zorn.

(Mündlich).

:32. Der heilige Lukas. Unweit Germerode am Meisner war ehemals eine Kapelle des heiligen Lukas. Ein Bauer, der ein krankes Schwein hatte, brachte dem Heiligen ein halbes Scheffel Waizen mit der Bitte, das Schwein wieder gesund zu machen. Als er aber nach Hause kam und das Schwein todt fand, rief er aus: „Lötzchen, Lötzchen! Du magst wohl ein rechtes Gesellchen sein. Du nimmst den Scheffel Waizen von mir und lässest mir nun do weniger mein Sau sterben." (Hess. Historienbüchlein).

:33. Die Nonnen auf dem Hülfenberg. Eine Bäuerin, deren Kuh krank war, gab ihrer Tochter zwei junge Hühner für die Nonnen auf dem Hulfenberg in der Nähe von Wanfried. Das Mädchen begegnete einem schon von der neuen Lehre, die sich damals in Hessen zu verbreiten anfing, angesteckten lebenslustigen Nachbar, welcher ihr den Rath gab, für diese Hühner gutes Einbeckerbier zu kaufen und mit ihm zu trinken; denn das Opfer der Nonnen wäre doch umsonst. Dieser Rath wurde auch befolgt und als das Mädchen Abends zu ihrer Mutter kam, fragte diese, um welche Zeit sie den Nonnen die Hühner gegeben? — „Um elf Uhr," sagte diese „Hem," antwortete die Mutter, „gerade um dieselbe Zeit wurde meine Kuh besser und die Fürbitte der Nonnen vermag also viel. Hüte dich ja, den alten Glauben zu verlassen. Mich soll, so lange ich lebe, Niemand davon abbringen." (Ebendas.)

:34. Wenn der Bettelmann nichts haben soll, fällt ihm das Brod aus dem Sacke. Es lebten einst zwei Schwestern, die Eine war reich und Alles schlug ihr zum Glücke aus, die Andere dagegen arm und nichts wollte ihr gelingen, sie mochte anfangen, was sie wollte. Darum klagte die Letztere der Ersten einmal ihr Leid und sprach: „Sage mir doch, wie du es machst, daß es dir so wohl geht? Ich mag mich quälen und arbeiten, so viel ich will, ich komme doch auf keinen grünen Zweig." — „Das wäre mir was Rechtes, erwiderte darauf die Schwester, „daß ich arbeiten und mich quälen sollte. Du kannst ja Alles ohne Mühe haben, wenn du nur willst." — „Und wie sollte das zugehen?" fragte die Arme. — „Höre zu," sagte die Schwester, so kann dir wohl noch geholfen werden. Ich kenne einen reichen vornehmen Herrn, den will ich zu dir schicken. Nimm ihn wohl auf, und wenn er zu dir spricht: „Willst du mir dienen oder soll ich dir dienen?" Dann antworte nur dreist: Du sollst mir dienen. Und du wirst bald so wohlhabend und glücklich sein wie ich." —

Darauf ging die Arme getröſtet und voll Erwartung nach Hauſe. Es dauerte auch in der That nicht lange, ſo erſchien ein prächtig gekleideter Mann bei ihr, grüßte ſie mit einem freundlich grinſenden Lächeln und nahm Platz. Denn er ſchien nicht gut zu Fuße zu ſein, ſintemal er mit dem einen Beine hinkte. Die unglückliche und verachtete Schweſter war ſo erſtarrt über die Herablaſſung des Fremden, daß ſie ihn kaum anzuſehen und auf ſeine Fragen zu antworten wagte. Als er ſie daher in die Backe kniff und die Frage an ſie richtete, wie die Schweſter ihr geſagt hatte: vermochte ſie nicht zu ſprechen, daß er ihr dienen ſolle, ſondern mit bangem Zagen entgegnete ſie: „Ich will Euch von Herzen dienen und Alles thun, was Ihr haben wollt.“ — Darauf faßte ſie der Teufel — denn das war der Fremde — mit ſeinen feurigen Krallen an und ſie mußte ihm zu Willen ſein bis an ihre letzte Stunde. Sie wurde noch ärmer als zuvor und Alles was ſie anfing, ſchlug zu ihrem Verderben aus.

(Mündlich).

33. Die drei Schweſtern.

Es ſchienen drei Sterne wohl über des Königes Haus,
Da ſtarben drei zarte Jungfrauen daraus
Die Eine ſtarb am Abend, die Andere um Mitternacht,
Die dritte aber ſtarb, ſo wie der Tag anbrach. —
Sie wandelten, ſie wandelten den ſchmalen Weg
Und ſuchten mit Sorgfalt den mühevollen Steg
Und als ſie geſtorben in Gottes Namen
Und nun vor die himmliſche Pforte kamen:
„Petrus, Petrus, mach' auf die Thür,
„Es ſtehen drei arme Kinder dafür.“
Zwei, die wurden hereingelaſſen
Die Dritte mußt' vor der Thüre ſtahn:
„O weh, o weh! was hab' ich gethan,
„Daß ich muß vor der Thüre ſtahn?“ —
„„Wenn Deine zwei Schweſtern den Armen was gaben,
„„Dann wareſt Du zornig den ganzen Tag.““ —
Sie verließ jetzt den ſchmalen himmliſchen Steg
Und begab ſich darauf an den breiten Weg
Bis daß ſie vor die hölliſche Pforte kam
Und das Toben der böſen Geiſter vernahm:
„Satanas, jetzt ſchließe auf das Thor,
„Es ſteht eine arme Sünderin davor.“ —
Sie gaben der Thür wohl einen Schwang,

Daß ſie aus Angeln und Hespen ſprang;
Sie ſetzten der Jungfer auch einen Stuhl,
Daß ihr die Flamme entgegenſchlug:
Sie gaben den Becher ihr in die Hand,
Daß ihr das Blut unter den Nägeln 'raus ſprang.
„O, hätte doch Vater und Mutter die Geiſſel genommen
„Und mich zur Kirche und Schule gezwungen.
„Das machen nun meine ſpitzigen Schuh,
„Daß ich fahren muß der Hölle zu.“ —
Sündergebet, das dringt durch die Wolken
Und läßt nicht ab, bis es vor Gott kommt
In ſeinen ſchönen Himmel hinein. Amen.
(Mündlich von einem alten Bettler).

36. Frau Holle in Thüringen. Am Abend vor der Erſcheinung Chriſti fährt Frau Holle über die Kreuzwege, hält um Mitternacht vor der Schmiede und läßt ihren Wagen beſchlagen und lohnet reich, wenn der Schmied ſo beſcheiden iſt, nichts für ſeine Mühe zu fordern. Auch muß der Flachsrocken rein abgeſponnen ſein, ſonſt zerzauſt ihn Frau Holle den ſäumigen Mädchen und peinigt ſie. Oder ſie müſſen den Rocken friſch wickeln, dann kommt Frau Holle und thut etwas hinein.

Sie iſt Wundergöttin, Spinnefrau, des wüthigen Heeres Genoſſin und Gefährtin, wie auf dem Harzwalde die Tutoſel im Gefolge des wilden Jägers Hackelberg, der mit ſeinem Zuge nur eine Erneuerung des urzeitlichen Wuotansheeres iſt. Im Frankenlande und Frankenwalde bis in das Voigtland nach Saalfeld hin tritt an die Stelle der Frau Hulda, die Bertha, Perchtha als wilde Jägerin und lebt in zahlreichen Sagen des Volkes fort.
(Bechſtein, Thüringen. S. 64).

37. Vom Ebersgrund. Unterm Weg von Schmalkalden nach Steinbach Hallenberg zieht ſich ein hügelicher Wieſengrund hin, darauf hat vor Zeiten ein Dorf geſtanden. Das Dorf war reich und ſeine Bewohner trieben Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer, da wurden ſie ob des gewonnenen Reichthums übermüthig, frevelten am Heiligen, gingen nicht mehr in die Kirche und führten ein gottloſes üppiges Leben. Nun diente in Ebersdorf eine fromme Magd, die war gebürtig aus Springſtille, einem Dorfe nahe bei Schmalkalden, die bat an einem Sonntage Urlaub von ihrer Herrſchaft, daß ſie nach Hauſe gehen dürfe, um das heilige Abendmahl

zu empfangen. Ueber diesen Gott wohlgefälligen Vorsatz wurde sie gescholten und verhöhnt, doch durfte sie von dannen und ging weinend ihres Weges. Als sie Abends zurückkam, fand sie das Dorf nicht mehr. Nur ragte da, wo es gestanden, in der Mitte ein Hügel und aus diesem blinkte das goldene Kreuz der Thurmspitze, wie ein Kreuz über einem großen Grabe. Das Dorf war versunken, doch hörte sie noch in der Tiefe die Hähne ängstlich krähen. Dann wandte sich die Magd abermals zurück in ihren Heimathsort und kündete, was sie gesehen. Niemand aber glaubte ihr, doch gingen viele Springstiller mit und sahen das Wunder, welches sich begeben. Nun war auch das Kreuz vollends in die Tiefe gesunken, auch krähete kein Hahn mehr nach dem Dorfe und über seiner Stätte lagerte tiefe, grauenvolle Stille. (Ebendas. S. 80).

38. Der Hirschstein. Eine der herrlichsten Aussichten ins alte Chattenland genießt man von dem auf der Westseite des Habichtwaldes sich erhebenden Basaltkegel, dem Hirschstein. Den Namen verdankt diese Kuppe einer noch im Munde des Volkes lebenden Sage.

In grauer Vorzeit lebte auf dem jetzt noch Mauerreste tragenden Burgberge im Schlosse seiner Väter Ritter Eckbert. Edelmann im vollen Sinne des Wortes, wohl geübt und bewährt als Jäger und Krieger. In den Stürmen des Krieges war er zum Manne gereift und heimkehrend führte er ein geliebtes Wesen als Herrin auf sein Stammschloß. Leider sollte das Glück, nachdem er sich so lange gesehnt, von kurzer Dauer sein, denn kaum nach Verlauf eines Jahres kostete die Geburt eines Töchterchens dem theuern Weibe das Leben. — Eckbert war untröstlich, der Verzweiflung nahe; doch die Zeit linderte allmählig den verzehrenden Schmerz und die ganze Liebe strömte auf den kleinen mutterlosen Engel, der das vollkommene Ebenbild der Mutter zu werden versprach. So lebte der Ritter, zurückgezogen von dem Geräusche der Welt, auf seiner abgelegenen Burg nur der Pflege und Erziehung seiner holden Schilda.

Wie gleiches Schicksal die Menschenherzen mit einem festen Bande umschlingen, so ging es auch Eckbert. Ihm lebte in nächster Nähe ein treuer Freund Kuno, früher Waffen- und jetzt Leidensgefährte, standen sie treu und fest wie Brüder bei einander. Auch Kuno hatte früh sein geliebtes Weib in die alte Familiengruft gesenkt und nur sein einziger Sohn Friedo band ihn noch an das Leben. Vater und Sohn wanderten oft nach der Schaumburg, und wenn die Alten der Vergangenheit gedachten oder in ernsten Ge-

ſprächen die Fragen der Gegenwart erwogen, vergnügten ſich die Kinder in traulichen Spielen. Ruhten dann die Augen der Ritter wohlgefällig auf ihren Lieblingen, dann ſchweiften ihre Blicke in die Zukunft und ſie ſahen die Zeit nicht fern, wo die befreundeten Geſchlechter ſich in ihren letzten Sprößlingen zu einem einzigen verbinden würden.

Als Friedo ſein ſiebzehntes Jahr zurückgelegt, ſollte er ſich auch als Kriegsheld verſuchen, und wurde daher von einem benachbarten Fürſten, der ſeine Schaaren nach Welſchland führte, aufgefordert, ihm auf der Bahn des Ruhmes zu folgen und ſich unter ſeinen ſieggewohnten Schaaren Lorbeeren zu erringen. So ſchlug eine Scheidestunde für ihn und Schilda und ſagte erſt den jungen Herzen, was ſie ſich ſeien? Mit dem Schwure ewiger Treue ſchieden ſie und nur die Hoffnung des Wiederſehens, baldigen Wiederſehens konnte den Schmerz der Trennung lindern.

Einſam für Schilda war jetzt das väterliche Schloß und gern eilte ſie auf die alten Lieblingsplätze, wo ſie oft mit Friedo geſeſſen. Beſonders lieb war ihr ein naher Fels, jene Baſaltkuppe des Habichtswaldes und immer kehrte ihr Fuß an ſchönen Sommertagen dahin, des Geliebten gedenkend. So verfloſſen Jahre, in denen nur ſelten eine Kunde von dem in der Ferne weilenden Verlobten auf die entlegene Burg gelangte. Eines Tages aber kehrte er wohlbehalten und ruhmgekrönt zurück von einem jungen welſchen Ritter begleitet, dem er als Lebensretter zu hohem Danke verpflichtet war. Auch Schilda konnte nicht anders, als freundlich und erkenntlich gegen den Fremdling ſein. Allein der Welſche iſt mit dieſem Danke nicht zufrieden, von unreiner Begierde gegen die Jungfrau entflammt, ſchwört er, kein Anderer durfte ſie beſitzen. Auf alle Weiſe ſucht er ſein Ziel zu erreichen, geht jedoch ſo heimlich dabei zu Werke, daß Friedo nichts davon ahnet und ſogar die Verlobte dem Schutze des Böſewichts vertraut, als ihn kurz vor ſeiner Vermählung mit Schilda ein dringender Auftrag ſeines Fürſten auf einige Wochen entfernt, und ſo dem Feinde Gelegenheit gegeben iſt, ſeine Werbung noch eifriger zu betreiben. Auf einem Spaziergang nach der Lieblingsſtelle am Habichtswalde erklärt er ihr ſeine Liebe und wird mit kalter Verachtung zurückgewieſen. Jetzt entbrennt ſein ganzer Zorn. Wenn du mir nicht angehören willſt, ſoll auch kein Anderer dich beſitzen, ruft er aus, und der, den du liebſt, ſoll die Urſache deines Todes werden. — Durch eine Zauberformel iſt das Mädchen zugleich in eine Hirſchkuh verwandelt, der welſche Ritter ſelbſt ſpurlos verſchwunden.

Man denke sich den Schmerz Frido's als er die Nachricht von der Flucht seiner Braut mit seinem vermeinten Freunde erhält. Denn nur so konnte man sich es erklären, warum alle Nachforschungen nach ihnen erfolglos blieben. Er zieht sich ganz von der Welt zurück und nur die Jagd treibt ihn zuweilen noch aus seiner Wohnung. Einst schweift er durch den Wald, da reizt ihn eine prächtige Hirschkuh zur Verfolgung und er eilt ihr nach bis zu der Spitze jenes Basaltfelsens. Jetzt legt er auf sie an und getroffen von seinem Pfeil stürzt sie in den Abgrund. Er springt herzu und sieht Schilda, die verlorene Geliebte, in ihrem Blute liegen. Von Entsetzen und Wahnsinn erfaßt, stürzt er sich gleichfalls hinab und der Tod vereint, was die Hölle auf Erden zerrissen. Seit dem Tage heißt der Felsen der Hirschstein. (Mitgetheilt vom Lehrer Wiegand).

---

39. Undank der Welt Lohn. Ein Bauer wollte einmal von einem Berge Steine holen. Während des Aufladens geschieht es, daß ein Stein einer Schlange unversehens auf den Schwanz rollt, die an der Steinklippe gelegen hat und von dem Bauer nicht beachtet ward. Da hat sich plötzlich die Schlange in die Höhe gereckt und kommt mit furchtbaren Zischen auf den Mann los. Zugleich erscheint ein Bär, der seine Höhle in dem Felsen hat, und ein Fuchs und wollen auch an den Bauer. Der Fuchs aber verhindert es und spricht zu der Schlange und dem Bären: „Nur Geduld! Nun, Schlange lege dich einmal nieder, ich will erst sehen, ob der Bauer dich auch treffen konnte?“ Die Schlange legt sich in einen großen Kringel und der Bauer und der Fuchs werfen mit großen Steinen auf die Schlange, daß diese sich gern zurückzieht. Zum Bären aber sagt der Fuchs, er solle sich in seine Grube legen, er wolle mit dem Bauer allein reden. Das thut der Bär und sogleich werfen sie Steine gegen den Eingang und mauern so den Armen vollständig ein, so daß auch er dem Manne nichts mehr anhaben kann so gut wie die Schlange. Jetzt sagt der Fuchs: „Bauer, ich habe dich vom Tode errettet, wie du weißt, denn ohne mich wärest du verloren. Nun gib mir aber auch alle deine Gänse.“ Der Bauer antwortet: „Ich habe elf Gänse, die sollst du alle haben und ich verspreche dir, daß ich diese Nacht die Thür zum Gänsestall offen lassen will,“ — damit geht der Bauer fort und der Fuchs traut dem Versprechen desselben. Wie aber der Mann nach Hause kommt und seiner Frau erzählt, wie sehr er in großer Bedrängniß gewesen und durch die Schlauheit des Fuchses allein gerettet worden sei, weshalb er diesem auch seine ganzen Gänse gelobt; spricht die Frau:

„Ach, meine sämmtlichen Gänse. Nein das geht nicht, wenn es doch eine oder zwei wären, da wollte ich nichts dagegen einwenden.“ — „Du willst doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll. Ich habe gelobt dem Fuchs die Thüre zum Gänsestall offen zu lassen.“ — „Das sollst du auch,“ erwidert sie, „bekümmere dich weiter nicht und laß mich nur machen.“ — Nun hat der Bauer zwei Hunde und als es Abend wird, bindet die Frau die beiden Thiere inwendig in den Gänsestall, den einen auf die rechte Seite, den andern auf die linke Seite, läßt aber die Thüre offen. Um zwölf Uhr kommt der Fuchs und will sich die Gänse holen, da packen ihn die Hunde und zerreißen ihm den Pelz gar jämmerlich. Heulend flieht das Thier von dem Hofe und schreit: „Undank ist der Welt Lohn!“ Mündlich.

40. Die Schlange. Eine Frau hatte immer gesagt, sie wolle wohl gern heirathen, allein sie möge keine Kinder gebären, weil das so viele Schmerzen verursache und ohne große Noth nicht geschehen könne. Da sie nun von ihrem Vorsatze nicht abzubringen ist und ihr Bräutigam sie gern genommen hätte, gehen sie zum Pfarrer und stellen ihm die Sache vor. Der aber hat gesagt, er könne ihnen in diesem Falle nicht helfen, sie müßten sich an den Papst wenden. Das geschieht und der Papst spricht zur Frau: „Ich will dir wohl helfen, du mußt aber auch thun, was ich dir sage.“ Sie spricht: „Gern will ich Alles befolgen, was man mir heißt, so ich nur keine Kinder bekomme, wenn ich heirathe.“ Der Papst gibt ihr darauf einen versiegelten Brief, den soll sie dem Wirth überreichen in dem Gasthofe, wo sie die erste Nacht bleiben werden und spricht dabei zum Weibe: „Du wirst am folgenden Tage an ein Wasser kommen und Lust haben davon zu trinken. Thue das. Was dir aber aus dem Wasser entgegentritt, das sollst du lieb haben und küssen; dann ist dir geholfen.“ — Es geschieht, wie der Papst gesagt hat. Sie kommen an ein Wasser und als die Frau davon trinkt, reckt sich eine Schlange aus dem Wasser in die Höhe und als sie das Thier lieb hält und küsset, schlingt es sich um ihren Leib, so daß sie es nicht wieder los werden kann. Nun erreichen sie Abends einen Gasthof und als sie den Brief des Papstes dem Wirthe überliefert, weist dieser dem Mann und der Frau ein besonderes Zimmer an, denn so ist es ihm in dem Schreiben befohlen. Nicht lange darauf, als das Weib sich zu Bett gelegt hat, entsteht ein großer Lärm in der Kammer. Wie gern nun der Mann auch seiner Frau zu Hülfe gekommen wäre, er darf es nicht thun, weil es der Papst verboten und so finden sie sie denn am Morgen todt in ihrem

Bette. Die Schlange hat ſie getödtet und ihr Wunſch keine Kinder zu bekommen iſt erfüllt. (Mündlich).

41. Der Erleborn. Zwiſchen Homberg und Meſeberge liegt die alte Stadtbleiche, der Erleborn. Hier brachten die ehrſamen Bürgersfrauen ſchon in früheſter Zeit den heimlichen Reichthum der Haushaltungen, das Leinen, wieder zu Glanz und Friſche und dieſes Geſchäft überließen damals die ſorglichen Mütter nicht etwa fremden Händen, ſondern ſie ſelbſt zogen mit den Mägden und Waſchfrauen zum Erleborn und da wurde es denn mitunter ſpät, bis es wieder zur Stadt ging. So eilte auch einſt an einem Abend, als es ſchon mächtig dunkelte, eine geſchäftige Hausfrau von der Bleiche ganz allein nach Hauſe, denn die Magd war die Wäſche zu bewachen draußen geblieben. Als ſie zu der Stelle kommt, wo der Weg nach dem Schloßberge abbiegt, tritt ihr ein wunderholdes Weib entgegen, überreicht ihr eine Blume, wie ſie noch nie eine geſehen, und bittet ſie, ihr zu folgen. Nach einem kurzen Gang durch die thauigen Wieſen kommen die beiden vor ein mit mächtiger eiſerner Thür verſchloſſenes Gewölbe. Die Unbekannte bleibt ſtehen und erzählt, daß hier große Schätze verborgen lägen und daß, ſo lange dieſelben nicht gehoben ſeien, ſie keine Ruhe im Grabe habe. Alle hundert Jahre ſei es ihr geſtattet zu dieſer Stelle zu treten, um einen Menſchen zu finden, der ſie endlich erlöſe. Heute Abend habe wieder eine ſolche Stunde für ſie geſchlagen. Sie ſolle ihr getroſt folgen und vor nichts zurückſchrecken, was ſich auch begebe: es ſei keine Gefahr da, ſo lange ſie die Blume, welche ſie ihr gegeben, nicht aus der Hand laſſe. Mit dieſem Talismann dürfe ſie zu jeder Zeit kommen, die Thür würde ſie finden und wenn ſie dieſelbe mit der Blume berühre, würde ſie ſich aufthun. Aber Niemand dürfe ſie etwas davon ſagen. Nach dieſen Worten öffnet ſich das Thor von der Blume berührt und ſie befindet ſich in einem Saal von ſoviel Gold und Edelſteinen angefüllt, daß der Glanz ihre Augen blendet. Allein die Schätze werden bewahrt von fürchterlichen Hunden an glühenden Ketten, die wohl auf die zitternde Frau losfahren, jedoch ihr nichts anhaben können, weil ſie die Wunderblume in ihren Fingern hält. Vor einer Kiſte voller neuer Goldſtücke bleibt ſie ſtehen, weil die Unbekannte ſie bedeutet, daß ſie ſoviel als möglich davon nehmen und einen Theil für ſich behalten, einen den Armen geben und einen Theil der Kirche überliefern ſolle. Zugleich erinnert ſie die Fremde daran, das Beſte nicht zu vergeſſen. Und ſo faßt denn die Bürgersfrau ſo viel von den Goldſtücken zuſammen, als

ihre Schürze nur zu faſſen vermag und eilt damit nach dem Ausgang, weil ihr vor den Hunden bange iſt. Kaum hat ſie das Freie erreicht, ſo ſchließt ſich mit furchtbarem Krachen die Thür und Alles iſt verſchwunden, denn ſie hat in der Angſt die Blume fallen laſſen, welche allein zu jeder Zeit ihr den Eintritt zu den Schätzen geſtattet hätte. Zu Hauſe angekommen wird die Frau krank und ſtirbt bald darauf, ſo daß Niemand wieder etwas von dem Gewölbe geſehen hat. (Mitgetheilt von dem Lehrer Wiegand).

12. Die Meierwieſen. Zwiſchen Altenritte und Altenbauna liegen die Meierwieſen. Hier ſtand einſt ein großer Meierhof, aber die Beſitzer davon waren geizige hartherzige Leute, von Niemand geliebt. Als daher im dreißigjährigen Kriege der Hof von einem Streifkorps der Kaiſerlichen angefallen ward, eilte kein Menſch aus den umliegenden Ortſchaften ihnen zu Hülfe und ſo geſchah es denn, daß das Gut geplündert und zerſtört und die ſämmtlichen Bewohner getödtet wurden. Seitdem hört man in nächtlicher Stille auf dem Fleck gar manchmal Stöhnen und Klagen. Auch ſoll der letzte Hofmeier noch zuweilen mit einer Laterne dort umgehen und nach den geraubten und verſchütteten Schätzen ſuchen.
(Mitgetheilt von demſelben).

13. Der Siegesküppel. Hinter Lützelwig links an der Straße von Homberg nach Ziegenhain liegt ein Hügel, der Siegesküppel genannt. Hier, ſo erzählt die Sage, wird einſt der letzte Kampf der Chriſten mit den Ungläubigen ausgefochten werden. Es wird eine furchtbare blutige Schlacht werden, ſo daß ſogar die älteſte Frau in Lützelwig den älteſten Mann mit dem „Waſchebläuel“ todtſchlägt. Allein das Chriſtenheer wird doch zuletzt ſiegen.
(Mitgetheilt von demſelben).

14. Der Malſtein. Auf den Aeckern, welche hinter Frielendorf an die Ziegenhainer Straße ſtoßen, ſahen viele Wanderer in früherer Zeit Nachts häufig einen großen grauen Mann umhergehen, der hatte einen Malſtein auf der Schulter. Einſt kommt auch die Poſt daher und der Poſtillon kann dem Geſpenſt nicht mehr ausweichen. Ehe er es ſich verſieht iſt es neben ihm und fragt ihn, wo es den Stein hintragen ſolle? Der Poſtillon antwortet: „Bringe ihn hin, wo du ihn her bekommen haſt!“ — „Das hat mir noch Niemand geſagt,“ ſpricht der graue Mann. „Und ſo lange mußte ich den Stein, den ich ausgegraben, zur Strafe auf meinen Schul-

tern ſchleppen, bis mir dieſe Antwort wurde. Habe Dank dafür, denn nun bin ich erlöſt." — Damit iſt er verſchwunden und die Wanderer wurden ſeitdem nicht mehr von ihm erſchreckt.

(Von demſelben).

45. Das Steinkreuz. Da, wo die Straße zwiſchen Hebel und Homberg neben Mardorf ſich hinzieht, ſtand ehemals ein altes ſteinernes Kreuz auf einem Acker, auf dem ein Segg von einem Pflug und eine Schäferſchippe abgebildet waren. Das Kreuz iſt zwar nicht mehr vorhanden, aber den Namen Steinkreuz hat die Stelle behalten und hier ſoll einſt ein Ackermann und ein Schäfer ſo mit einander in Streit gerathen ſein, daß ſich beide mit Segg und Schäferſchippe todtgeſchlagen haben. Darum ſpukt es auch heute noch an dem Orte. (Mitgetheilt von demſelben).

46. Friederchen und Katherlieschen. Ein Bauer, das Friederchen, hatte das Katherlieschen geheirathet, nicht etwa weil es ſehr ſchön war, ſondern weil es viel Geld beſaß. Dabei war das Katherlieschen auch ein bischen dumm. Jetzt ſchickt das Friederchen ſeine Frau zum erſtenmal auf das Feld, damit es die Frucht ſchneide. Er gibt ihr das Frühſtück mit und ſagt, ſie ſolle nach Hauſe kommen, ehe es zu ſpät ſei, damit das Vieh ſein Futter kriege und gemolken werde. Es wird Abend und Nacht, mein Katherlieschen geht aber nicht nach Hauſe und Friederchen läuft endlich in großem Zorn auf den Acker und fragt, weshalb ſie denn ſo lange bliebe? „Mein Gott," ſpricht ſie, wie kann ich wiſſen, daß es ſchon ſpät iſt? Die eine Sonne iſt zwar untergegangen, aber die andere iſt wieder aufgegangen. Darum bin ich noch geblieben." — „Weißt du denn nicht, daß das der Mond iſt, ſagt er. „Das hätteſt du mir ſagen ſollen, Friederchen. Auf ein andermal will ich es beſſer machen," iſt die Antwort der Frau. Am andern Morgen ſoll das Katherlieschen in den Garten gehen und jäten. Sie nimmt alſo ihr Frühſtück mit und wie ſie auf das Land kommt, denkt ſie, wie mache ich es denn recht? Eſſe ich erſt oder arbeite ich vorher? Ich meine, ich eſſe erſt; es könnte ſonſt am Ende ein Hund kommen und mir das Frühſtück verzehren. Darauf langt ſie ihr Frühſtück hervor wird aber bei dem Eſſen ſo müde, daß ſie einſchläft. Friederchen wartet den ganzen Tag auf ſeine Frau und da es ihm zu lange dauert, geht er nach dem Lande wo das Katherlieschen ſchläft und ſchneidet ihr heimlich von ihren Röcken ab, ſoweit er packen kann. Nach einer Weile erwacht es, ſieht ſich verwundert ihre kurzen Röcke an und ſpricht: „Bin ich

denn Katherlieschen, oder bin ich es nicht? Ach nein, ich bin es nicht." Um der Sache auf den Grund zu kommen beschließt sie nach Hause zu gehen, um zu erfahren, ob das Katherlieschen etwa schon dort sei. Sie kommt nach ihrer Wohnung, klopft an und fragt: Ist Katherlieschen zu Hause? „Ja," sagt Friederchen und lacht. „Da bin ich Katherlieschen nicht," ist ihre Antwort. Doch läßt sie sich bereden da zu bleiben. Den nächsten Morgen zieht er an den Acker und sagt, sie solle von dem Mehl im Kasten nehmen und Pfannkuchen backen, aber die Hefe nicht vergessen, die finde sich im Keller in dem Hausgetränke und wenn er vom Acker heim käme, dann müsse Alles fertig sein. Damit zieht er fort. Katherlieschen nimmt rasch das Mehl, geht damit in den Keller, wo das Hausgetränke in einem großen Waschfaß aufbewahrt wird. Sie meint, das wäre lauter Hefe, läßt das Faß auslaufen und rührt den Hautrank unter das Mehl einen ganzen Stunz voll. Dann nimmt sie von diesem Teig jedesmal einen Löffel voll, trägt ihn in die Küche und backt davon einen Pfannkuchen. Nun haben sie einen großen Hund, der heißt Emmes, und wenn sie in den Keller läuft, um einen Löffel Teig zu einem neuen Pfannkuchen zu holen, dann hat jedesmal der Hund den Kuchen gefressen und obgleich sie sich alle Mühe gibt, bringt sie doch keinen auf die Schüssel. Der Mann kommt nach Hause und fragt, ob die Pfannkuchen fertig wären, er sehe ja keinen? Sie hätte schon neun Stück gebacken, aber der Emmas hatte sie ihr allemal wieder genommen, ist ihre Entschuldigung. „Du dummes Thier," sagt er, konntest du dann nicht dabei bleiben? Ueberhaupt mußtest du es ganz anders machen. Du hast den ganzen Haustrank eingerührt, anstatt das Bischen Hefe zu nehmen, welches sich unten hin setzt, sonst gibt es mein Lebtag keinen gescheidten Pfannkuchen. „Weißt du denn das nicht?" — „O Friederchen, weshalb hast du mir das nicht gesagt? Sei nur nicht böse, das nächstemal will ich es besser machen. Aber sprechen mußt du mir es." — Was soll der Mann auf solchen Bescheid thun? Er knurrt zwar, hilft sich vor der Hand mit anderer Speise und zieht des Mittags wieder an den Acker. Damit es ihm Abends nicht wieder ebenso gehe, spricht er zum Katherlieschen: „Höre Frau zum Nachtessen sollst du Erbsen und Speck kochen, weil nun einmal die Pfannkuchen nicht gerathen sind. Nimm aber jetzt von dem niedrigen Speck, den hohen Speck müssen wir aufheben bis der lange Lenz kommt." — „Ja," sagt sie, „es soll geschehen wie du willst." Anstatt aber viel Erbsen zu kochen und wenig Speck, so nimmt sie zehn Erbsen und den ganzen Speck. Und als er nach Hause kommt, muß er wieder schelten und

toben, daß er eine so dumme Frau habe, die noch nicht einmal wisse, daß man viel Erbsen und wenig Speck zusammen koche. „Friederchen, sei nicht so böse, ich will es morgen besser machen. Du hättest es mir sagen müssen.“ Zufällig kommt am folgenden Tage ein Armer in das Haus zum Katherlieschen, als der Frieder gerade in die Schmiede gegangen ist. Der Bettler ist von langer Gestalt und deshalb sagt das Katherlieschen: „Ei, ihr seid gewiß der lange Lenz und wollt euch den hohen Speck holen, wie das Friederchen meinte.“ Der Bettler merkt, wie viel es bei dem Katherlieschen geschlagen und spricht: „Gewiß bin ich der lange Lenz, das siehst du ja an meiner Figur. Gieb mir nun den versprochenen Speck. Ich will herzlich dafür danken.“ — „Gottlob, daß Ihr gekommen seid,“ ist Katherlieschens Antwort und holt schnell den hohen Speck von der Rauchkammer. Darauf ruft sie es freudig dem zurückkehrenden Friederchen entgegen, daß der lange Lenz da gewesen und sie ihm den hohen Speck geholt habe. „Mein Himmel du dummes Thier, was hast du wieder angefangen! Weißt du denn nicht, daß man die langen Sommertage, wo es auf jedem Hofe Arbeit in Menge gibt, den langen Lenz nennt? Womit soll ich denn die Mäher und Schnitter satt machen in der Heuerndte, wenn du den ganzen Speck dem ersten besten Bettler schenkst? Ich glaube gar, du gibst am Ende noch all dein Geld weg, das ich mit dir erheirathet habe und ich muß wirklich dazu thun, daß ich es vor dir verberge. Im Kasten ist es wahrhaftig nicht sicher. Es ist gescheidter, wenn ich es vergrabe.“ So spricht das Friederchen, holt das Gold aus dem Kasten, steckt es in einen Beutel und wickelt ein Kaninchenfell darum, damit es Katherlieschen nicht finde. Jetzt geht er in den Pferdestall und macht unter der Pferdekrippe ein Loch, um sein Geld dahin zu bergen. Indem kommt Katherlieschen dazu. „Bleib weg, bleib weg!“ ruft Friederchen, „und gehe ja nicht herbei, sonst beißt dich das Ding, das ich hier in der Hand habe.“ — Katherlieschen geht zwar nicht näher, doch merkt sie, daß ihr Mann sein Geld da hinein gräbt. Und als nach einer Weile einige Leute mit Irdenwaaren erscheinen und das Katherlieschen fragen, ob es keine hübschen Teller und Näpfe brauche? so antwortet es: „Ich hätte ja schon mancherlei nöthig und eure Waare gefällt mir auch, doch mangelt es mir im Augenblick an Geld.“ — „Dir sollte es an Geld fehlen,“ sprechen die Handelsleute, „dir, dem reichen Katherlieschen? Wo hast du es denn hingethan?“ — „Wo es ist, will ich euch schon sagen,“ ist seine Antwort, „das Friederchen hat es in einen Beutel gethan, ein Kaninchenfell darum gewickelt und es in den Pferdestall unter die

Pferdekrippe vergraben. Da liegt es in einem Loch, aber ich greife es nicht an, sonst beißt mich das Ding." — „Wenn's weiter nichts ist, so nimm dir so viel Teller und Näpfe, als du magst, Katherlieschen. Das Geld wollen wir uns schon selbst holen, damit dich das Ding nicht beißt." Das ist das Katherlieschen gern zufrieden und damit die Leute keine Mühe weiter haben so nimmt sie eine lange Stange und zeigt ihnen den Platz, wo Friederchen das Geld hingethan. Aber die Irdengeschirre nimmt sie und hängt sie um das ganze Haus her, an die Nägel, womit die Balken zusammengefügt sind. Die Handelsleute haben sich unterdessen das Geld aus der Grube geholt und sind bald damit verschwunden. Was wird sich Friederchen über die schönen Teller und Schüsseln freuen, wenn er zurückkommt, denkt das Katherlieschen und tanzt lustig um das Haus herum. Indem sieht sie ihn von Ferne und erzählt ihm Alles, was sie gethan, wein ihm auch die erhandelten Sachen. „Ach, du schrecklich dummes Katherlieschen! ach du Himmel! mein ganzes Geld für die lumpigen Dinger, die du noch dazu da aufhängst, wo sie jeder Wind herabwerfen kann. Wirst du denn niemals klug werden. — Ich bin ein ruinirter Mann, wenn du mir nicht gleich sagst, wo die Leute hingegangen sind, die mir mein Geld gestohlen haben. Ich will sehen, ob ich sie wieder einhole und ihnen den Raub abnehme." — „Friederchen, Friederchen, ich will dir nicht nur zeigen, wo die Leute hinaus sind, ich will mit dir gehen und sie suchen helfen. Sei nur nicht böse, ein andermal will ich es besser machen." — Damit ist das Katherlieschen dem Friederchen nachgelaufen. Aber der spricht: „Sei doch nicht so dumm! Bleib nur hier und nimm die Oberthüre in acht, damit uns nicht noch Schlimmeres begegnet." — „Das will ich wohl thun," sagt das Katherlieschen, geht nach dem Hause und nimmt die Oberthüre auf die Achseln. Damit eilt sie dem Friederchen nach und nimmt aber ganz besonders die Oberthür in acht. Friederchen ist gar weit gelaufen und Katherlieschen auch, die Leute haben sie nicht wieder gesehen. So war denn das Geld fort, doch das dumme Katherlieschen mußte er behalten. (Mündlich).

46. Die weiße Frau. Die Stadt Homberg wurde einst hart belagert und unter den Bürgern finden sich sogar etliche, die halten es mit dem Feinde. Auch der Thürmer auf dem Schloßberge gehörte zu den Verräthern. Er konnte von seiner Wohnung aus die Bewegungen der Belagerer am ersten beobachten und sein Amt erforderte es, daß er zu jeder Zeit der Stadt von einer drohenden Gefahr Kunde gab. In der Nacht aber, wo verabredetermaaßen

ein Sturm auf die Mauern von Homberg geſcheben ſollte, auch Alles dazu vorbereitet war: unterließ der beſtochene Thürmer das Blaſen mit dem Horn und die Stadt wäre verloren geweſen, wenn nicht die Magd des Thürmers durch ihren angſtvollen Ruf die Bürger aus dem Schlummer geweckt hätte. Sie konnte zwar nur auf der einen Seite des Schloßthurmes das Wächterhorn erſchallen laſſen, da die andern drei Seiten vom Thürmer verſchloſſen waren. Dieſer ſtürzte die Magd, weil ſie ſeine böſe Abſicht vereitelt, in den vier und zwanzig Klafter tiefen Schloßbrunnen, aber die Feinde mußten unverrichtet abziehen. Seit dieſer Zeit erſcheint alle ſieben Jahre auf dem Schloß eine weiße Frau und der Thürmer darf bis heute nur auf drei Seiten die Stunde abrufen. Sollte er es wagen auch auf der vierten Seite zu blaſen, dann würde ihm die weiße Frau den Hals umdrehen. (Mitgetheilt vom Lehrer Wiegand).

47. Die Waizenkörner. Ein Homberger Bäcker geht einmal nach dem nahen Mardorf um Waizen zu kaufen und ſchlägt den Weg hinterm Schloßberg her ein. Am Schloßberg findet er ein Tuch voll des herrlichſten Waizens zum Trocknen ausgelegt. Verwundert über die prachtvollen Waizenkörner ſteckt er eine Handvoll davon in die Weſtentaſche. In Mardorf angekommen wird ihm von den Bauern nur ſchlechte Waare angeboten und noch dazu um hohen Preis. Der Bäcker will ihnen den Unterſchied recht klar machen, greift alſo in die Weſtentaſche, wo er die Waizenkörner hingeſteckt hat. Aber ſiehe, die ſind inzwiſchen zu lauter Halbenthalerſtücken geworden. (Mitgetheilt von demſelben).

48. Der Schatz im Keſſelboden. In ſüdöſtlicher Richtung von Homberg nach Schellbach zu findet ſich vor dem Walde eine Anhöhe, Keſſelboden genannt. Hier ruht ſeit undenklichen Zeiten ein Schatz, der in einem Keſſel voll Gold beſteht, aber von böſen Geiſtern bewacht wird. Wer es unternehmen will, dieſen Schatz zu heben, darf ums Leben kein Wort reden. Einem nahe wohnenden Müller gelüſtete danach und mit einem treuen Knecht geht er eines Nachts an die Arbeit, nachdem er auch dieſem aufs ſtrengſte verboten ein Wort zu ſprechen. Sie graben emſig und nach kurzer Zeit blinkt ihnen das Gold entgegen und ſie glauben ſich am Ziel ihrer Wünſche. Da wendet ſich der Müller einmal um und ſieht ſeine Mühle in hellen Flammen ſtehen. „Ach Gott, meine Mühle brennt!“ ruft er, Unter furchtbarem Krachen ſinkt bei den Worten der Keſſel mit dem Schatz in die Tiefe, in der er noch heute liegt. Der Müller eilt

wohl nach seiner Wohnung, doch dort angelangt, findet er die Mühle genau so, wie er sie verlassen und die Flamme ist blos ein Blendwerk der bösen Geister gewesen, um ihren Schatz zu behalten.

(Mitgetheilt von demselben).

49. Die Schatzgräber. Auch in dem Homberger Schloßberge sollen noch viele Schätze zu finden sein und es haben es gar Manche unternommen, sie zu suchen. So hatten sich auch mehrere Burger lange mit dem Vorhaben getragen und dem Einen, Namens Mühlhause, war es gelungen, eine Wünschelruthe anzuschaffen, welche bekanntlich die Stelle anzeigt, wo in der Erde ein Schatz verborgen liegt. Nachdem dieser und einige Andere seines Gelichters damit eine gewisse Stelle am Schloßberge ausgemuthschaftet, welche zu Hoffnungen berechtigte, gingen sie an's Werk und hatten wirklich das Glück in den Besitz einer Menge gelber glänzender Stücke zu gelangen, die natürlich Gold sein mußten. Unter dem fröhlichen Rufe: Der Herr hat geholfen! ist nun ihr Erstes nach dem besten Gasthofe der Stadt zu eilen, um sich dort für ihre Arbeit mit dem Schatz gütlich zu thun. Sie kommen dahin und lassen sich vom Besten auftischen, immer auf die volle Tasche pochend, worin sie ihren Schatz geborgen haben. Nachdem sie tüchtig gegessen und getrunken und es zum bezahlen gehen soll, wird das Gold hervorgelangt. Doch wer beschreibt ihren Schrecken, als der Wirth, vorsichtig die Goldstücke prüfend, sie für eitel Rechenpfennige erkennt, die irgend ein Schalk, der von dem Vorhaben der Schatzgräber gehört, an jener Stelle eingescharrt hatte.

(Mitgetheilt von demselben).

50. Vom Glasberge. Ein Körner hatte einen Sohn, der war ein ungehorsamer Taugenichts und so dumm, daß er ihn zu weiter nichts gebrauchen konnte, als zum Hüten der Kühe. Des Morgens bekam er sein Brod in die Tasche und zog mit dem Vieh hinaus in den Wald, aber gewöhnlich verlor er sein Messer, mit dem er essen sollte und bekam des Abends tüchtig gescholten über seine Ungeschicklichkeit. Eines Tages hatte er wieder das Messer verloren und fürchtete sich nach Hause zu gehen. Da kann ja in einem Heuhaufen die Nacht zubringen, denkt er. Bevor er jedoch den Heuhaufen erreicht, gibt es einen furchtbaren Platzregen und der Bursche fließt mit dem Wasser weit, weit weg. Er fließt bis in einen tiefen dunkeln Wald und bleibt an einem Häuschen hängen, das in dem Walde steht. In dem kleinen Häuschen wohnt ein Mann, der schreibt sich Eremit, und als dieser den armen Jungen

findet, spricht er: du dauerst mich, ich wohne hier ganz allein und will dich als meinen Sohn annehmen, wenn du mir dienen und auf meinen Teich acht haben willst, der neben dem Hause ist. Der Junge ist es zufrieden und setzt sich an den Teich. Da kommen alle Tage sechs bis sieben Schwäne geflogen, um sich in dem Teiche zu baden. Sie ziehen nämlich ihre Schwanenkleider aus und sind dann gar stolze schöne Mädchen, weil sie von einer bösen Fee verzaubert sind. Da spricht der Eremit zu dem Knaben, er solle hübsch aufpassen und wenn ihm eins von den Mädchen gefiele, dann solle er ihr das Schwanenkleidchen wegnehmen damit wäre das Mädchen von dem Zauber erlöst. Und wie Glocke zwölfe schlägt, fliegen die andern Schwäne durch die Luft, aber der eine, dem das Schwanenkleidchen geraubt ist, muß als Jungfrau zurückbleiben. Sie ist erlöst und bleibt bei dem Eremiten, der sie dann mit dem Sohne nach dem Förster schickt, nachdem sie andere Kleider angezogen. Das Schwanenkleid thut er in eine Schachtel und hebt es auf. Sie kommen auch glücklich zum Förster, der sehr erstaunt ist, seinen Sohn wieder zu finden, welchen er längst todt glaubte. Und als er ihn fragt, was das für ein schönes Mädchen sei? entgegnet dieser, das wäre vom Glasberge eine Königstochter, die wolle er heirathen. Und als darauf die Beiden zur Jagd gehen, und die Braut allein zu Hause lassen bei der künftigen Schwiegermutter, hält das Mädchen an mit Bitten, sie sei krank, man möge ihr das Kleidchen zurückgeben, sie wolle es nur noch einmal anziehen, damit sie wieder gesund werde. Die Försterin gibt ihr endlich aus Barmherzigkeit das Schwanenkleidchen und im Augenblick ist sie ein Schwan und fliegt fort. Nun kommt der Förster mit seinem Sohne nach Hause und fragen nach der Braut. Ja, sagt die Frau, sie hätte so angehalten und gesagt, sie wäre krank und wolle das Kleid anziehen, um wieder gesund zu werden. Darauf habe sie ihr es gegeben und sogleich sei sie als Schwan fortgeflogen. Der Sohn macht sich jetzt auf die Reise nach dem Glasberge, um die Braut zu suchen und kommt endlich zu einem Riesen, der sagt: „Erdboden, wo willst du hin?" Er suche den Glasberg, antwortet der Sohn; er habe eine Königstochter vom Glasberge erlöst und wolle sie heirathen. Wisse aber nicht, wo der Glasberg sei. Der Riese spricht: „Ich habe den Befehl über die Vögel auf der Erde. Ich will einmal alle Vögel zusammenpfeifen, ob sie den Glasberg wissen." Allein kein Vogel weiß ihn. Da sagt der Riese, er hätte noch einen Bruder, das sei ein viel schlimmerer Riese und er müsse ihm einen Zettel geben, damit ihm der Riese nichts thäte, da sollte er einmal hingehen, vielleicht könne ihm

der Bescheid geben. — Als er zu ihm gelangt, fragt dieser wieder: „Erdboden, wo willst du hin?“ Darauf gibt ihm der Bursche den Zettel von seinem Bruder und sagt: „Ich suche den Glasberg, ich möchte die Königstochter vom Glasberge heirathen, die ich erlöst habe, und weiß nicht wo er ist.“ Der zweite Riese hat zu befehlen über die Wolken und läßt alle Wolken zusammen kommen, ob eine den Glasberg wüßte? Und als sie alle zusammen sind bis auf eine, die hat sich etwas verspätet, so fragt der Riese die Wolke, warum sie seinen Befehl versäumt habe? und so lange ausgeblieben sei? Sie antwortet, sie wäre auf dem Glasberge gewesen und hätte der Frau Königin müssen waschen helfen, hätte sich etwas naß gemacht und wäre darum zu spät gekommen. Da bescheidet ihn der Riese, welchen Weg er nehmen müsse, um nach dem Glasberge zu gelangen, und wie er dahin geht, kommt er an einen Wald. Hier begegnet ihm Einer, der ist ein halber Mensch und ein halber Fisch. Der fragt ihn, wo er hin wolle? Und auf seine Antwort, daß er die Königstochter auf dem Glasberge suche, spricht der halbe Mensch, er müsse ihm sieben Gotteslöhne wünschen, dann würde er erlöst und wolle ihm dann helfen. Das thut der Försterssohn und im Augenblick ist der halbe Mensch ein ganzes Weib und sagt ihm wo der Glasberg ist und daß die Königin eine arge Zauberin wäre, vor der er sich ja hüten solle. Zugleich gibt ihm das Weib ein Schlüsselchen wie andere Schlüssel, das aber die Eigenschaft hat, daß sowie er es heimlich herumdreht und wünscht sich dabei etwas, so ist sein Wunsch erfüllt. Mit diesem Schlüsselchen findet er endlich den Glasberg und die Königin des Glasberges fragt ihn, was er wolle? Darauf gibt er die Antwort, er habe eine Königstochter erlöst und wolle diese heirathen. Sein Wunsch könnte erfüllt werden, meint die Königin, doch mußt du mir erst eine Probe deiner Macht geben. Kannst du mir wohl im Augenblick einen großen Berg machen mit vielen Eichbäumen darauf? — Die Königin hoffte natürlich, daß er das nicht vermöge und mit Schimpf und Schande bestehen müsse. Allein der Försterssohn dreht heimlich sein Schlüsselchen und siehe da, der große Berg mit den vielen Eichbäumen erscheint plötzlich. Wie das die Zauberin sieht, hat sie in ihrem bösen Herzen schon einen andern Vorwand erdacht, um den Burschen los zu werden. Du hast zwar die eine Aufgabe erfüllt, sagt sie, allein bevor ich deinem Verlangen willfahren kann, mußt du mir eine Kapelle mit einem Pfarrer zu wege bringen und geschieht das nicht, will ich dir auch die Königstochter nicht geben. Der Försterssohn dreht heimlich sein Schlüsselchen, da ist die Kapelle und der Pfarrer da. Jetzt spricht die Zauberin,

er kriegte die Tochter dennoch nicht. Sie habe zwölf Töchter, diese ſollten einen Kreis ſchließen, er aber ſollte ſich die Augen verbinden und ſo diejenige ſuchen, welche ſeine Braut ſei. Jetzt geſchieht das und wie er mit verbundenen Augen um den Kreis herumgeht, um ſeine Braut zu finden, tritt ihn dieſe auf den Fuß. Schnell ergreift er das Mädchen und hält es feſt. Darauf hat ſie ihr Schwanenkleidchen ausgethan und iſt mit ihm fortgegangen. Sie haben Hochzeit gehalten und vergnügt und glücklich gelebt. (Mündlich).

51. Die Katzenmühle. Nicht weit von Elgershauſen liegt eine Mühle, die brachte ihrem Beſitzer reichen Gewinn, da es ihr ſelten an Waſſer mangelte. Seit einiger Zeit aber erſchienen jede Nacht eine Menge Katzen in der Mühle und nahmen oder verdarben Alles, was ſich an Korn oder Mehl darin vorfand. Zuletzt wurde der Unfug ſo arg, daß die Müllersleute beſchloſſen lieber die Mühle aufzugeben, als noch länger dem Spuk beizuwohnen. Sie machten alſo bekannt, da ſie nur eine einzige Tochter beſaßen, daß ſie derſelben Alles übergeben würden, wenn ſich jemand fände, der dieſe heirathen wolle. Zuerſt ſcheuchte der Spuk mit den Katzen alle Freier von der lockenden Ausſicht zurück, allein zuletzt kommt ein Burſche, ein Gardiſt, der kennt keine Furcht und will es unternehmen. Ihm gefällt auch das Mädchen und er verlangt nur, daß man ihm ſo viel Korn gebe, daß er die Nacht hindurch mahlen kann. Das geſchieht und er ſchüttet die Frucht auf. Dann ſetzt er ſich in die Stube, nimmt das Gebetbuch vor ſich und hängt ſeinen Säbel an die Wand. Wie nun die Glocke eli ſchlägt, erſcheint eine Katze. Zu der ſpricht der Gardiſt: „Munzelunzchen frieret dich, ſetz dich zum Ofen und wärme dich.“ Sie ſetzt ſich auf die Aufforderung an den Ofen, aber nach einer Weile kommt eine zweite Katze. Zu der ſagt die erſte: „Munzelunzchen frieret dich, ſo geh zum Ofen und wärme dich, Vetter Hanharmen ſeit' es für mich.“ (Vetter Johann Hermann ſagt' es für mich). — So geht es fort bis zwölf Katzen beiſammen ſind. Der Gardiſt läßt ſich das wohl gefallen und bleibt ruhig ſitzen, da ſprechen die Katzen unter einander: Summe, ſo wumme.“ (Sollen wir, dann wollen wir); das wird ihm doch zu arg und er weiß anfangs nicht, was er thun ſoll. In der Angſt riegelt er die Thür zu, nimmt den Säbel von der Wand und ſchlägt tüchtig auf die Katzen los, ſo daß die eine das Bein zerbricht, die andere am Kopf blutet und beinahe keine ohne Verletzung iſt. Sie ſchreien und toben fürchterlich. Er nicht faul erwiſcht eine nach der andern und ſchmeißt ſämmtliche Katzen zur Hausthür hinaus. Am

andern Morgen gibt es einen merkwürdig groſsen Aufruhr im Dorfe. Es ſind zwölf Weiber von Elgershauſen verwundet, eine hat ſogar das Bein gebrochen, mehrere haben Löcher in den Köpfen und kein Menſch weiß wovon das herrührt und wer das gethan? Der Gardiſt aber wußte es und es lag nun klar am Tage, wer die zwölf Katzen geweſen waren? Die Weiber hatten ſich nämlich mit Hülfe des Teufels in Katzen verwandelt und aus Neid ſolchen Unfug in der Mühle angerichtet, um dieſelbe in böſen Ruf zu bringen. — Seit der Zeit heißt ſie die Katzenmühle bis auf den heutigen Tag. (Mündlich).

52. Das kluge Mädchen. Ein Bauernburſche konnte trotz all ſeinen vielen Gütern an Aeckern und Wieſen doch nimmer genug kriegen. Er wollte immer noch mehr haben. Anſtatt alſo bei der Wahl ſeiner zukünftigen Frau auf gute Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens zu ſehen, behauptete er ſtets, er heirathe nur ein Mädchen, welches bei einer tüchtigen Mitgift auch noch im Stande ſei ihm jeden Morgen Eier zu legen. Manche hätte wohl den reichen Kauz gern genommen, allein da ſie jener Forderung nicht genügen konnte alle Morgen Eier zu legen, mußte ſie den Plan dazu aufgeben. Endlich hörte davon ein kluges Mädchen und da ſie wußte, daß der Burſche eines Tages auf ſeine Wieſe gehen werde, ſo nahm ſie raſch eine Schürze voll Eier, legte ſie an die Hecke und ſetzte ſich darauf. In dem Augenblick, als der Burſche da vorüber kam, ſprang ſie auf und gackert gleich einem Huhne, welches gelegt hat. Das gefiel dem Geizhals ausnehmend; er lief hinzu und fand die Eier, die das Mädchen behauptete gelegt zu haben. „Jetzt, dachte er, haſt du gefunden, was du ſo lange geſucht und ohne ſich weiter zu beſinnen, nahm er das Mädchen zur Frau. Nach der Hochzeit wußte dieſe es auch längere Zeit ſo einzurichten, daß der Mann jeden Morgen in ihrem Bette einige Eier fand, welche ihn in dem Glauben beſtärkten, daß ſeine Frau wirklich Eier legen könne. Auf die Dauer wurde der Betrug der Frau doch läſtig und ſie ſann auf ein Mittel das Ding los zu werden. Sie kochte nämlich am andern Tage einen Topf mit gelben Erbſen und aß eine tüchtige Portion davon. Als das nun ſeine Wirkung äußerte, klagte ſie ihrem Mann und ſprach, es ſei ihr etwas Schlimmes begegnet, er möge mal die Menge Erbſen anſehen, die aus ihrem Leibe gekommen. Es wären das die Anfänge zu den Eiern, welche ſie legen könne und fürchtete ſehr, daß es ihr von nun an nicht mehr möglich ſei ihm jeden Morgen friſche Eier zu liefern. So unangenehm das auch dem Mann

war, ſo lieſs es ſich doch nicht ändern. Der Geizhals muſste ſeine Frau behalten, wenn ſie auch keine Eier mehr legte. (Mündlich)

53. Der Odenberg. Vor einigen Jahren gingen mehrere Kinder auf den Odenberg, der nicht weit von der Stadt Gudensberg iſt, um Beeren zu ſuchen. Fröhlich durchſtreiften ſie die Gebüſche, allein mit einem Male ſtand ein hoher geharniſchter Ritter vor ihnen mit einem langen Pallaſch und einem prächtigen Federhut. Die Kinder wuſsten vor Angſt nicht, was ſie anfangen ſollten, krochen hierhin und dorthin und kamen ſpat Abends erſt wieder nach Hauſe. Sie erzählten den Eltern viel von der Erſcheinung, allein was dieſe zu bedeuten habe und wer es geweſen ſei, wuſsten ſie nicht zu ſagen. (Mündlich).

54. Maus bringt Geld. Vor langer Zeit, da ich noch ſo ein Burſche war, ſollte ich auf dem Heuboden einmal Futter ſchneiden. Da ſah ich plötzlich eine Maus über mir, die lief auf dem Balken her und hatte ein Stück Geld im Maule. Ich wurde aufmerkſam und verhielt mich ganz ſtill; da kam das Thierchen achtzehnmal, brachte jedes ein Stück Geld und legte es auf den Balken. Das neunzehntemal kam es auch, hatte aber nichts im Maule, ſondern nahm ein Stück Geld wieder weg. Halt, dachte ich, jetzt iſt es Zeit: kletterte alſo raſch auf den Balken, ehe die Maus wieder kam, und fand richtig ſiebzehn einzelne Weiſspfennige, welche das Ding für mich hingelegt. Sie waren ein kleiner Theil von dem Schatz, der irgendwo in der Scheuer vergraben lag. Wenn man nur die rechte Stelle gewuſst hätte! (Mündlich).

55. Meiner Großmutter Traum. Meiner ſeligen Großmutter hat zweimal von einem Schatz geträumt, der im Hofe vergraben ſei. Aber ſie hat ihn vor Angſt nicht gehoben. Das erſtemal träumte ihr, eine weiſse Jungfer, die einen großen Schlüſselbund in der Hand trug, kam und winkte meiner Großmutter, daſs ſie mit ihr gehen ſolle. Sie wollte erſt, allein auf einmal kam die Furcht ſo über ſie, daſs ſie bei den erſten Schritten ohnmächtig in die Kammer fiel. Da war die weiſse Jungfer verſchwunden. Das anderemal ſah ſie auf dem Hofe einen Maulwurfshaufen, darauf lagen zwei Stücke Geld. Die nahm ſie mit und brachte ſie ihrem Manne. Da ſagte dieſer, das wären zwei Wildemannsthaler, und wollte gleich hin, um ſich das Uebrige zu holen. Sie ſind denn auch zuſammen hingegangen, aber da war der Maulwurfshaufen mit

ſammt dem Gelde verſchwunden. — Hätte meine ſelige Großmutter gleich nachgeforſcht und es nicht erſt ihrem Mann geſagt, dann hätte ſie den ganzen Schatz bekommen. (Mündlich).

56. Der Chriſtenberg. Es war einmal vor Alters ein König, der hatte hier ſein Schloß, worin er mit ſeiner Gemahlin und einer einzigen Tochter wohnte, auf die er gar viel hielt und welche wunderbare Gaben beſaß. Nun kam einſt ſein Feind, der hieß Grünewald, auch ein König, und belagerte ihn in ſeinem Schloß. Und obgleich die Belagerung lange dauerte und gefährlich zu werden ſchien, ſo ſprach dem Könige im Schloſſe ſeine Tochter noch immer Muth ein. Das dauerte bis zum Maientage. In der vorhergehenden Nacht hatte die Tochter einen bangen Traum gehabt, der ihr ſagte, das Schloß würde eingenommen werden. Jetzt ſah ſie auf einmal des Morgens als der Tag anbrach das feindliche Heer mit grünen Baumzweigen herankommen. Da wurde es ihr bange, denn nun wußte ſie, daß Alles verloren ſei. Und ſie ſprach zu ihrem Vater: „O Vater, gebt Euch gefangen der Grünewald kommt gegangen.“ Darauf ſchickte ſie der Vater in das Lager des Königs Grünewald und ſie erlangte es von dieſem, daß ſie für ihre Perſon freien Abzug haben ſollte mit Allem, was ſie auf einen Eſel packen, was von ihr getragen und an ihrer Hand geführt werden könne. Da bepackte ſie der Eſel mit ihren beſten Schätzen, ihren Vater legte ſie auf ihre Schultern und ihre Mutter führte ſie bei der Hand. So zogen ſie fort und als ſie eine gute Stunde in einem fortgegangen waren, ſprach ſie: „Hier wollen wir ruhen.“ Daher hat das etwa eine Stunde vom Chriſtenberg in der Ebene gelegene Dorf Wollmar den Namen. Bald zogen ſie weiter durch Wildniſſe hin ins Gebirge; endlich fanden ſie einen Platz, da ſprach ſie: „Hier hat's Feld.“ Da bleiben ſie, bauten ein Schloß und nannten es Hatzfeld. — Dort ſind denn noch bis auf den heutigen Tag die Ueberbleibſel. Die Stadt dabei hat auch davon ihren Namen.
(Juſti, Vorzeit 1820. S. 247 ꝛc.).

57. Der alte Förſter. Ein Forſter von Ernſthauſen beſuchte einſt mit ſeiner Frau den Chriſtenberg und es gefiel ihnen hier ſo gut, daß die Frau den Wunſch ausſprach, ſie wolle auf dem Chriſtenberg begraben ſein, was ihr Mann auch zuſicherte. Als ſie indeſſen das Zeitliche ſegnete, dachte er nicht mehr an das Verſprechen und begrub ſie auf dem Friedhofe der Gemeinde. In der folgenden Nacht erſchien die Verſtorbene dem Gatten und erinnerte

ihn an seine Zusage. Zugleich erklärte sie, daß sie so lange im Grabe keine Ruhe finden werde, bis ihr Wunsch erfüllt sei. Der Förster sah sich also genöthigt, seine Frau wieder ausgraben zu lassen und ihre Gebeine auf den Christenberg zu bringen. Seitdem hatte die Geistererscheinung ein Ende. (Mündlich).

38. Der Heldrastein. Im dreißigjährigen Kriege führten die Bewohner des Heldrasteins ein so wüstes Leben, daß sie der Schrecken der ganzen Gegend wurden. Kein Verbrechen scheuten sie und noch weniger hörten sie auf Warnungen und besserten sich. Gerade die Geistlichkeit mußte am meisten von ihnen leiden und der Gutsherr spottete allen Ermahnungen. Einst kehrte er in dunkler Nacht von einem Raubzuge heim, glaubte noch nicht auf dem Felsen angekommen zu sein, sondern spornte sein Pferd zu einem rasenden Laufe, obgleich es auf der Spitze des Berges stand. Das Roß fühlte nach einigen Sätzen keinen Grund mehr unter seinen Hufen, wollte umkehren, als es des Ritters Sporn von Neuem stachelte, da sprang es hoch von dem Felsen herab mit gewaltigem Sprunge durch die Luft. Jetzt wurde es doch dem Ritter bang. Laut rief er: Ave Maria! und zerschmettert stürzte das Roß zur Erde. Ihm selbst hatte der Fall nichts geschadet. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er gebetet und doch hatte die Gottesmutter sein Flehen gehört. Von Stunde an schlug er in sich, wanderte nach Eisenach und wurde ein Mönch. (Mündlich).

39. Das Henningsloch. In der Nähe des Heldrasteins bei Wanfried lebte vor Zeiten ein schlimmer Raubritter Henning. Als Schlupfwinkel für seine Uebelthaten hatte er sich eine Höhle ausersehen, die keinem Menschen bekannt und keinem Auge sichtbar im tiefen Walde am Fuße der Burg gelegen war. Ein schönes Mädchen zu Wanfried entzündete schon lange des Räubers Lust und er scheute sich nicht, da sie allen seinen Forderungen widerstand, sie einst in der Nacht gewaltsam zu entführen und in seiner Höhle zu verbergen. Zugleich mußte das Mädchen mit den schwersten Eiden geloben selbst im Falle einer Flucht den Schlupfwinkel nicht zu verrathen. Auch schläferte sie allmählig das Mißtrauen des Ritters so gut ein, daß sie während einer kurzen Abwesenheit desselben zu ihren Eltern gehen konnte, welche in großer Angst um sie gewesen waren und sich sehr freuten, sie wenigstens noch am Leben zu wissen. Um die Stadt und die ganze Umgegend nicht der Rache des Ritters auszusetzen, kehrte sie am Abend nach der Höhle zurück, konnte aber

durch keine Verſprechungen bewogen werden, den Ort ihres Aufenthaltes zu verrathen. Bei ihrem Abſchied von Wanfried nahm ſie jedoch einen Beutel voll Erbſen mit und ſtreute dieſe einzeln auf den Weg, ſo daß es den vielen Feinden des Ritters Henning möglich ward, den Eingang der Höhle und dieſe ſelbſt zu finden. Sie thaten ſich zuſammen und befreiten das Mädchen nach wenigen Tagen. Auch der Ritter entging ſeiner Strafe nicht. Die Höhle heißt noch jetzt das Henningsloch. (Mündlich).

60. Die Kirche zu Fritzlar. Im Jahre 774 fielen die immer noch nicht bekehrten Sachſen in Heſſen ein. Der Schrecken ging vor ihnen her und Verwüſtung folgte ihnen auf dem Fuße. Als ſie ſich Fritzlar näherten, flüchteten die Einwohner der Stadt mit den Gebeinen des heil. Wigbert nach dem feſten Fürberge. Die auf der nahen Sachſengrenze aufgeſtellten Franken zogen ſich noch zu rechter Zeit an dieſelbe Burg und wußten ſich glücklich gegen die Angriffe der Sachſen zu halten. Doch Fritzlar kam in die Gewalt derſelben und wurde dem Feuer Preis gegeben. Nur die dortige Kirche, welche Bonifaz erbaut hatte, widerſtand allen Verſuchen ſie zu verbrennen. Während des Verſuches erſchienen nämlich einigen Chriſten, welche in der Burg waren, ſowie auch einigen Heiden, welche bei dem Heere ſich befanden, zwei Jünglinge in weißen Kleidern, welche die Kirche vor dem Feuer bedeckten, ſo daß ſie weder von innen, noch von außen Feuer anlegen oder ſonſt der Kirche einen Schaden anthun konnten. Vielmehr wurden die Feinde durch das Anſchauen der göttlichen Herrlichkeit ſo mit Furcht erfüllt, daß ſie die Flucht ergriffen, obgleich ſie Niemand verfolgte. Zugleich wurde auch nachher einer von dieſen Sachſen neben der Kirche todt gefunden, die Knie gekrümmt und auf die Füße gelegt, in den Händen Feuer und Holz haltend und gleichſam mit dem Munde ſtehend, daß man dieſe Kirche nicht dem Feuer überliefern möge. Daher entſtand der Glaube: Haec mea ecclesia semper manuit inusta. (Falkenheiner, Geſch. d. St. Fritzlar I. S. 54).

61. Landgraf Konrad. Als Landgraf Konrad, ein Bruder von Heinrich Raspe zur Buße Fritzlar wieder aufgebaut hatte, ſoll er bei einer Proceſſion vor der Kirchthür in Fritzlar gekniet, eine Ruthe in der Hand gehalten und dieſe zu ſeiner Züchtigung jedem Vorübergehenden angeboten haben. Doch aus der großen Menge erlaubte es ſich nur ein altes Mütterchen, die Ruthe zu nehmen und dem Landgrafen einige Streiche damit zu geben.

(Falkenheiner a. a. O. S. 70. Juſti's Vorzeit. 1820. S. 182).

62. Der Pfarrer zu Arnsbach. Auf der Hundsburg bei Arnsbach wohnte ein Herr von Hund, der ließ einst seinem Pfarrer zu Kleinenglis sagen, er möchte kommen und ein paar junge Hunde taufen. Der Geistliche wies das Ansinnen mit Entrüstung zurück, als eine Entweihung der Sakramente und seines Amtes. Darauf sandte der Ritter die gleiche Botschaft an den Pfarrer von Arnsbach und dieser, klüger als sein Amtsbruder zu Kleinenglis, sagte bereitwillig zu, kam und taufte freilich keine jungen Hunde, aber die Zwillingssöhne des Ritters, mit denen die gnädige Frau niedergekommen war. Für diesen Dienst erhielt der Prediger zu Arnsbach fünfzig Acker Land, welche er noch immer zu seinen Einkünften zählt. (Mündlich).

63. Die weißen Rüben zu Wattenbach. Als die Wattenbacher ihre Kirche bauten, gaben sie aus Sparsamkeit den Arbeitern auch die Kost und zwar sollte ein jeder bemittelte Einwohner des Dorfes der Reihe nach die Gesellen bewirthen. Nun waren gerade in dem Herbste die weißen Rüben ganz vorzüglich gerathen und der Bürgermeister, welcher am ersten Tage die Speisung übernommen, glaubte nichts Besseres thun zu können, als einen tüchtigen Topf mit weißen Rüben für die Handwerker, Maurer und Steinmetzen aufsetzen zu lassen. Am folgenden Tage traf es den Nachbar und dieser hatte denselben Gedanken. Eben so ging es am dritten und am vierten Tage. Und zuletzt hatten die Gesellen in Wattenbach nichts weiter gesehen und nichts anderes gegessen als weiße Rüben. Da war nun ein Schalk unter ihnen, der sprach: Wißt ihr was, ich glaube, die Wattenbacher erndten nichts weiter und genießen auch das ganze Jahr hindurch nur weiße Rüben. Wir müssen ihnen zum Andenken auch eine solche an ihre Kirche setzen. — Darauf meißelte er eine ungeheuere Rübe aus Stein und mauerte sie gleich neben der Thüre in die Kirche ein. Sie steht auch noch da bis auf den heutigen Tag und wenn sich einer von Wattenbach irgendwo blicken läßt, so sagt man: Aha, von Wattenbach wo die dicken Rüben wachsen! — (Mündlich).

64. Erbsen und Speck. Als die Trendelburg erbaut wurde erhielten die Gesellen täglich acht Heller an Lohn und das machte sie so stolz und übermüthig, daß, als eines Tages die Frau eines Maurers ihrem Manne Erbsen und Speck zum Mittagsbrod brachte, dieser mit Entrüstung den Topf mit sammt seinem Inhalte wider die Mauer schleuderte und zornig ausrief: „Ist das auch eine Kost für einen Menschen, der täglich acht Heller verdient?" — Die

Frau weinte und der Meister strafte den Verwegenen und Hochmüthigen damit, daß er ihn zwang, den zerbrochenen Topf, sowie Erbsen und Speck auf einen Stein auszubauen und diesen an der Mauer einzufügen. Welcher Stein auch bis heute noch zu sehen ist.
(Mündlich).

65. Das Walpersmännchen. Nach der im vierzehnten Jahrhundert erfolgten Zerstörung der Burg Wallenstein, von der heute noch ein Theil der Trümmer von geringen Leuten wieder angebaut und bewohnt ist und im Kirchspiele Oberhülsa liegt, residirten die damaligen Herrn von Wallenstin zu Neuenstein (Neuwallenstein im Kirchspiel Raboldshausen), blieben aber in dem ganzen alten Amte Wallenstein Lehens- und Gerichtsherrn, sowie namentlich die Patrone der Kirche zu Raboldshausen mit dem Filiale Salzberg.

Bei einem gelegentlichen Besuche, den ein Ritter von Buchenau aus Buchenau den Herrn von Wallenstein auf Neuenstein abstattete, mochten sich die Herrn Vettern nach damaliger Sitte etwas zu sehr mit dem Leeren der Humpen beschäftigt haben, als es dem Ritter von Buchenau, da schon Mitternacht längst vorüber war, einfällt, daß er sein Wort gegeben, an diesem schon angebrochenen Tage des Morgens um sechs Uhr vor seinem Schlosse auf der Brücke zu sein und befiehlt sogleich sein Roß vorzuführen. Unterdeß macht ihm Ritter von Wallenstein begreiflich, daß es Nacht, die Wege ungebahnt und die Entfernung von sechs bis sieben Stunden viel zu groß sei, als daß er sein Vorhaben ausführen könne und spricht: „Um was wollen wir wetten, daß du um sechs Uhr diesen Morgen noch nicht auf der Zugbrücke vor deiner Burg bist?" — „Wenn ich," erwidert von Buchenau, „mein Wort nicht ausführen kann, so will ich dir mein Roß mit sammt dem Reitzeug schenken. — „Und ich," entgegnet der von Wallenstein, „will, wenn du die Wette gewinnst, für mich und meine Nachkommen versprechen, von meinen Hörigen in meinem Dorfe Salzberg alljährlich in dieser Walpurgisnacht einen Boten nach Buchenau zu senden, der des Morgens um sechs Uhr auf der Brücke vor dem von Buchenauschen Schlosse sitzen und sechs Knallen (nach jetzigem Gelde etwa drei Sgr.) an den jedesmaligen Herrn von Buchenau entrichten soll. Wogegen er aber im Schlosse nach seinem Verlangen so lange mit Speise und Trank versehen werden muß, bis er einschläft. Ist der Salzberger Mann nicht präcise sechs Uhr an jedem ersten Mai auf der genannten Brücke, so ist er der Zeche verlustig." — Die Ritter besiegeln den Vertrag durch feierlichen Handschlag, von Buchenau schwingt sich auf sein starkes

Thier, jagt in die dunkle Nacht hinaus und ist wirklich als die Glocke sechse schlägt auf der Fallbrücke seines Stammschlosses.

Ritter von Wallenstein, der somit die Wette verloren, muß sein Wort halten und die Abgabe der sechs Knaklen erfolgte seitdem regelmäßig bis sie im Jahre 1850 zum Bedauern der Salzberger Pflichtigen abgelöst worden ist. — Bei dieser Ablösung kam der gewiß seltene Fall vor, daß die Pflichtigen eine Entschädigungssumme verlangten; weil sie die geringe Abgabe lieber fortentrichten, als die Zeche entbehren wollten, worauf sich jeder Einwohner Salzbergs, wenn die Reihe des Zahlens an ihn kam, freute, weil er sich denn einmal nach Herzenslust satt essen und trinken durfte. — Endlich verglichen sich die Betheiligten dahin, daß man ohne Entschädigung die Abgabe aufhob.

Für die Bewohner Buchenau's, namentlich für die Jugend war es ein Fest, wenn das sogenannte Walpersmännchen von Salzberg ankam. Denn meistentheils wußten die Sendboten im Genusse von Speis und Trank nicht Maaß zu halten und schliefen bald nach dem ermüdenden Nachtmarsche hinter dem Tische ein. Sodann wurden sie gewöhnlich im trunkenen Zustande bis auf die Brücke gebracht und daselbst von den Buchenauern mit dem Rufe: das Walpersmännchen hat geschlafen, das Walpersmännchen ist satt! oder anderen Spottreden und einem lärmenden Gefolge zum Dorfe hinaus geführt.

(Mitgetheilt von dem Pfarrer Wessel).

---

lvii. Das Rangekorn. In der Kirche zu Binsförth befindet sich unterm Altar eine Familiengruft der Herren von Wallenstein und von Baumbach und unter den Leichensteinen, mit welcher die Gruft theilweise überdeckt ist, befinden sich zwei Grabsteine, von denen der eine einen geharnischten Ritter mit Schwerdt und Dolch, die andere dessen Gattin im faltenreichen Gewande darstellt. Der erste Stein trägt die Umschrift: Anno Dom. 1573. 2. November ist der edle und tugendfeste von Gottes Gnaden Ernst Balzer von Waldenstein in Gott verschieden; der zweite sagt, daß A. Dom. 1569. 15. Octbr. die edle und tugendhafte Frau Katharine von Waldenstein, geb. von Baumbach, in Gott verschieden sei. — Das Rittergut der Herrn von Binsförth kam nach dem Aussterben dieser Familie an die Herrn von Holzsadel und wurde, als auch diese Familie ausgestorben war, von den Herrn von Wallenstein und von Baumbach, die, wie aus obigen Grabschriften hervorgeht, durch Verheirathung unter einander verbunden waren, erworben. Der letzte von Wallenstein, der 1745 starb, hatte vor seinem Ende seine Be-

ſitzungen ſammt allen Berechtigungen verkauft und ſind ſeitdem die Herrn von Baumbach die einzigen Beſitzer des Ritterguts zu Binsförth und Patrone der daſigen Kirche.

Zu den Berechtigungen der Gutsbeſitzer gehört auch der Bezug des ſogenannten Rangekorn, welches ſeinen Namen und Urſprung der Stärke des obengenannten Ritters Ernſt Balzer von Wallenſtein nachfolgender Sage verdankt:

An dem Hofe Landgraf Wilhelms IV. zu Kaſſel erſchien einſt ein fremder Ritter, welcher durch ſeine Größe und Stärke Aufſehen erregte und ſo ſehr mit ſeiner Kraft prahlte, daß es zuletzt dem Fürſten unangenehm wurde und er ihn zu demüthigen beſchloß. Als der Fremde einſt bei Tafel wieder behauptete, er ſei der ſtärkſte Mann im ganzen Lande, forderte der Landgraf den durch ſeine Kraft bekannten Ritter von Wallenſtein auf, ſich mit dem Prahler im Ringen zu meſſen und zwar ohne Anwendung von irgend einer Waffe oder Rüſtung. Zugleich verſpricht er demjenigen, der den Andern bezwingt, eine jährliche Belohnung mit Korn. Balzer von Wallenſtein nimmt die Aufforderung an, macht aber die Bedingung, daß, wenn einer von den Kämpfern todt auf dem Platze bleibe, der Sieger nicht geſtraft werden dürfe. Die Bedingung wurde eingegangen, ſowie Zeit und Ort und unpartheiiſche Kampfrichter beſtellt. — Der Tag kam, die Ringer wurden unterſucht und bei keinem etwas Verdächtiges von Waffen gefunden. Sie umfaßten ſich alsdann und rangen längere Zeit, ohne daß einer den andern zu Boden warf. Von Wallenſtein, der ein Mann von unterſetzter Statur war, merkte während des Ringens, daß ſein Gegner wegen ſeiner Größe im Vortheil ſei und beſchloß daher dieſen ſo lange ſchwebend empor zu halten bis er ohnmächtig wurde. Er umfaßte ihn alſo in der Mitte, hob ihn von der Erde auf und druckte ihn ſo lange in dieſer Stellung an ſich bis er merkte, daß ſeinem Gegner der Athem ausging. Darauf legte er ihn auf den Boden, aber dieſer fing nicht wieder an zu athmen, ſondern war und blieb todt. — Seit dieſer Zeit beziehen die Beſitzer des Rittergutes zu Binsförth die verheißene Frucht einnahme unter der Benennung das „Rangekorn".

(Mitgetheilt von demſelben).

67. Niedeſel. Vor langen Jahren war der Wald um Rotenburg noch viel dichter als jetzt, und da es Wälder genug in Heſſen gab, ſo belohnte der Landgraf ſeine treuen Diener mit denſelben und geſtattete einſt einem von ſeinen Rittern ſoviel von dem Walde um Ersrode, als er mit ſeinem Eſel in Einem Tage umreiten

könne. Der Mann hatte eine so große Strecke mit seinem Thiere umritten, daß er von dem Tage an den Namen Riedesel erhielt und ihn behalten hat bis zu dieser Stunde. (Mündlich).

---

68. Wecke und Texkäse. Die Tochter des Landgrafen von Hessen aß vor ihr Leben nichts so gern als Wecke und Texkäse und ließ alle andern Speisen dafür stehen. Wenn nun die armen Leute zum Landgrafen kamen, ihm ihre Noth klagten und sagten, sie hätten kein Brod, um ihren Hunger zu stillen; dann antwortete stets die Prinzessin: „Ei, wenn ihr kein Brod habt, so esset doch Wecke und Texkäse." — Einst war sie auf der Jagd und ihr Vater hatte mit Fleiß geboten, daß der Küchenwagen nicht zu rechter Zeit da sein sollte. Denn es grämte ihn, daß sie so hartherzig gegen die Armen war. Da sie nun Hunger bekam und sich endlich beschwerte, daß die Speisen und Getränke noch nicht zur Stelle wären, rief der Vater ihr zu: „Ei, wenn du Hunger hast, so iß doch Wecke und Texkäse!" — „Ach, wenn ich die doch hätte?" seufzte die Prinzessin. — „Ja," entgegnete der Landgraf „siehst du, so geht es meinen armen Unterthanen auch." — (Mündlich).

---

69. Das Schützenfest in Kelsa. In dem Dorfe Kelsa, Amts Hofgeismar, besteht seit langer Zeit eine Gesellschaft, welche alljährlich ein sogenanntes Schützenfest feiert, das drei Tage dauert. In der Gemeinde ist eine Brauerei, dahin liefert für dieses Fest jedes Mitglied eine Metze Gerste und jeder etwa neu Eintretende ein Scheffel. Davon wird denn Bier gebraut, welches während der drei Tage vertrunken wird. Jedes Mitglied erhält täglich zwei Maaß Bier und außerdem der Familienvater soviel er trinken mag. (Mündlich).

---

70. Das Schützenfest zu Elgershausen. Landgraf Moritz bemerkte bei seinen Ausflügen auf die Jagd nach dem Langenberge, welche ihn häufig durch Elgershausen führten, daß die Beerdigungen vieler Einwohner dieses Dorfes doch gar zu ärmlich und jämmerlich seien. Es wurde nämlich der Leichnam öfter nur mit einem Gebund Stroh umwickelt und so zur Gruft getragen. Er veranlaßte deshalb die Errichtung einer Leichenkasse in der Art, daß die Theilnehmer an derselben bei jedem Sterbefall eines Mitgliedes einen Groschen zahlten, welche Summe den Hinterbliebenen eingehändigt und zur Bestreitung der Leichenkosten verwendet wurden. Auch schenkte der Landgraf der Gesellschaft eine Fahne und eine Trommel, welche

bei dem Stiftungstage des Vereines, den man alljährlich mit einem kleinen Feste feierte, im ganzen Orte herumgetragen wurden. Im Laufe der Zeit und namentlich jetzt ist fast die ganze Gemeinde dem Verein beigetreten, der seine besonderen Statuten und einen Vorstand von zehn Mitgliedern hat, denen die Ueberwachung des Ganzen obliegt. Deshalb ist denn auch in einem Hause nicht Raum genug, um Alle bei dem Stiftungstage, der das Schützenfest heißt, aufzunehmen und es wird seit vielen Jahren schon im Freien auf einem dazu hergerichteten und geschmückten Platze gehalten und dauert als ein erhebendes, von jedermann ersehntes Volksfest zwei Tage um Jacobi, das auch von den Bewohnern der Umgegend zahlreich besucht wird. Jedes Mitglied zahlt jetzt monatlich zwei Silbergroschen, davon wird bei einem Sterbefall dem Betreffenden acht Thaler ausgezahlt und aus dem Ueberschuß ein Kapitalfond gebildet. — Die Fahne ist leider sammt der Stange verloren gegangen. Die Trommel hingegen, die die Gestalt einer Pauke hat und die Inschrift des Hosenbandordens, sowie die Worte Dieu et mon droit trägt, ist noch vorhanden und wird jährlich im Zuge mit herumgeführt. (Mündlich).

71. Unrecht gehört nach Altenburschla. Großenburschla war früher dreiherrisch und gehörte theils nach Preußen, theils nach Sachsen Weimar und theils zu Hessen. Die eine Gasse des Dorfes heißt noch bis auf den heutigen Tag „Heissch Eng" oder das Ende von Hessen. Großenburschla war lutherisch und Altenburschla reformirt, doch hatten beide Ortschaften nur Einen Pfarrer. Dieser hielt Sonntags die erste Predigt zu Altenburschla und katechisirte die erwachsene Jugend. Dann kehrte er nach seinem Wohnorte zurück, um dort dasselbe zu thun. Einst wollte er zu Großenburschla die Katechesation beginnen, zog deshalb vor dem Altare ein Buch aus der Tasche, schlug es auf und sahe, daß es der reformirte Katechismus war und nicht der, den er haben mußte. Unwillig steckte er es mit den Worten wieder ein: „Unrecht, gehört nach Altenburschla!" — Und dieser Ausruf ist seitdem zu einem beliebten Sprüchwort geworden. (Mündlich).

72. Die goldne Kette am Schenkelsberge. Um den Schenkelsberg, einem kahlen Hügel zwischen Oberzwehren und Nordshausen liegt eine goldne Kette, oder nach Andern eine Schlange mit goldenem Kopfe. Doch kann sie nur von einem Sonntagskinde, das an einem Sonntage zwischen den Kirchen zur Welt kam gesehen werden. Jedem Andern ist sie verborgen. — Ein solches Sonntags-

kind genießt überhaupt große Vortheile vor gewöhnlichen Menschen und spielt in der Volkssage eine hervorragende Rolle. (Mündlich).

73. Das Bier am Bürberge. Am Bürberge unweit Fritzlar standen Hopfengärten und der Vikar der dasigen Kirche wußte sich bei seinem geistlichen Amte noch andere Hülfs- und Erwerbsquellen zu eröffnen. So legte er auch eine Bierbrauerei an und der beste Abgang der Waare wurde an Festtagen und bei Prozessionen erwartet. Einst schrieb er in sein Tagebuch: Am zweiten Ostertage war das Wetter zwar sonst gut, aber doch so kalt, daß das Bier nicht ganz getrunken wurde; allein am dritten Ostertage kamen die Undankbaren und tranken es rein aus. (Falkenheiner a. a. O. I. 20).

74. Der Wein zu Fritzlar. Der heilige Wigbert (starb 747) theilte einst das heilige Abendmahl zu Fritzlar aus und es nahten sich so viele Bedürftige, daß es ihm an Wein mangelte. Sofort trat er aus der Kirche, brach von dem ersten besten Weinstock in der Nähe eine reife Traube ab, drückte den Saft derselben in den Kelch und vollendete so sein heiliges Amt. Eine Beere jedoch war unzerdrückt geblieben, diese legte Wigbert in die Erde und es wuchsen alsbald so viele Rebenschosse empor, daß sie zu einer Weinlaube dienen konnten. (Falkenheiner a. a. O. 12). Welcher Wein und wieviel damals von der Geistlichkeit getrunken wurde? erfahren wir von demselben Verfasser. Denn er sagt (S. 91. 92): War ein Domicellar der Nomination und Fürbitte gewiß, so hatte er den sogenannten Admissionswein zu beschaffen. So nannte man denjenigen Wein, welchen der Domicellar zur Vertheilung bei seiner Zulassung zum Kapitel anzukaufen hatte. Er wurde bis 1493 in natura geliefert und war eine der drückendsten Ausgaben. Sämmtliche wirkliche Stiftsherren, die Domicellaren, die Stiftsunterbedienten, die 6 Pfarrer in Fritzlar, die Altaristen, die Capellane, die 9 Erzpriester der Probstei, die Notarien, die Chorleser, die 12 Chorschüler, die Verwalter des deutschen Hauses, des Hainer und des Hardehofes zu Fritzlar, die Franciscaner Mönche und Nonnen des St. Katharinen Klosters daselbst, das Hospital zum h. Geist vor der Stadt, die 19 Pfarrer, welche das Stift außerhalb der Stadt bestellte, die Nonnen in Merrhausen, der erzbischöfliche Kellner, Vogt, Commissar und Schultheiß, die Zöllner, die Verpächter, die Bürgermeister und Rathsglieder der Alt- und Neustadt Fritzlar, die Wittwen derselben, die vier gemeinen Vorthalter daselbst, die 4 Weinzäpfer, die 8 Schosser (Geschoß-Erheber) daselbst, die 4 Baumeister, die 2 Schützenmeister, die

2 Schoßmeiſter, die 2 Holzförſter, der Hainer Almoſenpfleger und Bäcker, die 2 Spitalmeiſter, die Zunftmeiſter der elf Zünfte und deren Unterbedienten, die 5 Gaſſenmeiſter und 7 Thorhüter der Alt- und die 3 Thorhüter der Neuſtadt, die 5 Müller, alle übrigen Stadt-Unterbedienten (worunter 16 Boten) die Ortsvorſteher des Stiftsdorfes Ungedanken und deren Unterbediente, der Dekan von der Lügenbank, die 2 Brückenmeiſter der Neuſtadt, der Oblatenbäcker daſelbſt, endlich die adeligen Vaſallen des Stiftes (15 Ritterfamilien) und die Burgmannen der Stadt, ſie alle empfingen einen größeren oder kleineren Antheil von dem gelieferten Admiſſionswein, der ſich im Ganzen auf ein Fuder belief und in Rhein- oder Elſaßer Wein beſtehen mußte. So lange die Stiftsherrn noch die Tugend der Genügſamkeit beſaßen, waren ſie mit dem Landweine, welchen des Stiftes eigene Weinberge, und der Weinzehnten auf dem Galberge bei Fritzlar und aus der Umgegend deſſelben reichlich in ihren Keller lieferten, zufrieden. Bald wurden ſie jedoch lecker und üppig. Ihnen gelüſtete nach einem feineren Gewächſe. Ein Statut vom Jahre 1332 befahl, den Landwein des Stiftes jährlich zu verkaufen und aus dem Erlöſe einen beſſeren Wein zur Vertheilung zu beſchaffen, wenn aber die Summe hierzu nicht ausreichen ſollte, die von den Stiftsherrn gezahlten Kannen-Denare zu Hülfe zu nehmen. (Ebendaſ. S. 98).

75. Die Feldklieker. Die ſtarken dicken Würſte nennt man bekanntlich mit einem Volksſcherz „Feldklieker," und der Pfarrer auf dem Bürberge überſetzte 1488 dieſe ihm gelieferten unter jenem Namen ſchon vorkommenden Würſte in ſeinem Latein Campispicia.
(Ebendaſ. I. S. 19).

---

76. Der Wachtelſchlag. In den Nothjahren von 1816 und 1817 kam ein Taglöhner von Niederzwehren früh Morgens nach Kaſſel und wollte ſich einen Wecke zum Frühſtück mitnehmen. Er klopft an den erſten Bäckerladen und fordert einen Wecke. Der Bäcker ruft: um einen Treier ſtehe ich nicht auf; ich liege noch zu Bett. — Nun ſo reicht mir den Wecke durch das Schlüſſelloch hindurch, antwortet der Taglöhner. Und ſo iſt es denn auch geſchehen.

Damals hat die Wachtel ihren Ruf achtzehnmal hinter einander ertönen laſſen und es iſt ein weit verbreiteter Glaube, daß das Viertel Korn ſoviel Thaler koſte als der Wachtelſchlag geſchieht und wirklich hat das Korn auch 18 Thlr. gegolten. —

Im Jahre 1847 hätte ein Bauer von Breitenbach noch recht gut zwei Viertel Korn brauchen können. Er fährt daher nach Alten-

ſtädt, wo er wußte, daß Frucht zu kaufen war. Der Mann an den er ſich in Altenſtädt wendet, ſchämt ſich jedoch den hohen Preis mit Worten auszudrücken, ſondern nimmt ein Stück Kreide und ſchreibt auf den Tiſch, daß er 42 Thlr. für die zwei Viertel verlange. Das iſt dem Breitenbacher doch ein wenig zu arg und ſo fährt er denn lieber mit leerem Wagen wieder nach Hauſe. —

Viele, beſonders die Kinder haben damals großen Hunger gelitten. Ein Knabe, dem es auch ſchlecht ging, rief: Gott Lob und Dank! Morgen iſt Sonntag, da iſt mein Vater Wurſt, dann kriege ich die Schale. (Mündlich).

77. Das unvermeidliche Schickſal. Einem Manne — ſo habe ich von alten Leuten hören erzählen — war prophezeit worden, er werde am erſten Oſtermorgen, wenn er fünfzig Jahre alt ſei, das Bein zerbrechen. Als nun der verhängnißvolle Tag kam, nahm er ſich vor, dem Schickſal ein Schnippchen zu ſchlagen, damit die Weiſſagung nicht in Erfüllung ginge. Er blieb alſo anſtatt aufzuſtehen, im Bette liegen und dachte, nun iſt es ganz unmöglich, daß du ein Bein brechen ſollteſt. Nach ein paar Stunden, wo er ſo einſam da lag — ſeine Angehörigen waren Alle zur Kirche gegangen — erſchienen einige Mäuſe und trieben in der Kammer ihr luſtiges Spiel. Eine ſogar kam auf das Bett geſprungen. Da wurde es doch dem Manne zu arg und im Aerger über die Maus ſtreckte er raſch das Bein aus, um ſie zu verjagen. Dabei ſtieß er ſich aber ſo hart gegen die Bettſtelle, daß er wirklich das Bein zerbrach und ſo das unvermeidliche Schickſal dennoch erfüllte. (Mündlich).

78. Das Knüppetuch. Einſt waren viele Burſche und Mädchen Abends in der Spinnſtube verſammelt. In dem Uebermuthe der Jugend wurde unter Anderen gewettet, wer wohl in der Mitternacht auf den Kirchhof gehen könne, ohne ſich zu fürchten? Ein muthiges Mädchen nahm die Wette an, ging mit dem Schlag Zwölfe auf den Gottesacker und ſah beim Mondenſchein eine weiße Geſtalt auf einem Grabe ſitzen, die hatte ein ſchönes Knüppetuch um ihren Hals. Dreiſt ging das Mädchen auf den Geiſt los und fragte dieſen, was er da mache? Da aber derſelbe keine Antwort gab und dem Mädchen das hübſche Tuch gefiel, es auch ziemlich kalt war, nahm es raſch dem Geſpenſte das Tuch weg und that es um. Damit es ſo den Beweis liefern könne, daß es wirklich auf dem Todtenhofe geweſen ſei. Eilig ging die Dirne darauf zu den Andern zurück, erzählte dieſen ihr Abentheuer, wurde aber jetzt von einer ſonder-

baren Furcht überfallen, die ſich auch den Uebrigen mittheilte, als ſie das entwendete Tuch vorzeigte. Noch mehr ſteigerte ſich die Angſt, als jetzt unter dem Fenſter der Ruf erſcholl: Mein Knüppetuch! mein Knüppetuch! — Mit Entſetzen flehte das Mädchen die Andern an, ihm beizuſtehen und es nicht zu verlaſſen. Dieſe gelobten es auch. Darauf wurde Thür und Fenſter verſchloſſen und die ganze Geſellſchaft bildete einen dichten Kreis um das Mädchen, damit ihr kein Leid geſchehe. Nichts deſto weniger fand man am andern Morgen das Mädchen todt. Das Geſpenſt hatte ihm den Hals umgedreht. (Mündlich).

79. Die Franzoſen. Drei Franzoſen kamen einmal durch Breitenbach und verlangten einen Boten, der ſie nach Martinhagen führen ſollte. Es war das zweitemal, daß die Franzmänner im ſiebenjährigen Kriege hier waren und ſie konnten etwas deutſch. Ich willfahrte ihrem Wunſche und konnte mich ſo ziemlich mit ihnen verſtändigen, denn ich bin auch nicht gerade auf den Kopf gefallen. Als wir daher ſo zuſammen über die Steinwieſe gingen, ſagte einer der Franzoſen zu mir: „Wenn wir Zeit hätten, wollten wir dir einen verborgenen Schatz zeigen und du ſollteſt für dein Leben lang glücklich ſein. Aber heute geht es nicht, vielleicht kommen wir einmal wieder.“ — Es war nämlich vor mehreren Jahren ein Eſel zurückgeblieben, der hatte das Geld tragen müſſen, das die Franzoſen im Kriege erbeutet. Und weil er vor Mattigkeit nicht weiter konnte, ſie auch die Kiſte nicht zu ſchleppen vermochten, ſo hatten ſie ſolche auf der Steinwieſe verſcharrt. — Auch kaufte ſpäter Einer aus Breitenbach — wir nannten ihn nur den dürren Schuſter — dieſe Wieſe. Als er ein paar Stauden darauf ausrottete, fand er die Kiſte mit dem Gelde. Es war ſoviel, daß er ſein Handwerk bei Seite legte und doch beſſer lebte wie früher. (Mündlich).

80. Heinrich der Eiſerne. Als der Kaiſer Wenzel nach ſeiner Krönung von Aachen wieder nach Böhmen reiſete, kehrte er bei Heinrich dem Eiſernen auf Schloß Waldeck ein. Der Graf war wie gewöhnlich auch bei der Bedienung des hohen Gaſtes ganz in Eiſen gekleidet und als ſich Wenzel darob wunderte, erwiderte Heinrich: „daß er wollte lieber ohne Speiſe, als ohne ſeinen Harniſch ſein.“ Dieſe Antwort gefiel dem Kaiſer ſo wohl, daß er alle Ueberredungskunſt aufbot und die glänzendſten Verſprechungen machte, um den Grafen zu bewegen in ſeine Dinſte zu treten. Allein Alles blieb

fruchtlos, denn, ſagte Heinrich, hier auf ſeinem Schloſſe ſei er ein freier Degen, dort im Böhmerland aber ein Kaiſersknecht.

---

81. Die Stollmühle. Tief unten im Grunde am Fuße des Waldecker Schloßberges macht die Edder einen großen Bogen um einen Baſaltfelſen, hinter welchem traulich die Stollmühle liegt. Ein Tunnel iſt durch den Felſen gebrochen und das Waſſer des Fluſſes ſo auf die Mühle geleitet. Einſt harrten zwei Verbrecher im Burgverließ des Schloſſes, das den Namen Hexenſpund trägt, weil Hexen und Zauberer mehrfach darin geendet und das bis auf den heutigen Tag noch vollſtändig erhalten iſt, ſie harrten ängſtlich der gerechten Strafe. Da wurde ihnen Leben und Freiheit verſprochen, wenn ſie die Edder durch den Baſaltrücken zu leiten vermöchten. Obgleich die Aufgabe unlöslich ſchien, machten ſich beide dennoch an das Werk und brachten es nach vielem Anſtrengen zu Stande. Einer aber nur konnte ſich des Lohnes freuen, denn der Andere wurde von den Wellen verſchlungen, als die Edder zum erſtenmal mit Gewalt durch den Stollen brach. —

(Dieſe beiden vom Lehrer Wiegand mitgetheilten Sagen glaubten wir hier aufnehmen zu dürfen, wenn ſie auch nicht auf eigentlich heſſiſchem Boden wurzeln).

---

82. Abdruck eines Büchleins vom Jahr 1567. „In der Repoſitur der Pfarrei Binsförth findet ſich folgendes Büchlein, gedruckt zu Rotenburg auf der Tauber durch Albrecht Gros MDLXVII „Gründlicher und eigentlicher Bericht einer wahrhaftigen Hiſtorie und Geſchichte, ſo ſich im Dorfe Binsförth, im Amt Spangenberg, mit einem frommen und gottesfürchtigen Jüngling den 21. Juni dieſes 1567. Jahres zugetragen hat, allen Chriſtlichen Menſchen wohl zu bedenken, was uns Gott der Allmächtige mit ſolchen Zeichen zu verſtehen geben will. —

Anfänglich hat ſich dieſe Hiſtorie alſo zugetragen und begeben den 21. Juni dieſes 67. Jahres, daß ein Jüngling mit Namen Kunz Strawe, ſeines Alters auf dieſen zukommenden Michaelis neunzehn Jahr, gottesfürchtig und Gottes Wort allezeit gern gehört (wie ihm denn ſolches des Dorfes Binsförth, da ſolches geſchehen, Pfarrer und ganze Gemeinde Zeugniß davon geben) mit der Strafe und giftigen Seuche der Peſtilenz von Gott heimgeſucht, ſind auch andere Menſchen mehr in gemeldetem Dorfe an derſelben Seuche krank gelegen.

Folgenden Sonntags den 22. Juni ungefähr um die Mitternacht, hat ſichs alſo mit dem kranken Jüngling weiter zugetragen,

daß er nicht mehr eigentlich wie ein Menſch, der von hinnen ſoll, hat kaum können reden, doch aber hat er ſeine Brüder ſammt den Andern, die ihn gepflegt und gewartet haben, ganz heftig vermahnet und gebeten, daß ſie mit ihm das Vater unſer beten wollten. Welches ſie auch gethan. Danach hat er den chriſtlichen Glauben fein vernünftig nachgeredet und mit dem Amen beſchloſſen, hat auch ferner kein einzig Wort mehr geredet, ſondern iſt von Stunde an ganz ſäuberlich und chriſtlich im Herrn entſchlafen.

Hat ihm auch Georg Wilden, ſo ſeiner mit gepfleget, dergeſtalt als ob der Knabe nun ganz und gar verſtorben, die Augen und den Mund (nach gemeinem Brauch) zugedrückt.

Nachdem ſie aber den todten Leib mit gewöhnlicher Bekleidung zum Begräbniß haben wollen zubereiten, auch ſolches ſich lange verzogen, daß alſo der verſtorbene Knabe einen Tag und eine Nacht iſt todt geweſen, ehe ſie ihn mit Kleidung zum Begräbniß verſehen haben, daß ſie ſich Alle, ſo dabei geweſen, bekümmert haben, wie ſie dem harten und erſtarrten Körper bemeldete Kleidung anbringen wollten?

Wie nun aber Jörg Wilden und eine Frau, die alte Beyſa genannt, ſo ihn in ſeiner Krankheit gewartet, dem Todten das Kleid anlegten und unter dem Hals zuſammenbinden wollten, hat ſich das Herz geregt und der Athem ſich vermerken laſſen, welcher immer gemächlicher oben aus gedrungen hat, haben auch einen Geſt und Schaum vor ſeinem Munde gefunden, ſo daß ſeine genannten Pfleger mit großem Verwundern und Schrecken den andern Bruder in die Stube gerufen, darin der Jüngling gelegen und geſagt: „Was will hier werden? Wir wiſſen nicht, was aus dieſer ungewöhnlichen Sache erfolgen wird?

Des folgenden Morgens, den 23. Juni, ungefähr um 5 Uhr haben ſeine Brüder ſammt Andern den Pfarrherrn beſchickt und gebeten, er wolle ein wenig zu ihnen kommen, welches er auch auf ihre Bitte und Begehr gethan, haben ſich auch alle ſämmtlich, ſo bei dieſer Geſchichte geweſen, verwundert und ſehr entſetzt. Der Kranke aber hat ſeine Augen auf und zugethan und immer gen Himmel geſehen.

Endlich hat er gemächlich zu reden angefangen und zu den Umſtehenden geſagt: Ihr ſollt euch nicht vor mir fürchten noch erſchrecken, ſondern getroſt und unverzagt ſein; denn er habe ihnen etwas von Gott zu ſagen. Sollten auch nicht denken, daß er ſei verloren geweſen, ſondern ihm ſei wohl geweſen. Es werde ſein

Engel zu seiner Zeit ihn wieder abfordern und hinbringen, wo er gewesen sei.

Hat auch ferner gesagt, daß er mit einem Engel in so großen Freuden gewesen wäre, daß sie keines Menschen Zunge beschreiben könnte, darin er auch eine große Menge Volks gesehen, welches gar kleine Leute gewesen wären, wie junge Kinder. Dazu habe er seinen Vater und seine Mutter gesehen, welche wohl bei Gott wären. Aber ihre Magd, welche am vergangenen Sonntag begraben wäre, habe er nicht gesehen. Hat auch ferner mit lauter und kläglicher Stimme gerufen: O, wer in solcher großen unaussprechlichen Freude bleiben könnte? Aber es hätte Gott der Allmächtige zu seinem Engel, der ihn vor den Stuhl Gottes geführt habe, gesagt: Lasse diesen Jüngling wieder heimgehen; denn er soll dem Volk anzeigen, daß ich die Welt heftig um ihrer Sünden willen strafen und heimsuchen will mit allerlei Plagen und Unglück. Denn es ist der Sohn wider den Vater und die Tochter wider die Mutter, und die Eltern wider die Kinder.

Und diejenigen so mit dem schändlichen, unordentlichen und verfluchten Wucher umgehen, dessen sich befleißigen und den Armen das Brod aus dem Munde reißen, sollen ganz hart gestraft werden. Es sei denn, daß sie sich bekehren und den Armen wieder geben.

Item hat er auch gesagt, es sollen die Eltern ihre Kinder, so verstorben wären, nicht so sehr beweinen. Denn sie weineten sie aus dem ewigen Leben und großer Freude, daß sie dadurch auch Gott den himmlischen Vater erzürnen, der dasjenige wieder fordert, was er nur eine Zeit lang dieser Erde geliehen hat.

Item es sollen die Eltern ihre Kinder zur Schule anhalten und in Gottesfurcht aufziehen und antreiben, daß sie Gottes Wort selbst lesen und Andere lehren, auch einem Pfarrer bei dem Begräbniß helfen können singen.

Item, wo zwei oder mehr uneins wären (wie man denn allzeit mehr Leute findet, die zu Zank, denn zu Frieden und Einigkeit geneigt sind) sage wider dieselben, daß ein Baum auf dem Beinscheid stehet, daran die Blätter unten mit Blutstropfen besprengt wären und wenn sie wissen wollten, was solches bedeute, sollte er ihnen anzeigen, der Baum mit den blutigen Blättern, wie mir mein Engel gesagt hat, daß ein groß Blutvergießen sein soll an allen Enden, wo sich das böse und schnöde Volk in seinem ungöttlichen Leben nicht bessern werde. Und daß Gott die schreckliche Krankheit der Pestilenz mit Haufen in die Welt senden werde, und zwar eine solche, die gar nicht zu meiden oder der zu entfliehen sei, und daß

dieſes Alles die Pfarrer und Seelſorger den unbußfertigen Menſchen anzeigen, ihnen verkündigen, ſie warnen vor ihrer ewigen Verdammniß, ſowie auch zeitlicher Strafe allhier in dieſem irdiſchen und elenden Leben.

Sagte auch, wie groß ein Sünder ſei, ſo geſündigt habe, ſo wäre doch Gott noch viel gnädiger und barmherziger, und wollte die Sünde um ſeines geliebten Sohnes willen verzeihen und vergeben.

Item ſagte er auch, daß ſein Bruder Heinz, ſo dieſe Worte ſelbſt mit angehört und dabei geweſen, nicht lange leben würde, welches auch wahrhaftig iſt geſchehen, daß er den folgenden Freitag, welches war der 27. Juni, iſt begraben worden.

Sagte auch, daß er ſeinen Engel gefragt habe, ob er auch ſterben würde? Hat er geantwortet, ich müßte der Zeit warten, gleich wie die Andern. Sollte aber nicht verloren ſein. Sagte auch zuletzt, ihr dürft nicht denken und meinen, daß ich euch Lügen und Fabelwerk anſage, ſondern ich habe es erfahren und geſehen. Endlich ſagte er, er könne nicht mehr reden, denn er wäre müde und ſchwach und ſagt, mich friert an das Haupt, und alsbald hat er die Decke darüber gezogen und geſchlafen.

Es lebt auch gemeldete Perſon bis auf dieſe Stunde, gehet in ſeinem Haus und Wohnung und redet nicht viel, hat die Peſtilenz nach wie vor.

Hat auch ſeit der Zeit viel von dem teufliſchen Wucher gepredigt und vermahnt, daß diejenigen, ſo damit umgehen ein ſtrenges Urtheil beſtehen und erwarten müſſen.

Solches wie kürzlich gemeldet iſt wahrhaftig alſo ergangen, auch von dem Pfarrer Heinrich Banſen Alles verzeichnet und den Beamten in Spangenberg ſchriftlich überſchickt. Danach auch des Freitags, welches der 27. Juni geweſen, ſelbſt perſönlich zu Spangenberg bei dem Pfarrer und Superintendenten und von dieſen Geſchichten gründlich und eigentlichen Bericht gegeben. Und iſt auch ſolches von Stund an unſerm gnädigen Fürſten und Herrn ſammt den blutigen Blättern überſchickt worden. Dieſes alles habe ich perſönlich den 27. Juni in obengenanntem Dorfe die Perſonen, ſo des Kranken gewartet und gepflegt, gefragt. Welches wir denn auch von Wort zu Wort angezeigt worden, bin auch ſammt dem Pfarrer und des Dorfes Nachbarn unter dem Baum geweſen, ihn geſehen und etliche Blätter mit meinen Händen ſelbſt abgebrochen. ꝛc.

(Mitgetheilt von dem Pfarrer Weiſſel zu Vinsförth).

83. Auszug der Wichtel aus dem Burgberge bei Ermschwerdt. Am linken Ufer der Werra, eine Stunde unterhalb Witzenhausen liegt das Dorf Ermschwerdt. Dort in dem Burgberge wohnte vor alten Zeiten ein Wichtelvölklein, das lange daselbst sein Wesen trieb. Endlich wurden sie es daselbst müde und beschlossen in das Gebirge der Werra überzusiedeln. Eines Abends spät trat daher ein Abgesandter der Wichtelmänner zu dem Fährmanne von Ermschwerdt mit den Worten: Halte deinen Kahn bereit, du sollst in dieser Nacht unserer Viele über den Fluß setzen und auch guten Lohn dafür erhalten. Der Fährmann ging zu seinem Nachen, nahm zur Hand die Ruderstange und um Mitternacht da regt und bewegt es sich vom Burgberge her der Fähre zu; voran das Männlein, das den Schiffer bestellt hatte. Halte das Schiff recht fest am Lande, rief es ihm zu, wir steigen jetzt ein. Da geschah ein Rauschen und Flüstern vom Lande zum Schiffe heran und ein Trappeln und Drängen im Nachen und ein unruhiges Bewegen, so daß der Kahn tief in den Fluß hinein ging. Aber der Fährmann sah Niemanden als das bewußte Männchen. Ei, rief er aus, was führe ich wunderbare Passagiere! Da sprang das Männchen zu ihm hin, machte mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis und ließ den Schiffer hindurch sehen. Doch wie erstaunte dieser, als er jetzt sein Schiff ganz gedrängt voll kleiner Leute sah, schwer beladen mit Gepäck und zum Theil reitend auf kleinen Ziegen. Glücklich langte er am rechten Ufer an und die Masse trappelte unruhig und Einer den Andern vorwärts schiebend zum Schiffe hinaus. Dem Fährmanne aber, der seinen Hut hin hielt, warf Jeder etwas hinein. Er fuhr zurück und freute sich, daß sein Hut recht schwer geworden war. Als er aber hinein blickte, um zu sehen, was er bekommen, da waren es lauter Kieselsteinchen. Unwillig schüttete er sie ins Wasser und erzählte zu Hause angekommen, seiner Frau, was ihm begegnet sei? Zugleich greift er in den Hut und findet noch zwei Steinchen darin. Wie er diese bei Lichte besieht, siehe, da sinds Goldstücke. Er eilte zwar schnell an die Stelle, wo er die andern Steine ins Wasser geworfen. Doch fand sich von ihnen keine Spur. (Mitgetheilt von Schmincke).

84. Der Burggeist auf der Boyneburg. Hoch auf der Südseite des Ringgaugebirges stand vormals eine Veste, groß an Umfang, die Boyneburg, wo Kaiser Friedrich Rothbart gerne weilte. Der Sitz eines kräftigen, berühmten, wohlbegüterten Rittergeschlechts. Seit zwei Jahrhunderten liegt sie in Trümmern und fast nur einsame Wandrer besuchen den Ort. Einst weidete hier ein

Schäfer seine Heerde, da weicht unter seinen Füßen der Boden und er sinkt tief hinab in unterirdische Gewölbe. Er kehrt mit seiner Heerde nicht heim und beim Nachforschen findet man die Schafe zerstreut auf den Bergen und den treuen Hund winselnd an der Oeffnung, durch welche sein Herr verschwand. Man ruft hinunter, hört die Antwort des Hirten, wirft ein Seil hinab und mittelst desselben gelingt es endlich ihn wieder auf die Oberwelt zu bringen. Da erzählte er denn, was ihm da unten begegnet? Ich befand mich, so sprach er, in weiten unterirdischen Räumen; was ich bei dem durch die Oeffnung hereinfallenden spärlichen Tageslichte erkennen konnte, war ein großes Faß, bei welchem zusammengekauert ein Männlein stand. Als ich es anisprach: Wer bist du, was machst du? und dabei etwas näher trat zu ihm, der mich mit starren Blicken anstaunte, da trippelte es furchtsam einige Schritte zurück und lachte nur hi, hi! Einige beherzte Männer ließen sich darauf gleichfalls in das Gewölbe, erreichten das Faß und fanden es voll köstlichen Rebensaftes. Auch das Männlein fanden sie dabei, das ihnen aber keine Rede stand und mit seinem hi, hi! sich ängstlicher zusammen kauerte. Sie packten und banden es und ließen es am Stricke hinauf ziehen, dann verließen sie selbst den schauerlichen Ort. Der kleine Gefangene wird ungeachtet seines Widerstandes nach Reichensachsen, dem Hauptorte des Boyneburgischen Gerichtes, gebracht, dort in strengen Gewahrsam gesetzt und gerichtlich untersucht. Allein auch hier ist weiter nichts aus ihm zu bringen und selbst die Folter vermag es nicht. Darum gibt man ihm zuletzt die Freiheit wieder, folgt ihm aber vorsichtig, um zu sehen, wie er beginnen werde? Da trippelt das Männlein in großer Hast nach den Ruinen der Boyneburg und verschwindet auf einmal durch die Oeffnung, durch die es heraufgezogen. Seit dem ist auch jene Oeffnung wieder geschlossen und Niemand hat eine Spur davon gesehen. (Mitgetheilt von demselben).

---

85. Die Wichtel als Schuhmacher in Eschwege.

In der alten Reichsstadt Eschwege lebte einst Meister Jobsen, ein armer Schuhflicker. Eines Abends saß er auf seinem Schemel, schon nahete Mitternacht und spärlich erleuchtete die Lampe das Stübchen. Finstere Sorgen trübten sein Inneres und der Gedanke, wie er sich mit Weib und Kind ehrlich durchbringen wolle, in dieser schweren Zeit, lag ihm hart auf der Seele. Da schreckte ihn plötzlich ein Männlein auf, das wie gezaubert vor ihm stand und sagte: Meister Jobsen, warum so grämlich? Will dein Geselle werden. „Bist mir auch der rechte Gesell," sprach Jobsen verdrießlich und verwundert.

Bin's nicht allein, bin's nicht allein, sprach das Männlein; schneid Leder zu, schneid Leder zu, wir machen dir feine Schuh! — Sprach's und verschwand. Staunend und sinnend saß Jobsen noch eine Weile auf seinem Schemel und dachte: Das Glück beut dir vielleicht die Hand, willst des Männleins Rede nicht verachten. Kannst Geld gewinnen, kannst reich werden. — Flugs springt er, holt Leder, schneidet es zu Schuhen zurecht und legt sich müde dann zu Weib und Kind. — Da trippelt und trappelt es zu Thür und Fenster herein, bald sitzt eine Schaar kleiner munterer Gesellen um den Tisch herum und als Jobsen am andern Morgen erwacht, siehe da steht manch Paar seiner Schuhe auf dem Tische, aber die Gesellen sind verschwunden. Entzückt erzählt er seinem Weibe das Abentheuer der vorigen Nacht und bringt die Schuhe zu Markte. Dann kauft er Leder ein und wohl zugeschnitten legt er's am Abend wieder zurecht. Des Nachts kommen die kleinen Gesellen und am andern Morgen findet er die schönsten Schuhe. So geht es eine Zeit lang fort, die feinen Schuhe finden viele Käufer und werden gut bezahlt, so daß Jobsen viel Geld gewinnt. Da spricht er zu seinem Weibe: Müssen doch den fleißigen Gesellen einmal etwas zu Gute thun. „Kauf' Braten ein, back' Kuchen, bring Wein herbei." — So geschah es. Speis und Trank wurden am Abend auf den Tisch gestellt, sowie auch zugeschnittenes Leder. Allein wie wunderten sie sich, als sie am andern Morgen wohl neue Schuhe fanden, doch die Speisen waren unberührt und vom Weine nichts gekostet. „Müssen es anders anfangen," sprach Jobsen, ging aufs Tuchhaus, kaufte rothes Zeug und ließ beim besten Schneider Röcklein und Höschen anfertigen. Wie werden sich die Gesellen freuen, dachte er, wenn sie die schönen Kleider finden? Wie werden sie flugs die schmutzigen Mäntelein von sich thun? Des Nachts trippelts und trappelts wieder zu Thür und Fenster herein, und wie die Gesellen die schmucken rothen Wämslein finden, da werfen sie hurtig ihre schmutzigen Mäntel weg, putzen sich und hüpfen auf Tisch und Bänke herum. Sie jubeln, schauen in den Spiegel und singen: „Hör', wie so knapp, und sollen machen Schuh lapp?" Damit hüpfen sie zur Thür und zum Fenster hinaus und sind nie wieder gekommen. Meister Jobsen aber ging es gut sein Leben lang. (Mitgetheilt von demselben).

---

86. Die alte Stadt bei Frankershausen. Ganz nahe bei Frankershausen am Meißner am Wege nach Frankenhain, lag vor alten Zeiten eine Stadt. An der Stelle erschien einem Schäfer, der noch leben soll, einst eine weiße Jungfrau und winkte

ihm, mit ihr in die Felsklüfte zu gehen, die ſich dort befinden. Er folgte. Nachdem ſie eine Strecke unter der Erde fortgegangen waren, gelangten ſie durch eine Thüre in eine unterirdiſche Kammer, wo viel Gold blinkte und auf einem Tiſche einige Rosmarinzweiglein lagen. Nimm, ſoviel du willſt, begann hier die Jungfrau, aber vergiß das Beſte nicht, und wenn du reich geworden, dann ſei nicht ſtolz. Der Schäfer nahm Gold, ſoviel er tragen konnte, und als er ſich aus der Kammer entfernte, ſprang flugs die ſchwere eiſerne Thür mit heftigem Krachen hinter ihm zu und verwundete ihn noch etwas an der Ferſe. Er kam mit ſeinem Gelde glücklich aus der Höhle heraus und hütete forthin keine Schafe mehr; ſondern kaufte Land und Vieh und wurde ein Ackersmann. Dabei war er nicht ſtolz und blieb einfach und niedrig in Kleidern und Sitten. Er bereute aber, die Rosmarinzweiglein nicht mitgenommen zu haben, denn die mochten wohl das Beſte geweſen ſein, was die Jungfrau gemeint, vielleicht gar der Schlüſſel zu der Kammer. Denn alle Verſuche, die Thüre dazu aufzufinden ſind vergeblich geblieben.

(Mitgetheilt von demſelben).

---

87. Zur Sage von der Boyneburg. Die bekannte Vertheilung von Speck und Brod auf der Boyneburg bei Datterode ſollte einmal auf einen andern Tag geſchehen, da geſchahe es, daß die Wagen den Berg nicht hinauf konnten. Auch iſt es ein allgemeiner Glaube, daß ein Stück Speck von dieſer Spende vor dem Blitzſtrahl ſchütze und wer im Beſitz von einem ſolchen iſt, dem wird es nie an Brod mangeln. (Mitgetheilt vom Pf. Bättenhauſen).

---

88. Die Tütemännerchen. In dem fürſtlichen Schloſſe zu Eſchwege befand ſich ehedem eine künſtliche Uhr. Wenn die Stunde um war, trat ein metallnes Männchen aus einer Niſche hinter der Uhr hervor und tütete ſo vielmal als die Glocke war. Das Männchen wurde das Tütemännchen genannt und hinterließ ſeinen Namen, als ſpäter die Uhr weggenommen wurde, den Eſchwegern bis auf den heutigen Tag. (Heſſ. Jahrb. S. 243).

89. Entſtehung der Weſerberge. Als die Rieſen den Brocken bauen wollten, da holten ſie die Bauſteine dazu vom Strande der Nordſee; das kleine Gerümpel packten ſie zu unterſt und darüber rollten ſie die Felsblöcke. Aber der Boden ihrer Schubkarren hielt nicht dicht und wie ſie vom Meere bis nach der Bauſtätte fuhren, rieſelte der Meerlies und das dünne Steingerölle durch die Ritzen,

und als sie den Brocken fertig hatten, da waren durch die unterwegs verlorenen Grand auch die Weserberge entstanden.
(Ebendas. S. 209).

90. Der Sandbrink bei Fuhlen. Bei dem Brockenbau war einem Riesen, der zerissene Stiefeln an hatte, etwas Sand in die Strümpfe gekommen. Als er nun mit der leeren Karre nach der Nordsee zurückfuhr, belästigte ihn das beim Gehen gewaltig und auf halbem Wege zwischen Oldendorf und Rinteln zog er Stiefeln und Strümpfe vom Fuß und goß den Sand aus. Die Bauern von Fuhlen nannten das später den Sandbrink. (Ebendas. S. 209).

91. Die Pfaffen. In einer Stadt lebte ein Bäcker, der besaß eine schöne Frau, welche den Pfaffen so gefiel, daß sie sie oft hinter dem Rücken ihres Mannes besuchten. Die Nachbarn wußten das und verriethen es endlich dem Manne. Da fragt er seine Frau, sie leugnet zwar anfangs, doch da er immer mehr in sie dringt und sie sogar prügelt, gesteht sie es. Ich will dir diesmal noch verzeihen, sagt er; du mußt aber thun, was ich von dir verlange. Darauf forderte er, sie solle den einen Pfaffen um sieben Uhr, den andern um acht und den dritten um neun Uhr heut Abend bestellen und zugleich müsse ein jeder fünfzig Thaler mitbringen und ihr geben. Sie verspricht es, thut wie der Mann ihr geheisen und damit ist es gut. Am Abend kommt der erste Pfaffe mit dem Gelde um sieben Uhr und bleibt bei der hübschen Frau. Als nun um acht der zweite sich einstellt, ruft sie ängstlich und erschrocken: Ach Gott, mein Mann kommt! Da muß sich der erste in den Backofen stecken, weil sonst kein Schlupfwinkel da ist. In der nämlichen Weise ergeht es dem zweiten und ebenso dem dritten Pfaffen. Sie sind alle drei in dem Ofen bis zuletzt der Mann wirklich erscheint. Dieser sagt, er müsse noch geschwind Brod und Wecke backen und macht vor allen Dingen ein großes Feuer in dem Ofen an. Da nun dieses eine Weile gebrannt hat, spricht er: Was ist das? es stinkt ja so. Das muß von den Pfaffen kommen, antwortet sie, welche in den Ofen gekrochen sind. Darauf schiebt er noch eine Welle Ginster in den Backofen und schließt die Thür desselben zu. Am andern Morgen denkt er, die Pfaffen sind verbrannt, du mußt nun suchen ihre Leichname wegzuschaffen. Zufällig kommt jetzt ein Eckensteher zu dem sagt er: Mir ist ein Pfaffe in den Ofen gerathen und leider verbrannt. Ich will dir fünfzig Thaler geben, wenn du mir ihn in das Wasser trägst. Der entgegnet: Heut Abend, wenn es dunkel

iſt, will ich kommen und es thun. — Da nehmen ſie den einen Pfaffen, um ihn in der Nacht in die Fulda zu tragen. Sie müſſen aber am Thor bei der Wache vorüber und dieſe ruft: Wer da! — Der Teufel mit einem Pfaffen auf dem Buckel, antwortet der Eckenſteher und paſſirt hindurch. Ein anderer Pfaffe aber hat aus dem Fenſter geſchaut und Alles mit angehört und geſehen. Als nun der Leichnam ins Waſſer geworfen iſt, geht der Eckenſteher zum Bäcker zurück, um ſich den verſprochenen Lohn zu holen. Der Bäcker hat den zweiten Körper aus dem Ofen gelangt und ſagt: Wie kannſt du dein Geld fordern, der Pfaffe iſt ja wieder da? — Mein Gott, wie iſt das zugegangen, ich habe ihn doch in die Fulda geſtürzt? antwortet jener. Weil er indeſſen die Wirklichkeit nicht ableugnen kann, nimmt er den zweiten, um ihn fortzubringen. Als er jetzt zum Thore kommt, geht es ihm wieder ſo und der Pfaffe hat es auch aus dem Fenſter mit angeſehen. Nun will er zum Bäcker, damit er ſein Geld empfange. Der ſpricht: der Pfaffe iſt wieder hier. Du mußt ihn noch einmal wegſchaffen. — Der Eckenſteher mag ſich verwundern wie er will, es bleibt ihm nichts übrig, als auch den dritten Leichnam auf den Buckel zu nehmen und ins Waſſer zu tragen. Der Pfaffe am Thor hat auch dieſes mit angeſehen, fürchtet ſich deswegen und denkt: am Ende holt dich der Teufel auch, wie er dieſe drei geholt hat. In der Angſt verläßt er ſeine Wohnung und läuft fort. Zum Unglück ſieht das der Eckenſteher, denkt, es ſei der Pfaffe, welchen er ſo eben in's Waſſer geſchmiſſen, packt ihn am Kragen und wirft ihn den drei Leichnamen in der Fulda nach. Denn ein Pfaffe ſieht ja dem andern ganz gleich. Als er nun zum Bäcker kommt, ſpricht er: Jetzt bin ich verſichert, daß der Pfaffe nicht wieder kommt. Ich habe ihm eine tüchtige Ohrfeige gegeben. Das gefällt dem Bäcker und er gibt ihm ſein Geld. (Mündlich).

92. Kinder am Brunnen. In der Nähe des ſogenannten grauen Thurmes zu Fritzlar findet ſich in der Mauer ein Thier wie ein Drache eingehauen und daneben ein Menſchenkopf. Ueber die Entſtehung dieſes Bildes wird erzählt, es ſei früher an dem Platze ein Brunnen geweſen und einſt hätten zwei Kinder daſelbſt geſpielt. Da erſchien plötzlich ein Ungeheuer aus dem Brunnen und fraß die Kinder. Zum Andenken an dieſe Begebenheit meiſelte man den Drachen und den Menſchenkopf ein. (Mündlich).

93. Thereschen. In einem Orte wohnte ein reicher Kaufmann und ein armer Schäfer dicht neben an auf demſelben Hofe.

Beide waren jung, eine Zeit lang verheirathet und ihr sehnlichster Wunsch ging dahin, daß ihnen der Herr auch Kinder bescheren möge. Dieser Wunsch ging auch wirklich in Erfüllung. Die Ehe des Kaufmanns wurde mit einem Töchterchen und die des Schäfers mit einem Knaben gesegnet, der den Namen Hänschen erhielt, während das Mädchen Thereschen genannt wurde. Beide Kinder wuchsen in der innigsten Vereinigung mit einander auf, und da Thereschen ein schwaches zartes Geschöpf blieb, kam Hänschen nicht von seiner Seite, ging mit ihm zur Schule und war sein steter Spielgenosse. Auch das Lernen fiel dem Mädchen schwer, während Hänschen gute Fortschritte machte. Und obgleich sie am liebsten zusammen gesessen hätten, so rückte doch der kluge Knabe vor. Sie mußten sich also eine Trennung gefallen lassen, die dann durch eine vertrautere Freundschaft in den Spielstunden ersetzt wurde. Dem reichen Kaufmann wollte das nicht gefallen und als die Jahre der Schule vorüber waren, sorgte er dafür, daß Hänschen, der Sohn des armen Schäfers zu einem Kaufmann an einem weit entfernten Orte in die Lehre kam und nur selten nach Hause durfte, damit die Kinder sich vergessen lernen sollten. Hänschen war sehr klug und anstellig, erwarb sich die Liebe seines Principals in hohem Grade, vergaß aber das Thereschen nicht. Vielmehr schrieb er oft an das zur Jungfrau herangewachsene Kind und bewahrte ihm die treueste Zärtlichkeit. Nun traf es sich, daß sein Lehrherr keine Kinder hatte und Hänschen nicht nur zum Theilhaber am Geschäft erhob, sondern auch die Aussicht stellte mit der Zeit sein ganzes Vermögen zu erben. Diese günstigen Umstände veranlaßten Hänschen zu einer Reise in die Heimath, wo er dann um Thereschens Hand anhalten und sie als sein Weib mit sich führen wollte. Er langt in demselben Augenblick an, wo Thereschen, von ihren Eltern gezwungen, einem reichen Jünglinge die Hand reichen muß und gerade im Begriff steht vor dem Altare mit demselben getraut zu werden. Hänschen versteckt sich hinter einen Pfeiler in der Kirche und sie bemerkt ihn erst, als sie das verhängnißvolle Ja aussprechen will. So wie ihr Auge den Geliebten entdeckt, fällt sie wie vom Blitz getroffen zur Erde. Man eilt herzu, wendet alle Mittel an, um sie wieder ins Leben zu rufen, allein vergebens. Sie bleibt todt und wird am Abend anstatt zur fröhlichen Hochzeit im Sarge in die Kirche gebracht, von Allen, besonders von den Eltern und Hänschen aufs tiefste betrauert. Dieser namentlich kann es sich nicht versagen sie noch einmal zu sehen. Er geht daher um Mitternacht heimlich zur Gruft, hebt den Deckel des Sarges ab und ruft sie laut mit den zärtlichsten Namen. Plötzlich wacht

die ſcheinbar Todte wieder auf, erkennt ihren Geliebten und flieht mit dieſem noch in der nämlichen Nacht, weil ihnen ſonſt kein Mittel übrig bleibt, ſich zu vereinigen. So wird der leere Sarg zur Erde beſtattet und jedermann glaubt feſt an ihren Tod. Hänschen bringt ſie nach ſeinem Principal, ſie vermählen ſich und leben recht glücklich, wenn ſich auch Thereschen oft nach ihren Eltern ſehnt und es nie vergeſſen kann, daß dieſe ſie als todt beweinen. Davon gerührt, beſchließt Hänschen nach einigen Jahren wieder mit ihr nach der Heimath zu reiſen. Hier bringt er Thereschen erſt nach ſeinen Eltern und beſucht allein das Haus des reichen Kaufmanns, wo man gerade ein großes Feſt feiert. Das arme Hänschen, das man längſt vergeſſen, wird dennoch wohl aufgenommen und zu Tiſche geladen. Bei der Mahlzeit legt Hänschen den Verſammelten folgende Frage vor: Man möchte ihm doch ſagen, wem das Kleinod gehöre, welches einer lange beſeſſen und geſchätzt habe, ihm aber verloren gegangen und von einem andern aufgeleſen worden ſei? Alle ſtimmten darin überein, daß es dem früheren Beſitzer zurückgegeben werden müſſe, indem er allein ein Recht darauf habe. Mit dieſem Beſcheid zufrieden geht er jetzt hin und holt Thereschen, um es als ſeine Gattin vorzuſtellen. Mit unbeſchreiblicher Freude nahmen es die Eltern auf und ſegnen von Herzen deſſen Verbindung mit Hänschen. Sie leben fröhlich beiſammen bis an ihren Tod. (Mündlich).

94. Der Iſer Mann. Es hatte ein Mann drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. Die hießen Gretchen, Hanskurt und Dummhans. Einſt gingen die Kinder in den Wald, um Heidelbeeren zu ſuchen. Da kam der Iſer Mann und nahm das Gretchen mit. Der Iſer Mann aber war ein arger Böſewicht, ein Menſchenfreſſer, der ſich die Kinder raubte, um ſie zu verzehren, und wohnte auf dem Iſerberge. Die Knaben weinen ſehr um die verlorene Schweſter und erzählen es trauernd ihrem Vater. Hanskurt ſagt zwar, er wolle das Mädchen wieder holen, was es ihm auch koſten ſolle. Allein der Vater verbietet es ihm aus Furcht, daß er den Knaben dann auch verliere. Auf den Dummhans, den jüngſten Sohn, gibt Niemand acht, weil er eben zu Allem ungeſchickt iſt und noch nie etwas Kluges zu Stande gebracht hat. Mein Dummhans nimmt den Bello, den Haushund, und macht ſich mit dieſem auf den Weg, um die Verlorene wieder zu gewinnen. Er geht zuerſt zum Gänſehirten und fragt dieſen, wo der Weg zu Iſerburg ſei." Ich kann es dir nicht ſagen, ſpricht der. Aber gehe nur gerade aus, ſo kommſt du zum Schweinehirten, den mußt du fragen. — Als er zum Schweine-

hirt gelangt, sagt dieser, mir ist es unbekannt wo die Iserburg ist? Doch geh nur ein Stückchen weiter, so findest du den Kuhhirten, der wird dich bescheiden. — Wie er nun bei dem Kuhhirten eintrifft, wird ihm von diesem geantwortet, er solle nur jenen Berg besteigen, dann werde er die Iserburg liegen sehen. Das thut er und sieht auch wirklich die Burg des Bösewichts. Gretchen sitzt auf dem Schloß am Fenster und sucht der Frau des Isermannes die bösen Dinger vom Kopfe zu lesen. Als Gretchen ihren Bruder sieht und seine Absicht merkt, daß er kommen und sie wieder mit nach Hause führen will, warnt sie ihn sehr und sagt, er solle ja nicht weiter gehen, weil er sonst vom Iser Manne gefressen werde. Sie habe sich bisher das Leben nur dadurch gerettet, daß sie der Frau die bösen Dinger gesucht. Dummhans achtet nicht auf die Warnung der Schwester, sondern geht mit seinem Hunde nach der Burg und legt sich hier unter das Bett. Wie er so da liegt, kommt der Iser Mann in die Stube und ruft: „Es rucht, es rucht nach Menschenruch!" — „Das ist von mir," sagt Gretchen. — „Nein," spricht der Iser Mann, „ich rieche mehr." Und zugleich will er den Dummhans packen. Dieser ruft aber seinem Hunde und sagt: „Bello, komm und beiß den Iser Mann todt." — Mein Hund greift den Iser Mann an der Kehle und nach einem kurzen Kampfe ist der Bösewicht, der auf nichts vorbereitet ist, überwunden und todt. Eilig verläßt der Dummhans die Burg, nimmt die Schwester mit und kommt glücklich nach Hause. Hier sagt er: „Wenn ich auch der Dummhans heiße, so habe ich doch das Gretchen gerettet." (Mündlich).

95. Das glückliche Räthsel. In einem Städtchen war ein Mensch zum Tode verurtheilt und sollte am andern Morgen hingerichtet werden. Die Rathsherrn fühlten jedoch Mitleid mit dem Armen und suchten nach einem Mittel, um ihn zu retten. Da kam Einer von ihnen auf den Einfall und sagte zum Missethäter, er solle am Leben bleiben und frei ausgehen, so er im Stande sei, ihnen ein Räthsel aufzugeben, das sie nicht zu lösen vermöchten. Es war das eigentlich eine gefährliche Aufgabe. Denn die Rathsherrn waren damals und sind noch jetzt berühmt durch ihren Verstand und ihre Weisheit und es gab vielleicht wenig Räthsel auf der Welt, die ihrem Scharfsinn zu schwer erfunden wurden. Dennoch geht der Verbrecher darauf ein und legt ihnen am nächsten Morgen folgendes Räthsel vor:

„Bevor ich ging und als ich wieder kam,
Ich sechs Lebende aus dem Todten nahm.

Der sechste machte den siebenten frei:
Nun sagt, ihr Rathsherrn, was das wohl sei?"

Die Rathsherrn riethen den ganzen Tag, konnten es aber nicht finden. Darum mußten sie den armen Sünder frei geben und verlangten nun die Lösung des Räthsels zu wissen. „Hört zu," sprach der Glückliche, „ich will Euch sagen, was es ist? Als ich zur Stadt ging, sah ich auf dem Schindanger den Schädel eines todten Pferdes liegen, darin hatte ein Vogel sein Nest gebaut und sechs Eier in das Nest gelegt. Diese Eier nahm ich mit und sie sind es jetzt, welche dem Siebenten, das bin ich, wieder zur Freiheit geholfen."
(Mündlich).

98. Kirmesgebräuche. Wenn in dem Dorfe Heeringen das fröhliche Fest der Kirmes herannaht, so wandern die Burschе etwa eine Woche vorher von Haus zu Haus und besonders zu den bemittelten Einwohnern. Unter allerhand scherzhaften Gründen und Vorstellungen bitten sie um eine Gabe an Gerste, welche ihnen dann auch theils in Natur, theils in Geld bereitwillig verabfolgt wird. Ebenso sammeln die Mädchen Holz ein und es geht nun an das Brauen des Bieres, was auf der Kirmes vertrunken wird. In den Familien selbst werden ähnliche Vorbereitungen mit Schlachten, Braten und Kuchenbacken getroffen und ist der ersehnte Tag angebrochen, so steckt jeder Bursch eine Flasche mit Branntwein und ein tüchtig Stück Zucker in die Tasche und holt seine Tänzerin zum so genannten Saureigen ab. Das heißt, es wird in der gewöhnlichen Kleidung ein Umzug im Dorfe gehalten und auf dem Festplatze ein paarmal getanzt. Nach jedem Tanze muß das Mädchen aus der Flasche trinken und von dem Zucker etwas abbeißen. Auch die Burschе thun das, so oft es ihnen beliebt. Darauf geht man wieder nach Haus, kleidet sich festlich und hat überhaupt eine der Feier würdige Stimmung angenommen; denn der Saureigen hat alles Schmutzige abgestreift und mit dem Gottesdienst, der jetzt in der Kirche gehalten wird, beginnt die Kirmes, welche fast eine volle Woche dauert. (Mündlich. Kleinschmidt).

Auch in Kleinschmalkalden gibt es eine Kirmespredigt und der Pfarrer erhält für sie eine Kanne Bier, zwölf Kuchen und ein Stück Rindfleisch. Die Kirmesburschе auf der hessischen Seite mit ihren Mädchen dürfen bis vor die Kirchthüre mit der Musik ziehen, allein die gothaischen Antheils nützen mit dem Spielen auf-

hören, wenn sie auf der hessischen Grenze angelangt sind. Der Bach nämlich, welcher durch den Ort fließt, scheidet beide Länder. Eine Uebertretung dieses durch das Alter geheiligten Gebrauches verursachte im Jahre 1840 ernstliche Streitigkeiten zwischen den Bewohnern und hatte die Folge, daß auch auf der gothaischen Seite eine Kirche erbaut wurde, wozu der Gustav-Adolfs-Verein nicht unbedeutende Beiträge lieferte. Da es nun aber an Mitteln gebrach, um einen Prediger für dieses Gotteshaus anzustellen, so konnte bisher nur zeitweise durch den Pfarrer von Friedrichroda manchmal Kirche gehalten werden. Außerdem stand den Gothanern in Kleinschmalkalden das Recht der Mitbenutzung der auf der hessischen Seite stehenden schönen Kirche zu und jeder dritte Weiberstand zum Beispiel durfte nur an eine gothaische Frau oder Mädchen zugeschrieben werden.

Die Kirmes wird in der Herrschaft Schmalkalden nicht im Herbst gefeiert, sondern gleich nach Pfingsten oder um Johannis und der Hauptspaß besteht in dem Abholen und Einsetzen der Kirmestanne. Am Tage vorher ziehen Jung und Alt mit fröhlichem Jubel und mit Speise und Trank gehörig versehen in den Wald, hier wird die schönste Tanne ausgesucht und von den Kirmesburschen gefällt. Ist sie der unteren Aeste bis auf die Krone beraubt, was fast immer den ganzen Tag in Anspruch nimmt, weil es an Unterbrechungen nicht mangelt, so wird sie geschält und auf einem Wagen nach ihrem Bestimmungsorte gebracht, natürlich mit Musik und unter Begleitung der ganzen Gesellschaft. Am andern Morgen wird der Baum mit Bändern und Kränzen geschmückt und in der Mitte des Tanzplatzes aufgerichtet, so daß er hoch über alle Häuser hinaus schaut und von weitem gesehen werden kann. Dicht unter ihm ist die Emporbühne für die Musik hergerichtet und der runde Tanzplatz selbst mit Sitzen und Bänken eingefaßt. In der Stadt Schmalkalden findet sich noch das Eigenthümliche, daß die Tanzplätze über dem Wasser auf Balken angebracht sind. (Mündlich).

---

97. Von dem Kloster zu Nordshausen behauptet die Sage, es würden die ungefärbten Fensterscheiben in der Kirche daselbst der Zerstörung durch die Zeit unterworfen sein, die bunten aber nicht. Diese Behauptung ist insofern in Erfüllung gegangen, als die Glasmalereien von Nordshausen zur Ausschmückung der Kapelle auf der Löwenburg in Wilhelmshöhe verwendet wurden und sich außerdem noch einige Ueberreste davon in der Kirche selbst erhalten haben seit dem Jahre 1257. — Auch fehlt diesem ehemaligen Cistercienser

Nonnenkloſter der unvermeidliche unterirdiſche Gang nicht. Er ſoll nämlich in der Mitte der Seitenwand hinein gegangen ſein, wo man noch Spuren davon ſehen will, und ſich bis zum Mönchskloſter auf dem Weißenſtein (Wilhelmshöhe) erſtreckt haben. Die Thüre iſt mit einem großen Schloß verſehen geweſen und von da aus hat ſich eine Eiſenſtange in den Gang ſelbſt erſtreckt, „ſo lang, wer weiß wie?“ — (Mündlich).

---

98. Die Jungfrau aus dem Denſer See bei Neutershauſen.

Nach der Volksſage gedichtet von Friedrich Köbrich

Im engen Felſengrunde
Da liegt ein kleiner See,
Drin wohnet bis zur Stunde
Noch manche lichte Fee.

Zwar nicht mehr, wie vor Zeiten,
Wo man noch Wunder kannt
Mag jetzt es ſie vermeiden
Zu ſteigen an das Land.

Doch aber, wenn bisweilen
Der See ſich färbt wie Blut,
Dann ſieht man Nachts wohl theilen
Die Feen die dunkle Fluth.

Und zu dem Felſen fahren
Sie in dem Nachen klein
Mit einer Todtenbahren
In's Jungferkämmerlein *).

Sie flüſtern Grabgeſänge
— daß der Morgen graut
Beſtattend mit Gepränge
Die lichte Todtenbraut.

Und wenn die Nacht will fliehen
Vor'm erſten Morgenſchein,
Sieht man's zum Ufer ziehen
Und in den See hinein.

Und ſchnell mit dumpfem Brauſen
Geht's in die Tief' hinab
Gejagt von Furcht und Grauſen
Fliehn ſie in's Wellengrab.

Einſt, wohl vor langen Jahren,
Hält Denſe ſein Kirchweihfeſt,
Da kamen denn die Schaaren
Der nah' und fernen Gäſt!

Man höret Flöten, Geigen
Und fröhlichen Geſang,
Sieht ſchlingen bunten Reigen
Bei luſt'gem Gläſerklang.

Und in die Tiefe dringen
Mocht' wohl der Jubelſchall,
Das Singen und das Springen,
Der Flöten Wiederhall.

*) Unter dieſem Namen zeigt man eine Felſenſpalte am Denſer See.

Denn aus den Fluthen steigen
Plötzlich bei Mondenschein
Drei Wesen ohne Gleichen,
Drei lichte Mägdelein.

In seidnen Schneegewändern,
Gefaßt von zarter Hand,
Geschmückt mit Rosenbändern
Besteigen sie das Land.

Sie geh'n mit hehren Tritten
Den Felsenpfad hinan
Und nah'n mit leichten Schritten
Sich sacht dem Jubelplan.

Zur Menge holder Schönen
Gesellen sich die drei
Und lauschen still den Tönen,
Die ihnen noch so neu.

Und drauf im leichten Drehen
Beschreiten sie den Plan,
Sie denken nicht an's Gehen,
Bis bricht der Morgen an.

Da, als am fernen Himmel
Des Frührothes Schimmer glänzt,
Entflieh'n sie dem Getümmel
Mit Blumen reich bekränzt.

Sie eilen schnell vom Lande,
Weit fast dahin die Zeit,
Zum nahen Felsenstrande,
Sind schon zum Sprung bereit.

Doch da, ha, welch Erblassen,
Welch' dumpfer Schmerzenslaut!
Sie muß ihr Leben lassen,
Als eine Schmerzensbraut.

Ein Handschuh ist verschwunden
Von ihrer weißen Hand.
Er wurde ihr entwunden,
Und schnell eilt sie zum Strand.

Sie sucht, unselig Walten!
Und findet ihn doch nicht.
Sie wird zurück gehalten,
Bis spät zum Morgenlicht.

Und aufgelöst in Schmerzen,
Mit wild verworrnem Haar,
Mit wundem, wehem Herzen
Läßt sie die muntre Schaar.

Auf schmalem Felsenpfade,
Verfolgt von manchem Blick,
Eilt fort sie zum Gestade,
Zu ihrem See zurück.

Ein Sprung — und sie taucht nieder
Taucht in die kühle Fluth. —
Nie kam die Jungfrau wieder,
Die Jungfrau schön und gut.

Man hört ein dumpfes Sausen,
Hört einen Jammerlaut,
Und drauf ein wildes Brausen,
O, arme Schmerzensbraut!

Ein Blutstrahl färbt die Wellen,
Er färbt sie dunkelroth,
Ein Ruf tönt aus den Wellen;
Die Jungfrau, die ist todt! —

Und heut noch, wenn auf Erden
Herrscht große Kriegesnoth:
Dann sieht man wohl noch werden
Den See wie Blut so roth. —

Schwänke und Schnurren.

1. Die geschwätzige Frau. Kleinschmalkalden liegt bekanntlich in einem engen Thale und zieht sich lang durch dasselbe hin, so daß man fast eine kleine Viertelstunde braucht, um von einem Ende zum andern zu gelangen. Nun wollte eines Morgens eine Frau von Kleinschmalkalden nach der Stadt, doch mußte sie erst noch ihre Kuh losbinden, damit dieselbe von dem Hirten auf die Weide getrieben werde. Und so ging sie denn mit ihrer Kuh zugleich fort, sagte aber der Nachbarin zuvor einen guten Morgen, wie es üblich ist; auch erkundigte sie sich, was die Kinder machten und wie es sonst im Hause stände? Ein Wort gab das andere, auch die Nachbarin hatte Manches zu erzählen, was von Wichtigkeit war und zu neuen Fragen und Erörterungen Veranlassung gab; und so war denn die Heerde schon weit vom Dorfe, ehe sie mit der ersten Nachbarin fertig wurde. Unterdessen hatte sich die zweite Nachbarin eingefunden, und da es sich zu Dreien immer besser sprechen läßt, als zu Zweien, so kam die geschwätzige Frau noch lange nicht zum dritten Hause. Als sie aber zuletzt doch endlich Abschied nahm, um ihren Weg fortzusetzen, erschien die dritte Nachbarin und sie konnte es doch unmöglich unterlassen, dieser auch zu erzählen, was sie von den beiden Ersten vernommen. Das ging nun so weiter, eine jede neue Nachbarin wußte noch etwas Anderes oder hatte es auf andere Weise gehört, was dann gleichfalls erörtert und besprochen werden mußte. So läutete es denn Mittag, ehe sie zu der Oelmühle kam, die doch noch weit von dem Ausgange des Dorfes liegt, und hier gab es erst ausführliche und gewisse Nachrichten über das, was man bisher vernommen, obgleich es sich nur um geringfügige unbedeutende Dinge handelte. Im Eifer des Gespräches aber hörte die geschwätzige Frau, daß die Glocke läutete und daß es schon Essenszeit sei, sie spürte nicht einmal Hunger oder Durst. Zuletzt aber riß sie sich doch los, um — bei dem nächsten Hause, wo die Gevatterin wohnte, wieder stehen zu bleiben und aufs Neue zu plaudern. Denn was

ſie jetzt erfuhr, war doch zu intereſſant und wichtig. — So ging es fort und fort, und als ſie endlich am letzten Hauſe anlangte, kehrte wahrhaftig der Hirt mit ſeiner Heerde wieder heim und der Abend dunkelte hernieder. Sie beſann ſich wohl allmählig, daß ſie am Morgen ausgezogen war, um nach der Stadt zu wandern und wirklich daſelbſt auch allerhand Geſchäfte zu beſorgen hatte. Allein wie der Tag ſo ſchnell dahingegangen und warum ſie nicht weiter gekommen, als bis an das Ende des Dorfes, das wußte ſie nimmer zu ſagen? Es iſt nur gut, ſprach ſie, daß du jetzt deine Kuh wieder anbinden kannſt; ſonſt müßte am Ende das arme Thier vor dem Stalle ſtehen bleiben und hungern. Und ſo eilte ſie denn diesmal ihrem Hauſe zu, ohne die Stadt zu beſuchen. (Mündlich).

2. Die Schnurrbärte. Jeder Jahrmarkt zu Marburg iſt ein Feſttag für die ganze Stadt. Da kommen die hübſchen Mädchen in ihrer netten Tracht aus der ganzen Umgegend mit ihren Burſchen in den weißen leinenen Kitteln, die Männer und Frauen von Kölbe, Schönſtadt und wie die Dörfer alle heißen. Sie kommen und genießen bei Spiel und Tanz den arbeitsfreien Tag und warum ſollten nicht die Herren Studenten bei dieſer Gelegenheit luſtig ſein und ſich gleichfalls eine Freude machen? Sind ſie doch jung und wenn's in den Grenzen von Zucht und Sitte bleibt, wer ſollte ſich daran ärgern? — Stehen alſo ein paar rothwangige Dirnen vor einer Bude auf dem Markt und feilſchen um ein Band oder ein Halstuch, geſchwind hat ein Studio vermittelſt einer Nadel die Schürzen der beiden zuſammengeſteckt. Und wollen ſie jetzt weiter gehen, ſo gibt es ein großes Gaudium, weil ſie glauben ſie würden zurückgehalten und was der harmloſen Späße mehr ſind. Darum ſagen denn auch die Mädchen nach ihrer Weiſe: „Staurentegepäck is Teibelsgepäck!" und lachen dazu.

Hatte einmal Einer ſich vorgenommen, es nicht mit den Mädchen zu verſuchen, ſondern mit den Burſchen. Legt ſich in's Fenſter, denn er wohnte am Markt, und ſowie Einer vorübergeht, dem man es vielleicht anſieht, daß er in der Schule nicht weit über das ABC iſt hinausgekommen, ſo winkt er dem Burſchen und ſpricht: „He da, guter Freund, Ihr ſeid doch gewiß von .... Nun, wie heißt es doch gleich?" — „„Von Walchern"", entgegnet dieſer treuherzig und harmlos. „Ja wohl, von Walchern", ſpricht der Schalk weiter. „Ich konnte nicht gleich darauf kommen. Was macht denn Euer Herr Pfarrer in Walchern?" — „„Danke ſchön,"" lautet die Antwort des Bauern, „„der iſt geſund und munter."" — „Da thätet

Ihr mir wohl den Gefallen und bestellt mir einen Brief an den selben. „Ich bin gleich fertig mit Schreiben, kommt nur auf eine Minute herein.“ — Dem Burschen ist das schon recht und er stolpert die Treppe herauf. Mein Student hat sich unterdessen die Fingerspitzen geschwärzt und als jener eintritt, spricht er: „Ihr seid in der That ein gar hübscher Bursche, kommt und setzt Euch.“ Zugleich streicht er ihm mit den Fingern um Nase und Mund und siehe da, das Männlein hat einen zierlichen Bart neben seinen rothen Backen und weiß es selbst nicht einmal. Nun muß der Bauer erzählen und thut dies in seiner Gutmüthigkeit ohne alle Umstände. Bald aber winkt der Student einem zweiten und ruft diesen gleichfalls unter einem beliebigen Vorwande herauf. Doch ehe der Andere hereinkommt, ist er ihm schon entgegengegangen und sagt ihm: „Ihr müßt nicht lachen, guter Freund, wenn Ihr in's Zimmer tretet. Da drin sitzt nämlich ein Bursche aus Walchern, der ein Bischen dumm ist; ich habe ihm zum Scherz einen kleinen Schnurrbart angemalt. Seht, so that ich.“ Und mit diesen Worten streicht er dem Bauer mit den geschwärzten Fingern um Mund und Nase und der neue Ankömmling hat nun gleichfalls ein Bärtchen, noch hübscher als jenes. — Nun sitzen die beiden und sehen sich verwundert an, weil jeder einen Bart hat, doch lachen sie nicht und verrathen es auch nicht. Mittlerweile wird wieder etwas geplaudert und dann noch ein Dritter und ein Vierter gerufen und der lose Student macht es dem Einen wie dem Andern, bis er genug hat und das Lachen nicht mehr halten kann. Darauf bittet er die Versammelten, sie möchten nur hingehen, er habe sich anders besonnen, auch heute keine Lust zum Schreiben. Den Herrn Pfarrer möchten sie einstweilen grüßen und es thäte ihm leid, sie bemüht zu haben. — Jetzt freilich können sich die Burschen nicht länger verhehlen, und als sie auf der Straße sind, fasst der Eine den Andern beim Arm und spricht: „Wie kommt es denn, daß du dir solch einen Bart hast angepinselt? Ist das vielleicht Mode jetzt in deinem Dorfe?“ Ach, nein, erwidert dieser, ich wollte soeben dieselbe Frage an dich thun; denn ich sehe, du bist auch gleichfalls einen solchen. (Mündlich).

3. Vom Judenjungen. Ein Judenjunge wurde von seiner Mutter nach einem andern Dorfe geschickt, um drei Metzen Korn zu holen. Damit er nun seinen Auftrag behielt, rief er auf dem Wege beständig: Drei Metzen, drei Metzen. Und kam so an einen Acker, wo ein Bauer Waizen aussäete. Da der Junge seinen Ruf: Drei Metzen, drei Metzen immer wiederholte, hielt der Bauer sich dadurch

für verspottet, gerieth in Zorn und sagte: Soll denn mein Acker so wenig tragen? das wäre ja schlimm. Damit schlug er auf den Judenjungen los, daß dieser weinend zu seiner Mutter lief und ihr sein Leid klagte. „Du dummer Junge," sprach diese, „konntest du denn nicht sagen hunderttausendfältig, hunderttausendfältig?" — „Nun, Memme," antwortete er, „wenn ich wieder ausgehe." — Den folgenden Tag wurde er abermals fortgeschickt und als ihm ein Jäger mit einer Hündin begegnete, da rief er, wie er sich vorgenommen: hunderttausendfältig, hunderttausendfältig! — Was, schrie der erboste Jäger, meine Hündin wird doch zum Kuckuck nicht hunderttausend Junge kriegen! warum ruffst du denn so? Und da der Junge nicht abließ mit seinem Schreien, so fand sich der Jäger veranlaßt den Juden thätlich zurechtzuweisen, und die Prügel, die er erhielt, waren noch schlimmer als gestern. „Ach Memme, Memme, klagte er seiner Mutter, wie bin ich geschlagen worden." — „Dummer Junge," gab diese zur Antwort, „du mußtest höflich fragen: mit der Jungfrau (Hündin) in den Wald?" — „Nun, Memme, wenn ich wieder ausgehe," versicherte der Junge. Und als er am nächsten Tage fortging, mußte es sich treffen, daß ein Herr mit seiner Braut nach dem Walde spazierte. Ungesäumt rief der Junge: „Mit der Jungfrau in den Wald? mit der Jungfrau in den Wald?" — „Was zum Teufel soll das sein?" schrie der Herr. Und ohne sich lange zu besinnen, tanzte sein Stock lustig auf dem Buckel des Judenjungen herum. Voll Verzweiflung rannte dieser nach Hause und ächzte: „Memme, ach Memme, rette mich! ich habe ja wieder Schläge gekriegt." — Er erzählte mit Schluchzen was sich begeben und die Mutter entgegnete: „Dummer, dummer Junge! Du hättest den Herrn bitten und sagen sollen: Mit einen Mar und meiner Memme auch einen Mar!" — „Ach, Memme, wenn ich wieder ausgehe," bekräftigte dieser. Er vergaß auch sein Versprechen nicht. Denn kaum war er am andern Tage weggeschickt worden, so rief er zu den Leuten, die er auf dem Wege fand: Mit einen Mar und meiner Memme auch einen Mar! — Ja, sagten diese, du sollst genug haben und mehr als dir lieb ist. Dabei bewarfen sie ihn von allen Seiten mit Koth von der übelsten Sorte. Denn sie waren beschäftigt, eine alte Kloake zu reinigen. Und in welchem Zustande er zu seiner Mutter kam, läßt sich leicht denken. (Mündlich).

4. Die Hasenschützen. Ein Mann aus Felsberg war in's Holz gegangen, um sich einen Sack Laub zum Streuen zu sammeln. Er hielt sich immer am Saume des Waldes, wo das

Feld daran stößt, und als er einmal ausruhte, sah er von ohngefähr, wie ein Hase ganz nahe vor ihm in einer Furche sich aufrichtete. Langsam und vorsichtig hob der wackere Felsberger seinen Rechen, legte an und — krach! purdauz! — da lag der Hase in seinem Blute. Voller Verwunderung eilte das Männlein, dem es entgangen war, daß nicht weit hinter ihm ein Jäger stand, welcher auch auf den Hasen angelegt und ihn geschossen hatte, hinzu, faßte die Beute und eilte sie in seinen Laubsack zu verstecken. Plötzlich fühlte er einen leichten Schlag im Nacken. Der Jäger stand hinter ihm. „Wer hat Euch erlaubt den Hasen zu nehmen?" — „Ich — ich hab' ihn geschossen!" — „So seid Ihr ein Wilddieb!" — „Ach Herr," erwiederte treuherzig der Felsberger, „ich dachte ja nicht, daß das Ding losgehen würde." — Seit dieser Zeit heißen die Felsberger die Hasenschützen. (Hess. Jahrb. S. 241).

5. Der verdammte Rechen. War einmal ein Bursche ein wenig in der Fremde gewesen und hatte sich an andern Orten umgesehen. Weit war er freilich nicht gekommen und sehr lange auch nicht ausgeblieben; um so mehr aber suchte er seinen Kameraden weiß zu machen, daß er kaum noch wisse, wie es in der Heimath aussähe und wie die gewöhnlichsten Gegenstände im Hause genannt würden? Kurz nach seiner Rückkehr unterhielt er seine Zuhörer von den unternommenen Fahrten und ausgestandenen Abenteuern, und da zufällig neben ihm ein Rechen stand, mit dem Stiel an die Wand gelehnt, so fragte er: Wie heißt man sich hier zu Lande das Ding? Da er keine Antwort erhielt, stieß er mit dem Fuß wider den Rechen und der Stiel desselben schlug ihm vor die Stirn. „Verdammter Rechen!" rief er zornig, denn plötzlich war ihm der Name des Dinges wieder eingefallen. (Mündlich).

6. Die Fettaugen. Ein Mensch, der nicht gar zu mager ab, versprach seiner Wirthin, daß er ihr jedes zweite Fettauge auf der Suppe noch besonders bezahlen wolle. Die Frau ging auf den Handel ein, den sie für sehr vortheilhaft hielt, und that nun am andern Tage soviel Butter in den Topf, als er nur fassen wollte. Als sie aber die Suppe jetzt anrichtete und dem Gaste hineintrug, fand es sich, daß eben durch die Menge der Butter nur ein einziges Fettauge gebildet wurde und sie bekam für dieselbe durchaus nichts mehr. Dem Manne schmeckte sie freilich desto besser. (Mündlich).

7. Was die Gottesbürer für ein Wild erlegten. Die Gottesbürer waren einmal zur Kirmeszeit in den Wald zu jen gegangen und hatten ein grosses Stück Wild erlegt, von dem sie aber nicht wußten, was es eigentlich war? Denn es sah weder einem Hirsche oder Rehe, noch einem Wildschweine ähnlich. Das Wild ward indessen ausgeweidet und jedem Einwohner ein Stück davon zugetheilt. Abends brodelten über jedem Heerde in Gottesbüren ein Stück Wildpret im Topfe. Das Fleisch schäumte seltsamer Weise im Kochen so stark, daß eine Frau zur Nachbarin ging und fragte: „Nabersche, wo is dat mit den Fleesche? Mien Fleisch schiemet tum Potte ruht; schumet juppe Fleesch aut so?" — „Ach, Nabersche," erwiderte die Befragte, „et schumet jo tor Owerdöre nuht!" — Am folgenden Morgen suchte der Müller seinen Esel, den er in's Gehege zum Grasen getrieben hatte; er war nirgends zu finden. Es blieb ihm endlich nichts übrig, als zum Bürgermeister zu gehen und demselben Anzeige zu machen, daß ihm sein Esel abhanden gekommen sei. Siehe, da lag noch die Haut von dem gestern erlegten Wilde, welche der Müller sofort für die seines Esels erkannte.

(Westf. Jahrb. S. 241 u.).

8. Die Karpfenfänger. Es trieb einmal ein Bürger von Lichtenau in grosser Eile seinen Esel vor sich her dem Städtlein zu, das er noch zu erreichen hoffte, ehe denn die Wetterwolken über seinem Haupte ihren Regen auf ihn herabgießen würden. Meister Langohr folgte den ermahnenden Stockschlägen seines Herrn, so gut die schwere Bürde, womit er beladen war, es ihm erlaubte. Aber das Mißgeschick war nicht mehr abzuwenden: die Wolken öffneten ihren feuchten Schooß und sendeten dicke Tropfen zur lechzenden Erde nieder, immer dichter, immer schneller, bis zum heftigsten Platzregen. Der Esel senkte die Ohren, sein Herr zog den Filzhut tief ins Gesicht, klappte den Kragen seines Wammses auf und Beide trabten im Regen weiter. Schon waren sie nahe bei der Stadt, da, wo rechts neben der Straße ein Teich in den Wiesen liegt, als der Esel stehen blieb und jämmerlich zu stöhnen begann, indeß gleichzeitig eine graue Rauchwolke von ihm aufstieg. Das arme Thier trug nämlich einen Sack mit ungelöschtem Kalk auf seinem Rücken, und der Kalk war bei dem stark eindringenden Regen allmählig in Löschung übergegangen, was der Esel erst bemerkte, als die Hitze sein schon bei Lebzeiten hart gegerbtes Fell durchdrang. Der wackere Bürger von Lichtenau gerieth darüber in große Noth und wußte keinen Rath. Da fiel ihm just zur rechten Zeit noch ein, daß es gegen Brand kein

wirksameres Mittel gebe als Wasser. Somit treibt er den Esel in den Teich und hatte nach einiger Zeit die Genugthuung, daß derselbe wenigstens aufhörte zu stöhnen und zu jammern. Bald darauf legte sich das gemarterte Thier auf die Seite, streckte die schlanken Läufe aus und — war nicht mehr.

Nicht lange darnach thaten die Lichtenauer einen Fischzug in ihrem Teiche. Das Netz war schwer; sie meinten, es müsse wenigstens ein halbes Tuzend der schwersten Karpfen darin sein. Als sie aber das Netz an das Ufer zogen, fanden sie, daß ein crepirter Esel darin steckte. Seit diesem Fischzuge heißen die Lichtenauer „Karpfenfänger." (Oest. Jahrb. S. 244).

9. Der Professor und der Bauer. Wenn die Studenten im Winter kein Holz hätten, so würden sie eine Ursache mehr haben, die Gaststuben aufzusuchen, um sich zu wärmen, und vielleicht noch weniger studiren, als es manchmal der Fall sein soll. Das bedachte ein Bauer, belud seinen Wagen mit Holz, doch nicht zu sehr; denn die Herrn Studenten lassen's doch nicht nachmessen, sagte er, und fuhr damit nach der Stadt. In dem Hause, wo er gewöhnlich seine Ladung verkaufte, wohnte auch ein Professor; und zwar ein angehender, der noch keinen Saal nöthig hatte, um die Plenae seiner Zuhörer aufzunehmen, dem aber viel daran gelegen war, welche zu bekommen und daher keine Gelegenheit versäumte, und kein Mittel verschmähte die Studenten herbei zu locken. Seine Stimme tönte so laut und vernehmlich, als habe er hundert Schüler um sich sitzen. In Wahrheit waren es aber nur sechs, von denen der eine noch dazu hospitirte und zwei andere freie Collegien hatten. Das laute Rufen des Professors lockte den Bauer herbei. Hier finden Sie Stunden zu deinem Holze, dachte er, und klopfte sein sänberlich an die Thür, wie es ein Bauer machen muß, wenn er in der Stadt ist. Ueberhaupt war unser Bauer keiner von den gewöhnlichen. Er hatte „Moriz" gelernt und noch gar manches Andere.

Auf die erhaltene Erlaubniß öffnete er denn, steckte seinen Kopf zur Stube herein und sah, daß er sich dennoch geirrt habe. Denn er erblickte den Professor in heiligem Eifer auf dem Katheder und die Studenten um ihn her, von denen einige über die unerwartete Unterbrechung des Vortrags lächelnd nach dem Bauer schauten. Und als nun gar der Professor, um sich und seinen Zuhörern einen Spaß zu machen, in heiterem Tone rief: „Nur herein, nur näher!" gewann er seine gewohnte Dreistigkeit wieder, trat zutraulich an die versammelten Herrn und sprach: „Was macht Ihr denn eigentlich

hier?" — „O, antwortete der Profeſſor nach kurzem Beſinnen, wir geben uns zur Unterhaltung ein paar Räthſel auf. Es ſetzt jeder ein Kopfſtück und wer das Räthſel löſt, der hat gewonnen und erhält das Geld." — „Topp, ſagte der Bauer, da ſpiele ich mit! Hier iſt mein Kopfſtück." Der Profeſſor legte eben ſoviel daneben und begann. „Wie heißt der Bauer auf lateiniſch?" fragte er, weil ihm im Augenblick nichts Beſſeres einfiel und weil er den Bauer damit zu fangen gedachte. Dieſer hatte das Wort einmal gehört; zum Glück fiel es ihm jetzt wieder bei und indem er das Geld vergnüglich einſtrich, rief er: „der Bauer heißt auf lateiniſch rusticus!" — Das war unſerm Profeſſor etwas ſtark, auch fingen die Studenten ſchon an die Hand vor's Geſicht zu halten, denn ſie konnten das Lachen nicht länger bergen. Darum unterdrückte er ſeinen Aerger, legte ſchnell wieder ein Kopfſtück auf den Tiſch und ſprach zum Bauer: „Nun iſt an Euch die Reihe, jetzt müßt Ihr Euer Räthſel ſagen." — Gewiß hätte ſich der Spott und das Gelächter leicht auf die Seite des Bauers gewendet und der Profeſſor wäre ihm gewiß keine Antwort ſchuldig geblieben, wenn er ſich etwa hätte verleiten laſſen zu fragen, wie heißt der Baum, der Tiſch oder das Haus auf lateiniſch? Deshalb hütete er ſich wohl und fragte mit pfiffiger Miene: „Wie hieß dann meine ſelige Aeltermutter? — Die Studenten lachten jetzt munter und es half dem armen Profeſſor wenig, daß er vorſtellte, ſo etwas könne er unmöglich wiſſen, das ſei überhaupt gar kein Räthſel. Mein Bäuerlein bemächtigte ſich ungeſäumt des Geldes und ſprach: „Ich will's Euch nur ſagen, die hieß Anna Catharine." Und damit machte er ſich aus dem Staube. (Mündlich).

10. Der Bauer und der Goldklumpen. Zu einem Goldſchmied kommt eines Tages ein Bauer, kratzt ſich hinter dem Ohr und rückt endlich mit der Frage heraus, wieviel denn wohl ein Klumpen Goldes werth ſei? — „Das könnt' ich Euch ſchon ſagen," iſt die Antwort des Juweliers, wenn's auch nicht ganz leicht iſt. Drum kommt nur erſt herein und machts Euch bequem." — Der Bauer folgt willig ſolch freundlicher Einladung und ſieht ziemlich verwundert bei all den köſtlichen Sachen, welche im Laden prangen. Aber noch zutraulicher wird ſein Weſen, als der Goldſchmied eine Schüſſel herbeibringt mit Backwerk und einen Becher voll Wein, der köſtlicher noch funkelt, als alles Gold. — „Es redet ſich beſſer, wenn man gegeſſen und getrunken hat," ſpricht der Mann zum Bauer. „Drum langt nur zu, es gibt noch mehr davon in meinem Hauſe. —

Der Bauer hätt's wohl ebenso gemacht, wäre der Goldschmied zu ihm zum Besuche gekommen, und hätte das Beste geholt, was Küche und Keller vermögen. Drum ist er nicht blöde und läßt sich's wohl schmecken. Allein der Juwelier hatte etwas Anderes im Sinne, als er dem Bauer vom Besten vorsetzte und nicht nachließ mit Bitten zum Essen und Trinken. Er verstand sich auf's Handwerk und hoffte einen um so besseren Kauf zu machen mit dem Manne, je mehr diesem der Wein zu Kopfe gestiegen. Denn vielleicht konnte es möglich sein, daß der Kauz mit der närrischen Frage nach dem Werthe eines Goldklumpens einen Schatz auf seinem Acker entdeckte, wie sie ja oft in Kriegszeiten vergraben sind vor dem plündernden Feinde. Nachdem also der Becher zum öfteren geleert und gefüllt, rückt er näher zum Gaste mit der Frage, wie schwer doch wohl etwa der Goldklumpen sei? — Der Bauer zwinkert geheimnißvoll mit dem Auge, schlürft nochmals bedächtig vom Weine und preßt endlich die Worte heraus: „Just weiß ich's nicht ganz genau zu sagen, doch mag er leicht von der Größe . . .“ „Ja, ja,“ fällt ihm jetzt rasch der Goldschmied in die Rede, „das ist's, was ich meine. Wie groß also ist er?“ — „Nun, wie mein Hutkopf, kleiner gewiß nicht.“ — „Also wie der Kopf von Euerm Hute da?“ — „Ich dächte so,“ spricht der Bauer. „Das gebe schon ein hübsches Sümmchen,“ ruft der Goldschmied wieder, „und Ihr könntet Euch meinetwegen ein fettes Schwein dafür kaufen, auch vielleicht zwei. Ich will's gut mit Euch machen und Ihr habt wohlgethan, daß Ihr zu mir gegangen und nicht etwa zu einem Andern.“ So spricht er, da es ihm immer wahrscheinlicher wird, daß der Bauer ein Glückskind ist und die Geschichte keine erlogene. „So macht denn her,“ sagt er jetzt, „und zeigt mir endlich Euern Schatz.“ — „Ja,“ ruft das Bäuerlein und macht verlegene Gesichter, „zeigen? — ich thät' es schon, doch — —“ „Ihr habt nichts zu fürchten, packt nur aus, wo habt Ihr denn den Klumpen so groß wie Euer Hutskopf?“ — „Das ist's ja eben,“ lautet endlich seine Antwort, „ich dachte mir nur so, wenn ich einmal einen fände!“ — (Mündlich).

11. Die Ortolane. Einmal hatte ein Landmann seinen Wagen mit Frucht in der Stadt besser verkauft, als er sich geträumt und konnte seiner Frau einen tüchtigen Beutel voll Geld mit nach Hause bringen. Du willst dir auch außerdem noch etwas zu Gute thun, dachte er und kam gerade an einem Laden vorüber wo neben anderen schönen Sachen auch einige Vögel ausgehangen waren, die er gar nicht kannte. Er trat deshalb zu dem Kaufmann und fragte

nach dem Namen und der Anwendung dieser Thiere. „Es sind Ortolanen," antwortete der, die kommen aus fernen Landen und werden für die feinste Speise gehalten, die man sich denken kann. Dabei sind sie aber auch theuer." — „Thut nichts," sagte der Bauer, „unsereins kann auch einmal etwas Gutes essen, wenn's auch nicht alle Tage ist." Und ohne sich lange zu besinnen, warf er einen harten Thaler auf den Tisch und erhielt dafür eine Ortolane. In seinem Dorfe angelangt hatte er nun nichts Eiligeres zu thun, als seinem Weibe den Vogel zu bringen und sie von dem Wohlgeschmack dieses Bratens in Kenntniß zu setzen. „Gut," sagte diese, „morgen koche ich Sauerkraut, ich werde nicht verfehlen, das ausländische Ding dir zuzubereiten. Wir werden dann erfahren, wie es schmeckt." — Gesagt, gethan. Des anderen Tages konnte der Mann kaum den Mittag erwarten und als nun die dampfende Schüssel mit Sauerkraut und der Ortolane auf dem Tische stand, langten Alle tüchtig herzu, Herr und Frau, Knechte und Mägde. Vergebens aber suchte der Bauer nach seinem theuern Braten und fragte endlich, ob denn dieser wirklich in der Schüssel gewesen, da nicht viel mehr von dem Sauerkraut übrig sei? Die Frau versicherte es und so knüpfte sich denn die zweite Frage daran, ob vielleicht Einer der Anwesenden den Vogel gegessen habe? „Ja," sagte zuletzt der Großknecht, „mir ist so etwas zwischen die Zähne gekommen, ich glaube fast, das muß er gewesen sein." — Der betrogene Bauer hat seitdem nie wieder einen Thaler für eine Ortolane ausgegeben. (Mündlich).

12. He löpet. Ueber der Stadt Hierenberg liegen die wüsten Stätten der beiden Gudenburgen, die von Landgraf Heinrich dem Kinde zerstört worden sind. Zu derselben Zeit ist Hierenberg gebaut worden und zwar von den Einwohnern mehrerer Dörfer, welche vormals hier herum standen. Das Mauerwerk der Gudenburgen ward gänzlich abgebrochen und bei dem Bau der Stadt benutzt. Nun hatten die Erbauer von Hierenberg dem Landgrafen bei der Belagerung der beiden Schlösser kräftigen Beistand geleistet; er schenkte ihnen dafür in Gnaden beide Burgberge und den benachbarten Bürenberg und gab ihnen ein Privileg, wonach jedem Familienvater das Recht eingeräumt ward, sich bei festlichen Gelegenheiten, Hochzeit, Kindtaufe ꝛc. ꝛc. einen Hasen zu fangen.

Weil aber zu dem Hasenfangen gewisse Kunstgriffe, Uebung und Erfahrung, auch Garne und sonstige Geräthschaften gehören, die nicht jeder besitzt, so übertrug der Rath dieses Geschäft dem ehemaligen Schloßküster der Gudenburgen, welcher sich in Hierenberg niederge-

lassen hatte und Stadtküster geworden war. In dessen Familie ist dann nicht allein das Küster- und Schullehrer-Amt, sondern auch das Nebengeschäft des Hasenfangens geblieben bis auf diesen Tag. Wollte ein Bürger einen Hasen gefangen haben, so mußte er sich an den Küster wenden. Dieser suchte eine Stelle im Walde, wo die Hasen heraus zu kommen pflegten, wenn sie in's Feld gingen, spannte in einer Linie vor dem Walde auf Holzstäbchen zwei Seile aus, so daß zwischen beiden eine Lücke von etwa zehn Fuß blieb. An den Seiten waren der ganzen Länge nach große Federn kreuzweise angebunden, um die Hasen zu schrecken. Unter vor der Lücke ward ein anderes Seil gespannt, das durch einen Faden mit einer rückwärts nach dem Walde zu angebrachten Schelle verbunden war, und zwei Schritte weiter vorwärts, der Lücke gegenüber im Felde, ward ein bauschiges Maschennetz aufgestellt. Kam nun ein Hase vor die Federn, so wagte er nicht darüber hinzuspringen oder durchzukriechen, sondern er ging daran hinab, bis er an die Lücke kam. Hier bog er in das Feld ein, stieß aber mit den Läufen an das aufgespannte Seil und setzte dadurch die hinter ihm angebrachte Schelle in Bewegung. Sobald der Hase hinter sich klingeln hörte, that er erschreckt ein paar rasche Sätze vorwärts und stürzte in das bauschige Garn, in dessen Maschen er sich so verkoppelte, daß er nicht wieder heraus konnte. Jetzt kam der Küster, der inzwischen auf der Lauer gelegen, herbei, und tödtete den Hasen durch einen Schlag auf den Kopf.

In einer Zeit lebte ein Küster in Herrenberg, dessen Frau Gefallen an dem Hasenfangen fand und häufig ihren Mann begleitete. Dieselbe saß eines Sonntags in der Kirche, hörte andächtig der Predigt zu, verfiel aber sehr bald in den gewohnten Schlaf und träumte sie liege mit ihrem Manne draußen vor dem Walde auf der Lauer, um einen Hasen zu fangen. Siehe, da kam ein Häslein heran spaziert — es mußte einen herrlichen Braten geben — schlich an den Federn hinunter, ging durch die Lücke und stieß an das Seil; alsbald hörte es die Frau deutlich klingeln, der Hase that ein paar Sätze, die Frau aber stieß ihren Mann an und rief laut vor Freuden: „He löpet, he löpet!" (er läuft, er läuft!). Ihr eignes Rufen schreckte sie aus dem Schlafe auf; da stand der Pfarrer noch auf der Kanzel, vor ihr stand sehr erschrocken ihr Mann, der Küster mit dem Klingelbeutel, dessen Geklingel wahrscheinlich an dem ganzen Traume schuld war; aller Augen waren auf die Küsterin gerichtet und die Andacht der ganzen Gemeinde war dahin.

Die arme Frau ist nachher mit dem „he löpet!" viel geneckt worden und es kam so sehr in der Leute Mund, daß gar bald kein

Hierenberger mehr das Weichbild der Stadt verlaſſen konnte, ohne allenthalben draußen mit einem fröhlichen, „be löpet!“ empfangen zu werden. (Heſſ. Jahrb. S. 244).

13. Der qualificirte Stadtſchreiber. Die Rathsherrn von Liebenau wählten einmal einen Stadtſchreiber, welcher ihnen ehrlich geſtand, daß er nicht ſchreiben könne. „Was thut das,“ erwiderten ſie, „wir können nicht leſen!“

Dieſer Schwank iſt an der Diemel noch heute im Munde des Volkes, wird aber ſcherzend von einer Stadt der andern zugeſchoben. Die Liebenauer behaupten, die Immenhäuſer ſeien es geweſen, die Immenhäuſer reden von Helmarshauſen und die Helmarshäuſer necken wieder die Liebenauer damit. (Ebendaſ. S. 247).

14. Die Bartenwetzer. Die jungen Burſche von Meltungen hatten einſt den Müßiggang lieber gewonnen, als das Arbeiten, und wenn ſie nach dem Walde geſchickt wurden, um Holz zu fällen, kam ihnen das gar ſauer an. Sie behaupteten, die Aexte ſeien nicht ſcharf genug, man müſſe ſie erſt wetzen. Auf der Brücke angekommen, welche über die Fulda nach dem Walde führt, ſetzten ſie ſich erſt hin, oft zehn und zwölf beiſammen, und plauderten von dieſem und jenem, damit nur die Zeit hinginge. Und wenn die Vorübergehenden fragten: Was macht Ihr denn hier? ſo antworteten ſie, wir wetzen unſere Barten. Darum werden ſie die Bartenwetzer genannt und man ſieht noch jetzt, wie das Brückengeländer an vielen Stellen ganz ausgehöhlt iſt. — (Mündlich).

---

15. Das Arzneiglas. Ein Mann hatte eine Frau, die war recht krank, ſo daß er endlich ihren Bitten nachgab und nach der Stadt zum Doktor ging. Denn bekanntlich wird dieſer nicht erſt um Rath gefragt, als bis es in der Regel zu ſpät iſt. Nach des Mannes Beſchreibung war auch hier nicht viel auf Geneſung zu hoffen, dennoch ſchrieb der Arzt ein Recept und das trug der Bauer in die Apotheke, um es machen zu laſſen. Nach einiger Zeit befand er ſich mit einem großen Glas, das mit einem rothbraunen Trank angefüllt war, auf dem Heimwege und hoffte das Lager der Kranken bald zu erreichen. Leider aber hatte er das Unglück auf dem etwas ſchlüpfrigen Pfade zu ſtolpern und die ganze Medicin dabei zu verſchütten, obgleich das Glas ſelbſt noch unverſehrt geblieben war. Was ſollte er nun beginnen? Ohne ein Heilmittel nach Hauſe zu kommen, dünkte ihm zu ſchimpflich, wieder umzukehren und neue

Arznei zu holen, dazu war es zu spät und sein Ungemach oder vielmehr seine Ungeschicklichkeit zu erzählen, hätte ihm gewiß nur Spott zugezogen. Er beschloß endlich sich selbst zu helfen. Er füllte also das Glas mit Wasser aus dem Bache, rieb ein paar Ziegelstückchen, die sich zufällig daselbst fanden, eine Weile und mischte dieses Mehl unter das Wasser im Glase, wodurch das eine rothbraune Farbe erhielt und brachte dieses Getränke seiner kranken Frau. Kaum hatte diese nach Vorschrift regelmäßig einigemal davon eingenommen, als es zusehends mit ihr besser wurde und noch war keine Woche verlaufen, so konnte sie selber nach der Stadt gehen, um dem Doktor, welcher ihren Tod erwartet hatte, für die Genesung zu danken.

(Mündlich.)

16. Der kluge Doktor. Der Landmann liebt das Wunderbare und er wird von dem, was er nicht begreifen kann, stärker angezogen, als von der gründlichsten Gelehrsamkeit. Das wußte ein Doktor wohl, der gern eine recht tüchtige Praxis gehabt hätte, wenn es ihm auch an Wissen mangelte. Er kam also auf folgende List. Neben seiner Wohnstube befand sich ein Gemach, das nur durch eine dünne Bretterwand von jener geschieden war und doch einen besonderen Ausgang in's Freie hatte. Erschien ein Hülfesuchender mit dem damals üblichen Glase mit Wasser von dem Kranken, so huschte der Doktor in die Kammer, wo er jedes Wort aus dem Wohnzimmer vernehmen konnte und seine Frau sagte zu dem Gaste: „Mein Mann ist leider im Augenblick bei einem Patienten, allein er wird so lange nicht ausbleiben. Kommt herein und laßt Euch die Zeit nicht lang werden." Dann fragte sie nach dem Begehr und der Bauer erzählte natürlich harmlos seine ganze Geschichte, die nun der Doktor in seiner Kammer gleichfalls nach allen Umständen und Einzelheiten vernahm. Hatte er sich auf diese Weise vollkommen von dem, was er wissen wollte, unterrichtet, so erschien er mit Hut und Stock, als ob er so eben erst von seinem Gange zurückgekehrt sei, in der Wohnstube und ließ sich das mitgebrachte Wasser reichen. Dieses betrachtete er aufmerksam und nachdem er es genug geprüft, erzählte er dem Bauer die ganze Krankengeschichte, so wie er sie eben durch die Bretterwand vernommen. Wer mußte nun mehr erstaunen über solch unbegreifliche Sehergabe, der auch nicht das Geringste verborgen war, als der Bauer, der mit offenem Munde dem Doktor zuhörte. Von allen Orten und aus weiter Ferne strömten jetzt Hülfesuchende jeder Art ihm zu und wenn er auch die Wenigsten heilte, so schadete das seinem Ruf und seinem Geldbeutel nicht.

Seine Kunst blieb ihm unbestritten. — Kam auch einst Einer, dessen Sohn war in der Scheune von der Leiter gefallen und hatte sich arg beschädigt. Das Unglück war der Frau Doktorin der Länge und Breite nach berichtet worden und als nun der Herr Doktor erschien und das Wasser von dem Kranken beschaut hatte, sagte er natürlich: „Ach, Euer armer Junge ist in der Scheuer von der Leiter gefallen u. s. w.“ Ganz so, wie es der Bauer eben erzählt. Der Bauer war ein bischen ungläubig, trotz des Gehörten, oder er wollte dem Arzte etwas auf den Zahn fühlen. Darum sprach er: Können sie mir aber auch sagen, Herr Doktor, wieviel Sprossen von der Leiter mein Sohn herunter gefallen ist? — Das setzte den Wundermann etwas in Verlegenheit, denn das hatte der Bauer vorher nicht gemeldet. Doch mit dreister Miene rief er, nachdem er nochmals das Wasser gleichsam gefragt: „Dreizehn!“ — „Fehlgeschossen,“ entgegnete der Bauer, „es waren achtzehn Sprossen.“ — „Nun, hier im Glase stehen nur dreizehn Sprossen“ war des Doktors Antwort: „gewiß habt Ihr mir das Wasser von dem Kranken nicht alle mitgebracht.“ — — Das war in der That der Fall und so verließ denn der Bauer beschämt den klugen Doktor, dessen Ruhm er aufs Neue verkündete. (Mündlich).

17. Wie weit ist's bis zum nächsten Orte? Ein Bauer wollte einst von Nordshausen nach Elgershausen mit seinem Geschirre fahren, war aber noch nie dort gewesen und fragte deshalb eine Frau, die ihm begegnete, wie weit es bis zum nächsten Ort sei? — „Wenn Ihr jagt“, sagte das Weib, „braucht Ihr mindestens zwei bis drei Stunden, fahrt Ihr aber langsam, so könnt Ihr in einer Stunde dort sein.“ Das schien dem Bauer lächerlich, und da er keine schwere Ladung, auch ein paar muntere Pferde hatte, so nahm er sich vor, sich an das dumme Weibergeschwätz nicht zu kehren, sondern tüchtig drauf los zu traben und so noch viel eher als in einer Stunde nach Elgershausen zu kommen. Er hieb also brav auf seine Gäule und war dem Weibe bald aus den Augen. Doch als er eben rasch um die Ecke biegen wollte, ging der Nagel aus der Achse, der Wagen fiel um und er konnte noch von Glück sagen, daß das Rad nicht vollends zerbrochen oder sonst ein Unglück passirt war. Es kostete wohl eine halbe Stunde, bis er das Ding wieder in Ordnung gebracht hatte. Nun mußte die verlorene Zeit wieder eingebracht werden und der Bauer galoppirte jetzt noch schneller als vorhin. Er war schon den Berg hinauf, da bemerkte er, daß er seinen Sack mit Heu für die Pferde verloren hatte und diesen

konnte er doch durchaus nicht entbehren. So mußte er sich denn wohl oder übel entschließen den Berg wieder hinunter zu laufen und seinen verlorenen Sack wieder zu holen. Er hatte somit gerade zwei volle Stunden gebraucht, um im Trabe nach dem nächsten Dorfe zu kommen, das er recht gut in einer Stunde erreicht haben würde, wenn er langsam gefahren wäre, wie die Frau ihm sagte. (Mündlich).

18. Der betrogene Jude. Wer von Friedrichrode nach Kleinschmalkalden wandern will, der hat es durchaus nicht leicht, absonderlich an einem heißen Sommertage. Und hat er eine schwere Last zu tragen, so wird's ihm noch saurer und nicht umsonst heißt der Berg, den er zu ersteigen hat, die Kniebreche; denn die Knie scheinen einem fast vor Ermüdung zu brechen und die Füße fühlen es auch. Das wußte ein Jude wohl, der mit seinem gefüllten Packen in der Mitte des Juli von Friedrichrode nach Kleinschmalkalden mußte und war ihm schon lange angst vor diesem Wege. Du willst lieber eine Kleinigkeit nicht ansehen, dachte er, und da er just einen kräftigen Burschen fand, so fragte er diesen, was er haben wolle, wenn er ihm den Sack bis auf die Höhe trüge? „Einen halben Thaler sollst du mir geben," so lautete die Antwort. Das war freilich viel und mehr als der Jude erwartet hatte, mehr, als er in so kurzer Zeit verdienen konnte. Indessen, was hilfts, und einmal ist nicht immer! — Sie wurden also Handels einig und der Bursche schleppte richtig den Packen des Juden bis oben auf den Berg und erhielt dafür den bedungenen Lohn. — Hier oben im Schatten der Buchen war es so kühl und einladend, daß der Jude, der nun die mühevollere Strecke des Weges hinter sich, der Versuchung nicht widerstehen konnte ein wenig auszuruhen. Er legt daher seinen Packen hinter einen Busch, wirft sich neben diesen und ist in wenigen Minuten sanft entschlummert, während der Bursche nach seiner Heimath zurückkehrt. Die Stunden fliehen, schon dämmert der Abend herauf, da endlich erwacht der Jude und sieht mit Erschrecken wie lange er geschlafen. In voller Hast ergreift er seinen Bündel und ist schon den ganzen Berg wieder hinab gelaufen, ehe er seinen Irrthum gewahr wird. Denn anstatt nach Kleinschmalkalden zu gehen, wo er wohnte, ist er in der Bestürzung nach Friedrichrode wieder geeilt, das er am Mittag eben verlassen und von wo er seinen Sack für den halben Thaler durch den Burschen hatte tragen lassen. Es half nun kein Klagen und Jammern er mußte den steilen Berg zum zweitenmale herauf und zwar jetzt mit der ganzen schweren Bürde. (Mündlich).

19. Das grüne Kleid. Ein Mann von guter Familie und adligem Geschlechte war leider durch mancherlei Umstände zurückgekommen, wie das zuweilen geschehen mag, und hatte von dem vielen Reichthum kaum so viel übrig behalten, daß er sich nothdürftig noch einen Kammerdiener halten konnte. Auch seine Gewänder, die früher nach Dutzenden gezählt wurden, beschränkten sich jetzt auf einen einzigen Rock, ein grünes Kleid, welches ihm ein und alle Tage zum Anzug dienen mußte. Dennoch rief er an jedem Morgen, wenn er erwachte, seinem Diener und sagte: „Johann, was ist für Wetter draußen?" — Lautete etwa die Antwort: „Schönes Wetter, gnädiger Herr!" so sprach er: „Ei, dann bring mir das grüne Kleid!" Mußte dagegen der Kammerdiener berichten: „Schlechtes Wetter, gnädiger Herr!" Dann rief er gleichfalls: „Nun, so hol mir's grüne Kleid!" — (Mündlich).

20. Leider, tragen schöne Kleider. Einem Hausvater wurden in seiner Ehe anfangs lauter Töchter geboren und doch wünschte er sich sehnlichst einen Sohn. Bei jeder Geburt eines Mädchens sagte er darum: „Ach, leider, leider, wieder eine Tochter!" Endlich beschenkte ihn der Himmel mit einem Knaben, da rief er freudig aus: „Gottlob, gottlob, es ist ein Sohn!" — Dieser wurde nun sein Liebling, wurde gehätschelt und verzärtelt, lernte nichts und da ihm jeder Fehler nachgesehen ward, so wuchs er zu einem vollkommen unbrauchbaren und ungeschickten Menschen heran. Die Mädchen dagegen, zum Fleiß und zur Ordnung angehalten, bildeten sich zu braven tugendhaften Frauen heran, die von jedermann geliebt und geachtet wurden und ihr gutes Auskommen fanden. Da hieß es dann am Ende: „Leider, tragen schöne Kleider, aber Gottlob, der hat keinen Hut auf dem Kopf!" — (Mündlich).

21. Der Schleifstein. Der Schleifstein geht immer hin und her, einmal wie das andere Mal, gerade wie in einem schlechten Haushalte und darum ruft er bei jedem Herumdrehen: „He tauget nix und sä tauget nix! — (Mündlich).

22. Wie der Schneider macht. Der Schuhmacher sitzt bei seiner Arbeit, den Stiefel zwischen den Knien. Mühsam bohrt er mit der Pfriem in das harte Leder und wenn er mit beiden Händen den Pechdraht hindurchzieht, so macht er zornig: „Erbsen und Speck, die mag ich nicht! Erbsen und Speck, die mag ich nicht! — Und der Schmied holt aus der Esse das glühende Eisen, legt's auf

den Ambos und sowie er mit dem Hammer drauf losschlägt und diesen klingend niederfallen läßt, da lautet es wie die Frage: „Sinn se balde weich? sinn se balde weich?“ — Das hört der Schneider, schnell macht er seine Stiche und bei jedem raschen Durchziehen der Nadel vernimmt man die Worte: „Hätt' ich's, hätt' ich's! hätt' ich's“ — Drauf schiebt der Schreiner seinen Hobel über das Brett und mit jedem Stoße heißt es: „Da hoft' es, da hoft' es!“ —

(Mündlich).

23. Ein Wasunger Streich. Die Schwarzenbörner und Wasunger stehen beinahe auf derselben Stufe, was die Klugheit betrifft und genießen eines gleichen Rufes wie die Krähwinkler und Schoppenstädter. Kam eines Abends ein Fremder in das Wirthshaus von Wasungen, und da er ein munterer aufgeweckter Herr war, wurde nach dem Essen viel Kurzweil mit dem Wirthe getrieben von wegen der Wasunger Streiche. „Möchte einmal selbst einen erleben,“ sagt bei dem Schlafengehen der Fremde und stellt seine Stiefeln vor die Thür, damit sie der Hausbursche reinigen könne. Des andern Morgens findet der Fremde keine Pantoffeln unter dem Bette, aber auf seinen Wunsch werden ihm alsbald ein Paar gebracht, die ihm zudem so ausgezeichnet gut passen, als seien sie allein für ihn gemacht. Das freut ihn und der Kaffee mundet in den hübschen Pantoffeln noch besser. Nachdem dieser getrunken, wird es doch nachgerade Zeit, daß der Gast an das Ausgehen denkt oder an die Weiterreise und er schellt deshalb nach seinen Stiefeln. Der Kellner erscheint und bringt ihm solche. Allein wie er sie anziehen will, so sieht er daß es nur die Schäfte sind und die Füße von denselben abgeschnitten wurden. „Was Teufel soll denn das heißen?“ poltert der erzürnte und erstaunte Fremde. „Nun, ich meine, Sie wollten gern einmal einen Wasunger Streich sehen,“ antwortet der Kellner.

(Mündlich).

24. Die Katechesation. In Rehrenbach kamen einmal die Geistlichen der Classe zusammen, um Convent daselbst zu halten und der alte Oberförster im Dorfe war gleichfalls dazu geladen. Das heißt, nicht gerade zu dem Convent, sondern zu der festlichen Mahlzeit, die nach ihm stattfinden sollte und ohne welche sich überhaupt kein geistliches Convent denken läßt. Doch meinte er, es sei nicht unpassend, wenn er auch dem Gottesdienst beiwohne und somit ging der Oberförster in die Kirche. Nach den Reden und der Predigt, sowie den Fragen an die erwachsene Jugend vertheilten sich die

Pfarrer, um von dem Glauben der verſammelten Gemeinde Kenntniß zu erlangen und fragten Männer und Weiber. „Es wird doch nicht Einer auch zu dir kommen?“ denkt der alte Kauz, der auf der Empore in einem geſchloſſenen Gitterſtande ſitzt. Allein ehe er ſich verſieht, öffnet ſich die Thür, der Kopf eines Pfarrers erſcheint in derſelben und in der geiſtlichen Unterhaltung fortfahrend, fragt dieſer: „Glaubt er denn, mein Freund, daß alle Menſchen ſelig werden?“ Verdrießlich blickt der Oberförſter um, nickt mit dem Kopfe und ſagt ein kurzes: „Ja!“ — „Nicht übel,“ bemerkt der Fragende weiter, „wir hoffen es. Dennoch könnte es ſein, daß hie und da Einer ſich nicht bekehrte und Buße thäte. Wie ſoll's dann werden mit ihm?“ — Noch einmal kehrt der Oberförſter zum Pfarrer ſich hin und brummt: „Dann kann ich ihm nit gehelfen.“ (Mündlich)

25. Meine Piſſe. Lebte in Kirchditmold ſeiner Zeit ein alter Waidmann, der war ſein Lebtage nicht krank geweſen und jetzt hoch in die Achtzig. Dabei ſah er aus, wie ein Vierziger und war ſo rüſtig und munter wie Einer. Das ſchien ein Glück, welches Mancher ſich wünſchte und wurde neugierig zu erfahren, wie der Förſter es angefangen, daß er es ſo weit gebracht. Selbſt der Kurfürſt hätte es gern gewußt, denn der Gedanke an den Tod machte ihm bange, vornämlich weil er ſchon in hohem Alter ſtand und die Scheideſtunde nicht mehr fern ſein konnte. Ließ alſo anſpannen und fuhr eines Tages zu dem Alten hin, damit er ſeiner Sache gewiß werde. „Erzählt mir doch,“ ſo begann er leutſelig, wie Ihr's gemacht habt, daß Euch kein Gebreſte und Schwachheit überkam Euer Leben lang und daß Ihr noch friſch und kräftig ſeid in ſo hohen Jahren? Wie iſt Eure Gewohnheit und tägliche Lebensweiſe, ich möchte es gern erfahren?“ — „Das iſt leicht geſagt,“ antwortet dieſer, „denn ich weiche nicht leicht, von meinem Gebrauche ab und mache es einmal wie das anderemal.“ — „Nun alſo, wie lebtet Ihr?“ — „Ja, ſehen Sie, des Morgens, wenn ich aufſtehe, mache ich meine Piſſe an und iſt die ausgedampft, ſo trinke ich meinen Kaffee. Iſt der vorbei, dann mache ich wieder die Piſſe an und rauche bis zum Frühſtück. Nach dieſem mache ich meine Piſſe an und das geht ſofort bis zum Mittag. Und habe ich tüchtig gegeſſen, dann....“ — „Ei was Henker,“ unterbrach ihn hier der Fürſt, „dann mache ich meine Piſſe an? Nicht wahr? Er, mit ſeiner Piſſe.“ — Und unwillig ſprang er in ſeinen Wagen und fuhr davon. Denn ihm war nichts widriger als Tabak und ſein Lebtage hatte er keine Pfeife geraucht. (Mündlich).

26. Die Erzväter. Jenem Kirchenältesten zu Grosenritte wäre es fast eben so gegangen, denn er konnte sich, was Wohlsein und Rührigkeit betraf, mit dem Förster von Kirchditmold messen und war auch sonst ein sehr respektabler und geachteter Mann. Der Herr Superintendent von Cassel hatte ihn gleichfalls gern. Traf es sich einst, daß Beide in der Pfarre zusammen kamen und erstaunt von dem guten Aussehen des Mannes fragte der Superintendent, wie er lebe und wie alt er sei? „Ich zähle zwei und neunzig," war die Antwort, esse, was Gott bescheert und meine Kinder mir auf den Tisch bringen, außerdem trinke ich täglich mein Schnäpschen." Dem geistlichen Würdenträger gefiel die Antwort wohl, doch konnte er es nicht unterlassen wegen des „Schnäpschens" dem Kirchenältesten einige Bemerkungen zu machen. „Die Patriarchen," sagte er unter Anderem, „haben doch, wie wir aus der Schrift wissen, niemals Branntwein getrunken und ein Alter erreicht, von dem sich jetzt keine Beispiele mehr finden." „Herr Superintendent," unterbrach hier der Kirchenälteste die salbungsvolle Rede, „hätten die Erzväter täglich ein Schnäpschen getrunken: ich bin fest überzeugt, sie lebten heute noch."
(Mündlich).

27. Die gebratene Gans. An einem Festtage hatte eine arme Familie, die sonst wenig Leckerbissen der Art auf dem Tische sah, sich Abends eine Gans gebraten und die Kinder waren so begeistert und beglückt von dem Gedanken an das fette Thier und den köstlichen Geruch, den es verbreitete, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, wo man es verzehren würde. Jetzt dampfte es auf der Schüssel, auch waren sie Alle beisammen, nur die Mutter fehlte noch, weil sie ein Geschäft in der Küche zurück hielt. So mußte man noch ein Weilchen sich gedulden und die Kinder jubelten und sprangen um den Tisch, machten aber einen solchen Spektakel, daß der Vater endlich unwillig darüber ward, die Gans mit der Schüssel angriff und sie mit der Drohung zum Fenster hinaushielt: „Da Ihr denn so begierig nach dem Braten seid, so soll ihn auch der Teufel holen und Ihr keinen Bissen davon erhalten." — Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als sein Wunsch in diesem Augenblick wirklich in Erfüllung ging. Denn er hatte nur die leere Schüssel noch in der Hand, die gebratene Gans war von einem Spitzbuben, der just unter dem Fenster stand, rasch entwendet und geraubt worden. Ob die Kinder hungrig sind zu Bett gegangen an diesem Abend, weiß ich nicht?
(Mündlich).

28. Vom Singen. Gegen einen Unbekannten soll man ja recht vorsichtig und höflich sein und ihn lieber für mehr halten, als für weniger. Besonders wenn man selbst nur ein armer Dorfschulmeister ist, der selten in die Stadt und zu vornehmen Leuten kommt. Man sieht's manchmal dem Fremden gar nicht an, was für einen Titel und welch' hohes Amt er bekleidet.

Einst machte ein Consistorialrath und Professor, ein gar trefflicher und gelehrter Mann, dessen Andenken in der Universitätsstadt noch immer in hoher Achtung steht, eine kleine Reise zu Fuß, des vielen Sitzens und Studirens wegen. Auch hatte er nur einen gewöhnlichen schlichten Rock angethan, nicht wegen des Studirens, sondern wegen der Sonnenhitze und weil er dachte, was ich bin, das bin ich doch; überdem muß ein Gelehrter und ein Geistlicher am allerwenigsten mit schönen Kleidern prunken. Die Meisten können's auch nicht und kommen so nicht in Versuchung.

Der Zufall wollte, daß denselben Weg, den der Consistorialrath wandelte, auch an dem Morgen ein Schullehrer vom nächsten Dorfe ging. Wie der den Mann im grauen Rock, schwarzen Beinkleidern und mit dem schlicht gekämmten Haar erblickt, denkt er froh, ohne Zweifel ist das ein College, mit dem kannst du dir auf angenehme Weise den Weg verkürzen und ihm noch obendrein etwas auf den Zahn fühlen. Und flugs ist er bei dem Consistorialrath, bietet ihm herzhaft einen guten Tag oder guten Morgen und wie schön es sei, daß sie beide, die doch desselben Berufs und Amtes seien, sich hier träfen. —

Der gelehrte Mann aus der Stadt, wie denn das so seine Art war, ist auch gar nicht unwillig über des Schulmeisters Anrede. Dankt freundlich und drückt dem offenherzigen Herrn Amtsbruder sogar die Hand, was Mancher nicht gethan, so daß bei diesem der letzte Zweifel schwindet und er kaum das leichte Lächeln bemerkt, welches hin und wieder um die Lippen des Fremdlings spielt, als der Schulmeister nun ungesäumt mit dem Examen beginnt. Es wird etwas Verlegenheit sein, denkt er, wie sie wohl der jüngere College dem älteren gegenüber gemeiniglich empfindet. Doch brauchst du ihn deshalb nicht zu schonen. Rom ist auch nicht an Einem Tage erbaut und die Praxis lernt man nicht auf der Schule. — Darum wird er mit seinen Fragen, Erörterungen und Belehrungen immer dringender. Kommt von dem Allgemeinen auf das Besondere, spricht über das Lesen, Schreiben und Rechnen, sowie die beste Manier es den Kindern beizubringen, fragt nach Pestalozzi, Dinter und Hochow und den Werken, die sie geschrieben. Der Herr Consistorialrath gibt auf Alles einen

bescheidenen doch gründlichen Bericht und die Freude des Schulmeisters vom Dorfe über den so tüchtigen Collegen wächst mit jeder Antwort, so daß er sich endlich nicht enthalten kann, ihm seinen Beifall darüber offen auszusprechen. „In Wahrheit," ruft er aus, „Sie haben gut bestanden. Und wiewohl ich erwartete, Sie noch über Vieles belehren zu können, habe ich sogar Manches noch von Ihnen gelernt. Aber Eins ist noch zurück, und bevor ich Sie nicht auch in diesem geprüft und wacker befunden, kann ich Sie für keinen ordentlichen Schulmeister erklären. Zwar weiß ich, daß dies Eine von Vielen gering geachtet wird. Nichts desto weniger kann ich Ihnen aus vieljähriger Amtserfahrung sagen, daß es ein Hauptstück ist, welches den Lehrer nicht allein bei der Schule, sondern auch bei der ganzen Gemeinde hochstellt, wenn er es tüchtig versteht, da es sowohl in der Woche wie am Sonntage seine ganze Kraft in Anspruch nimmt. Und das ist das Singen. — Sind Sie auch hierin gut beschlagen, Herr Amtsbruder?" —

Wieder schwebte um den Mund des Consistorialrathes das eigenthümliche Lächeln und er gestand nach kurzem Bedenken, daß das Singen eben seine Sache nicht sei. Er habe keine besondere Stimme, auch mangele es ihm an Uebung, meinte er.

„Thut nichts, lieber College," entgegnete eifrig der Schulmeister; „Naturgaben sind zwar nicht zu verachten und Uebung thut auch viel. Allein die Methode ist es, Freund die Methode. Mit ihr schwindet manches Hinderniß und ist sie nur gut, so ist schon viel gewonnen. Auch kommt es mir besonders darauf an, diese bei Ihnen jetzt zu prüfen. Sie haben so manchen schönen Beweis von Denkkraft und Ueberlegung mir gegeben, daß ich nicht zweifle, Sie haben auch hier den richtigen Weg eingeschlagen. Stimmen sie also nur einmal ein Lied an. — Wie? — Sie wollen nicht? — Vor mir brauchen Sie sich nicht zu scheuen. Darum Muth College. Nehmen Sie eine leichte Melodie, etwa die 48te. Ich helfe Ihnen und falle dann mit ein. Fangen Sie nur an." — —

Trotz alles freundlichen Zuredens aber kam kein Ton aus dem Munde des vermeintlichen Collegen. Vielmehr erklärte derselbe bei einer Biegung des Wegs, daß sie sich trennen müßten und leider die angenehme Unterhaltung nicht länger fortsetzen könnten. Zum Abschied drückten sich beide noch einmal herzlich die Hand und gingen von einander. Der Fremde im grauen Rock verschwand bald hinter den Bäumen und der Schulmeister wandte sich der Heimath zu, noch oft nach dem Collegen umschauend und bedauernd, daß so selten alle Gaben zusammen gefunden werden auf Erden. „Schöne Kenntnisse,"

murmelte er, recht vielen Eifer, recht gute Ansichten. Aber — aber, daß auch nicht einmal die Achtundvierzigste ging, wie schade! — Verdirbt sich am Ende mit dem Einen seine ganze Wirksamkeit." —

Selbst zu Hause und die ganze Woche hindurch konnte er diesen Gedanken nicht los werden; und als er am nächsten Montage zur Stadt pilgerte, um zwar nicht ohne Beklemmung, doch auch im freudigen Hinblick auf sein bisheriges Wirken und mit guten Zeugnissen seines Pfarres in der Tasche, sich um eine einträglichere Stelle zu bewerben, die gerade erledigt war; so erinnerte er sich wieder recht lebhaft an das gehabte Ereigniß. Könnten wir heute gleichfalls zusammen gehen, oder hätten wir damals nicht so plötzlich scheiden müssen, dachte er; wer weiß, ob der College nicht gesungen, oder du ihm mit deiner Methode nicht hättest unter die Arme greifen können?

Unter solchen Betrachtungen steht der Schulmeister unvermerkt vor dem Hause des Herrn Consistorialrathes, des Mannes, von dem heute sein ganzes Schicksal abhängt und seine Beklommenheit wächst. Noch einmal werden die Schuhe gereinigt, die Nase geputzt und nach der Bittschrift mit den Zeugnissen in der Tasche gefühlt, ob denn auch Alles in Ordnung ist. Dann gehts die Treppe hinauf und zitternd pochen die Finger an die Thür des Hochgebietenden. Jetzt tritt er ins Zimmer und vom tiefen Bückling schwindelig flimmert es ihm dergestalt vor den Augen, daß er keinen Gegenstand unterscheiden, noch viel weniger den nie zuvor gesehenen Herrn Consistorialrath genau betrachten kann. Beim ungewissen Nebel, der ihn umstort, gewahrt er nur, wie dieser aufsteht und ihm entgegentritt und selbst dieses vermehrt seine Angst und er macht den zweiten noch tieferen Kratzfuß. Allein wer beschreibt seine Ueberraschung, als die Stimme des Bekannten von neulich ihm fröhlich lachend entgegenruft: „Nun, lieber Herr College, was suchen sie bei mir?" — Der Schulmeister traut seinen Ohren nicht, blickt auf, besinnt sich und will vor Schrecken in die Erde sinken; denn der Genosse, dem er die Hand gereicht, dem er auf den Zahn gefühlt, den er mit Gewalt fast zum Singen getrieben und — der Herr Consistorialrath, wie er leibhaftig vor ihm steht, ist ein und dieselbe Person! — „O, ich Armer!" stöhnt der Schulmeister und aufs Neue vergehen ihm die Sinne. Doch die Hand, die ihn neulich beim Abschiede freundlich gefaßt, ergreift ihn auch jetzt und führt ihn zum Stuhl. „Wollen Sie etwas? Wünschen Sie etwas von mir? Erholen Sie sich doch und nehmen Sie sich Zeit!" spricht mit Sanftmuth diese Stimme. — „Ich — ich wollte mich zu einer besseren Stelle melden. — Aber — jetzt ist meine ganze Hoffnung dahin!" keucht der Schulmeister endlich.

„Und warum?“ lautet die Antwort. „Habe ich Sie nicht als einen tüchtigen Meister Ihres Faches kennen gelernt, als Sie mich für einen jüngeren Collegen hielten?“ — „Ja, aber ich! — daß ich auch so dumm sein konnte. . .! „Ihr Irrthum war so groß nicht,“ tröstet der Consistorialrath. „Bin ich doch auch ein Lehrer, wenn auch nicht an einer Dorfschule. Männer aber wie Sie können wir immer brauchen. Darum sagen Sie mir offen Ihr Anliegen. Ist es einigermaßen billig, wie ich nicht anders glaube, so ist es Ihnen im voraus gewährt.“ — — Und so geschah es auch. Der glückliche Schulmeister brachte die Ernennung zu der gewünschten Stelle seiner harrenden Familie gleich mit nach Hause und pries gar oft noch den würdigen Herrn Consistorialrath, der zwar nicht besonders singe, allein, was noch besser sei, mild und freundlich, gerecht und leutselig wäre und einem armen Manne nicht eine Unbesonnenheit entgelten laße, die er aus Versehen gethan. (Mündlich).

---

29. Adieu, Herr Pfarrer. In einer kleinen Dorfkirche hatte sich gegen Abend ein auffallendes und beunruhigendes Geräusch vernehmen lassen. Um Mitternacht indeß wurde das Rumoren und Poltern so arg, daß es den Schulmeister nicht länger schlafen ließ. Er machte sich also von seinem Lager auf und ging zum Pfarrer, um diesem die Geschichte anzuzeigen. „So wollen wir nachsehen,“ sagte der muthige Seelenhirte, „und der Sache schon auf den Grund kommen.“ Damit warf er seinen Mantel über und Beide wanderten nun dem bedrohten Gotteshause zu. Gar deutlich hörten sie jetzt ein Toben, wie es an solcher Stätte sein Lebtage nicht gehört ward und durch die stille Nacht noch schauerlicher klang. Bald sauste es wie ein Sturmwind und bald schlug es prasselnd wider die Bänke und Sitze und nach einem kurzen Schweigen hob es immer von Neuem und schrecklicher an, daß den Zuhörern ein eiskalter Schweiß über den Rücken lief und die Schlüssel in den Händen des Küsters klapperten. „Schließen Sie auf,“ gebot der Pfarrer und alle seine Kraft zusammen nehmend, that dieser wie ihm geheißen. „Oeffnen Sie jetzt und treten sie ein!“ so lautete die weitere Vorschrift. Allein kaum hatte der Schulmeister die Pforte geöffnet und wollte eben dem Herrn Pfarrer bemerken, es zieme sich diesem voranzugehen, er werde dann folgen; da fuhr es mit furchtbarem Gepraßel dem Armen zwischen die Beine, hob ihn vom Boden und dahin ging's im sausenden Galopp. Der Schulmeister, der in dem festen Glauben war, daß nur der Böse solche Tücke auszuüben vermöge, rief: „Adieu, Herr Pfarrer mich hat der Teufel!“ und sank mit diesen Worten halbtodt

in das Gras. — Nun zeigte es sich, daß während des Abendläutens unbemerkt eine Sau in das Kirchlein gerathen war, den grausamen Spektakel verführt und den Küster auf ihrem Rücken mit fortgenommen hatte. Diesmal wenigstens war es der Teufel nicht gewesen.
(Mündlich).

---

30. Die Kartoffelsuppe. „Liebe Frau", sagte Se. Excellenz der Herr General von Riedesel, „es ist just meine Mode nicht, über das Essen zu mäkeln, besonders wenn Gäste dabei sind. Auch war die Suppe gut und der Braten nicht schlecht; aber das Gemüse — ich meine doch, das hätte können besser sein. Ich habe einmal in Amerika eine Kartoffelsuppe gegessen: in meinem Leben hat mir nichts so köstlich geschmeckt! Die hatte mein Bursche, der alte Peter, gekocht, dem man es gar nicht ansieht, daß er ein solcher Meister ist." — Die Frau Generalin ist eine verständige Frau und hat ein treffliches Gemüth; auch lernt sie gern immer noch mehr, was nicht alle thun. „Wenn's der alte Peter gethan hat," spricht sie, „lieber Mann, so denke ich's auch zu können: Es kommt nur darauf an, daß er mich es lehrt." — „Wirklich" ist die Antwort. „Nun, so soll er's auch." — Und keine fünf Minuten sind vergangen, so steht der alte Stelzfuß in der Stube vor allen Gästen und vor seiner Herrschaft. Denn er erhält das Gnadenbrod im Hause, als ein treuer Knecht und braver Krieger. „Peter," ruft der General, „weißt du noch, wie gut deine Kartoffelsuppe war?" Peter schmunzelt und nickt mit dem grauen Kopfe. Doch der General fährt fort: „Nun sag einmal ganz genau, wie du sie damals kochtest? ich möchte noch einmal solche Suppe essen, ehe ich sterbe." — Doch Peter schmunzelt nicht mehr, er schüttelt ängstlich mit dem Haupte, und aus seinem Munde will kein einziges Wort. — „Willst du wohl sprechen, alter Kauz! Du hörst ja, daß wir Alle und besonders meine Frau begierig sind, es zu erfahren." Allein der Krieger ist noch immer stumm. — „Sag's, ich befehl es dir, ruft jetzt der Herr! Da muß er schon gehorchen. „A' Gnaden" stottert Peter, wir hatten dazumal in acht Tagen nichts Warmes gegessen und's Fleisch war uns nicht in den Zähnen hängen geblieben, aber von den Knochen war es uns gefallen. Ich mußte jeden Morgen mein Degenkoppel um ein Loch enger schnallen." — „Recht, recht, Peter, so war's. Aber wie war's mit den Kartoffeln?" ruft der General. — „Die hatt' ich zufällig irgendwo aufgedruselt, A' Gnaden. — „Alter Narr, was geht's mich an, wo du sie her hattest? Ich will nur wissen, wie du sie kochtest?" — „Bedenken A' Gnaden, daß es im

Felde war, im Kriege, wo fünf gerade iſt." — „Ich weiß es ſchon und niemals hat mir ein Gericht beſſer gemundet. Sag, wie kochteſt du die Suppe?" — „Nun, wenn A' Gnaden es durchaus befehlen. Aber ich ſag's noch einmal, ſeit einer Woche hatten wir nichts gehabt, als Regen und Hunger und etwas naſſes Stroh zum Lager. Meinen Feldkeſſel wunderte es ordentlich, wie ich ihn zum Feuer ſetzte. Womit ſalzeſt du nun? dachte ich, als die Kartoffeln anfingen weich zu werden. Und ſo ſchüttete ich eine Handvoll Schießpulver daran. Aber wie ſchmelzeſt du jetzt deine Suppe, dachte ich wieder? Doch da war nichts zu finden, was ich hätte brauchen können. Endlich fiel mir ein, daß ich noch ein Stümpchen Talglicht übrig hatte, womit ich meinen Zopf gewöhnlich wichſte, wenn's zur Parade ging. Mag der Zopf auch einmal nicht ordonnanzmäßig ſein, ſprach ich zu mir, und warf damit das Endchen Talglicht zu den Kartoffeln, die nun bald gar waren." — „Alle Teufel," zürnte der General. „Ich laſſe dich eine Woche krumm ſchließen. Poz Schießpulver und Talglicht!" — „Ja ſehen, A' Gnaden! Es war halt im Kriege und wir hatten lange nichts Warmes. (Mündlich).

31. Geh' Eſel. Demſelben General von Riedeſel, dem die Kartoffelſuppe ſo vortrefflich ſchmeckte, paſſirte es in dem amerikaniſchen Feldzuge, daß er trotz allen Heldenmuthes und aller Tapferkeit in Gefangenſchaft gerieth und nebſt einem anſehlichen Theile ſeines Regimentes fortgeführt wurde. Das war nun ein gar trauriger Marſch zu Fuß durch die Sümpfe und Steppen des großen Welttheils und wahrhaftig nicht zum Lachen, beſonders wenn man die Folgen erwägte. Dennoch geſchah es, daß beim Umdrehen der General bemerkte, wie ſein Hintermann, ein ſchnurrbärtiger Feldwebel, die Mundwinkel verzog und in den Bart kicherte. „Was ſoll das!" ſchnauzte Riedeſel ihn an. „Ich glaube gar, du biſt im Stande bei unſerm Elend noch zu ſcherzen. Gleich ſag's weshalb du lachſt? — „Es kam mir gerade ſo was in den Kopf," entgegnete der Burſche, nachdem es ihm gelungen war ſeine Heiterkeit zu bemeiſtern. „Und was war das?" fragte der General. „Ja, ſehen's A' Gnaden! Sie heißen wohl Riedeſel und doch heißt es jetzt: Geh' Eſel!

(Mündlich).

32. Die Mühle zu Altersbach. In waſſerarmer Gegend im Kreiſe Schmalkalden liegt das Dörfchen Altersbach, deſſen Mühle, der Sage nach das älteſte Haus im Dorfe, wegen Waſſermangel im Sommer ſtille ſteht. Die Mühle hat nur einen

Mühlgang, der Volkswitz legt ihr aber drei Gänge bei: einen nach Waſſer, einen nach Korn und einen nach Brod. (Heſſ. Jahrb. S. 252).

33. Das Dorf Rechtebach. Von dem Dorfe Rechtebach bei Waldkappel wird erzählt, daß es gerade in der Mitte der Welt läge. Die Einwohner von Rechtebach heißen bei ihren Nachbarn die „Kalendermacher" und ein rund eingefaßter Brunnen im Dorfe wird das „Rechtebacher Dintenfaß" genannt, aus welchem die Rechtebacher die Kalender geſchrieben haben ſollen. (Ebendaſ. S. 250).

Einſt wurde in der Kirche zu Rechtebach ein Lied mit einer ſehr hohen Note geſungen. Im Anfang geht Alles gut, als aber die hohe Note kommt, da verſtummt die ganze Gemeinde. Einer iſt jedoch ſo klug die Lücke mit Pfeifen auszufüllen und nachdem er die hohe Note gepfiffen, fällt die Verſammlung zur rechten Zeit ein. Seit der Zeit ſagt man, Rechtebach habe eine Orgel und eine Pfeife. (Vättenhauſen, mündlich).

34. Die Frau Landgräfin. Bekanntlich ſind auf allen Univerſitäten milde Stiftungen, woraus arme Studirende nicht nur Unterſtützungen erhalten, ſondern als Stipendiaten Unterricht, Koſt und Logis unentgeltlich bekommen. Ein Schulmeiſter in der Nähe von Marburg hatte ſeinen Sohn zum Studiren beſtimmt und es erlangt, daß er unter die Zahl der Stipendiaten aufgenommen wurde, weil er ihm ſelbſt nicht viel ſchicken konnte. Da nun dieſe, wie geſagt, nicht nur freie Collegien haben, ſondern auch für Eſſen und Trinken, ſowie für eine Wohnung nicht zu ſorgen brauchen, können und ſollen ſie ſich um ſo mehr der Wiſſenſchaft befleißigen. Nachdem das Söhnlein eine Zeit lang in Marburg gelebt, trieb es den Vater an, ſich perſönlich nach deſſen Befinden zu erkundigen und er langte auch wirklich in der Muſenſtadt an zur großen Freude der übrigen Studenten, welche mit dem Pädagogen vom Dorfe ihren Kurzweil hatten und ihm allerhand aufbinden wollten. Unter Anderem redeten ſie ihm ein, wie das Studiren den Magen beſonders angreife und wie man, um nicht ganz ſchwach und hinfällig zu werden, häufig zur Flaſche ſeine Zuflucht nehmen müſſe. Und das ſei das einzige, ſagten ſie, was ſie an ſeinem Sohne auszuſetzen hätten, daß er nämlich zu mäßig lebe und das Wirthshaus zu ſelten beſuche. Er ſolle und werde ſelber bald erfahren, welche traurige Folgen das habe. — Aber, entgegnete der Schulmeiſter, bekommt er denn nicht Alles, was er bedarf und ihm zum Studiren nöthig iſt? — Ja, meinten die Burſche, bekommen ſoll er's wohl, allein in Wahrheit

ist es nicht der Fall. Und anstatt daß die Stipendiaten wenigstens satt werden, mästen sich die Herren täglich mehr und werden immer fetter, welche darüber gesetzt sind, daß jene keinen Hunger leiden sollen. Es wäre sehr heilsam, wenn endlich dem Unwesen gesteuert und die Sache vor die rechte Schmiede gebracht würde. — „Und wie wäre das anzufangen?“ fragte der Alte, der wirklich fand, daß sein Kind etwas blässer geworden sei. „Nichts leichter als das,“ antworteten jene, „und ihr seid gerade zur rechten Stunde gekommen.“ Auf sein Drängen wurde ihm dann berichtet, die Frau Landgräfin sei im Augenblick zum Besuche in der Stadt und wenn er sich an diese wende und sein Gesuch ordentlich anbringe, so könne es nicht fehlen, daß eine bessere Ordnung eintrete. — Der besorgte Vater war bald zu diesem Wagniß überredet und es galt nur, die Frau Landgräfin nach Marburg zu bringen, denn was sie von der Anwesenheit derselben gefabelt hatten, war pure Erdichtung.

Man mußte den begonnenen Scherz weiter treiben und so wurde denn ein Studio unter eine Haube und in einen seidnen Rock gesteckt, den man sich zu verschaffen wußte, um die Frau Landgräfin vorzustellen, während ein paar Andere, auf ähnliche Weise aufgeputzt, ihren Hofstaat bildeten. Jetzt führte man den Schulmeister in das Zimmer und dieser zögerte auch nicht die Beschwerden der Stipendiaten wegen unzureichender Verpflegung in eindringlichen Worten zu schildern. Namentlich betonte er, daß man ihnen doch nicht die „gebornten Bonn“ (gebrannte Bohnen) entziehen möge, da ein junger Mensch wohl Vieles, aber nicht den Kaffee entbehren könne und sein Sohn diesen von Haus aus gewohnt sei. — Die Frau Landgräfin hörte seine Rede an und gewährte zuletzt huldvoll seine Bitte wegen der „gebornten Bonn.“ Ob dies nun auch wirklich geschehen, wird nicht berichtet; der arme Schulmeister aber wanderte anderen Tages viel ruhiger dem heimathlichen Dorfe zu. (Mündlich).

35. Die Schüttekuchen. Früher mußten auf allen Dörfern Niederhessens in jedem Hause am Sonnabend zum Nachtessen sogenannte Schüttekuchen gebacken werden und ich hätt's keiner Hausfrau, der ihr guter Ruf lieb war, rathen wollen es zu versäumen. Jetzt ist's abgekommen wie so Vieles, das bei unsern Vätern Sitte war. Im Dorfe Empfershausen hatte aber eine Bäuerin am Sonnabend einmal keine Schüttekuchen gebacken und der Knecht zog deshalb am folgenden Morgen wie gewöhnlich an den Acker. Da rief ihm sein Herr zu: „Was machst du da, weißt du nicht, daß es heute Sonntag

iſt?“ — „Nein,“ ſagte der Knecht, „es kann unmöglich Sonntag ſein.“ Wir haben ja geſtern Abend keine Schüttekuchen gegeſſen. — (Mündlich).

---

36. Niſcht. Kommt in Brotterode jemand in ein Haus, ſo iſt meiſt die erſte Frage an ihn: „Was bringſt du denn?“ — „Niſcht (nichts),“ lautet die Antwort. „Nun,“ ſagt jener wieder, dann leg's auf die Bank und wenn du heim gehſt, ſo nimm es wieder mit.“ — (Mündlich).

37. Das Hirn. Die Schmalkalder Wurſt iſt weit und breit berühmt wegen ihrer Vortrefflichkeit, auch wird ſie wirklich mit großer Sorgfalt und Kunſt zubereitet und der Mann der eine ordentliche Wurſt machen will, muß ſein Handwerk verſtehen, was nicht an Einem Tage gelernt werden kann. Neben der Reinlichkeit, die in Schmalkalden zu Hauſe iſt, wird das Fleiſch zur Wurſt nicht gehackt, ſondern mit dem Wiegemeſſer ſehr fein und gleichmäßig gewackelt, wie man es nennt, und ſie heißen deshalb auch die „Wurſtwackeler.“ Hatte einſt Einer bei einem tüchtigen Meiſter ſo lange gearbeitet, um es nun endlich auf ſeine eigne Hand zu unternehmen. Es gerieth auch Alles ganz vortrefflich, nur wurde man als man ſchon beinahe fertig war, erſt inne, daß der Metzger das Hirn des Schweines vergeſſen hatte wie gewöhnlich unter die Wurſt zu thun. Es ſtand in einem Näpfchen auf dem Kammbrett und die Hausfrau meinte: „Es iſt nichts daran verloren, ich brate das Hirn meinem Manne einmal beſonders zum Nachteſſen als etwas Delikates.“ — „Es ärgert mich aber doch,“ rief der Metzger, „daß es verſäumt worden iſt.“ — Und gerade als der Meiſter, bei dem der Metzger in der Lehre geſtanden, unter dem Fenſter vorüberging: vernahm er dieſe Worte. Man hatte dieſen nämlich aus Anhänglichkeit wenigſtens zur Wurſtſuppe geladen, wenn er diesmal auch nicht geſchlachtet. Er erſchien alſo pünktlich, lobte wohl die ganze Arbeit beim Schlachten, ließ ſich aber nicht merken, daß er den Ausruf wegen des Hirns vernommen. Als nun die Suppe fröhlich verzehrt und die verſchiedenen Proben der Würſte auf den Tiſch kamen, um verſpeiſt zu werden, wurde der Meiſter um ſein Urtheil über dieſe befragt. Er prüfte lange und bedächtig, nahm eine ſehr wichtige Miene an und ſagte endlich: „Die Würſte ſind alle recht gut, doch wenn ich es offen ausſprechen darf, ſo ſcheint es mir und ich täuſche mich nicht leicht, als ob man das Hirn vergeſſen habe.“ — Das erfüllte die Zuhörer mit einem großen Reſpekt vor dem Meiſter. (Mündlich).

---

38. Das Wurſtmaaß. Wo lebte wohl die Hausfrau, die nicht lieber viele und recht große Würſte in die Vorrathskammer einbrächte, als kurze und dünne. Nun hängt aber leider die Menge und der Umfang der Würſte nicht von dem Willen des Metzgers oder der Hausfrau, ſondern von der Größe und dem Gehalt des Schweines ab. Dennoch wird ſelten beim Schlachten folgender Scherz vergeſſen. Der Metzger ſucht ſich wenn's ſo weit iſt, die Magd oder ſonſt einen von der Geſellſchaft aus, der nicht gerade das Pulver erfunden hat, und ſpricht: „Potz tauſend, da habe ich doch mein Wurſtmaaß vergeſſen! Geſchwind, Cathrinlies, oder wie es ſonſt heißt, geſchwind lauf mal auf den Dörn'ſchen Boden (die Gothaiſche, Thüringiſche Seite von Kleinſchmalkalden) zum Chriſtoph und laß dir raſch das Wurſtmaaß geben!" — Die ſo Angeredete ſpringt natürlich gleich hin, denn der Weg iſt ziemlich weit und an einem Schlachttage bleibt Einem nicht viel Zeit übrig. Allein wie bald ſie auch beim Chriſtoph angelangt ſein mag, dieſer ſpricht zu ihr unter großem Bedauern, er habe leider im Augenblick das Wurſtmaaß verliehen und zwar ganz oben am andern Ende des Dorfes. Müſſe ſie es haben, ſo bleibe nichts übrig, als daß ſie dahin eile. So macht ſich denn die Cathrinlies dahin auf und kommt ſie jetzt athemlos auch zu dieſem Hauſe, wird ihr ein ganz ähnlicher Beſcheid. Denn das iſt eben die Hauptſache, daß die Geſoppte immer wieder zu einem Andern geſchickt wird, bis ſie zuletzt das Ding müde wird oder einſieht, wie es damit gemeint iſt. (Mündlich).

39. Die Morchelbrille. Eine ganz ähnliche Bewandniß hat es mit dieſem Spaß. In den dichten Wäldern um Kleinſchmalkalden, beſonders auf alten Kohlſtätten findet ſich im Frühjahr die ſo beliebte und von Feinſchmeckern geſuchte Morchel, welche auch oft gut bezahlt wird. Nur iſt's ſchlimm, daß ſie nicht leicht zu finden iſt, da dieſer Schwamm gleich der Trüffel meiſt unter der Erde wächſt. Man muß recht aufmerkſam und mit der Sache vertraut ſein, wenn man ſie entdecken will, dennoch gelingt es nicht immer. Aergert ſich nun Einer, daß er keine Morcheln entdeckte, oder fragt er: Wie lange ich es an, daß ich welche finde? ſo wird ihm entgegnet: „Du mußt dir eine Morchelbrille verſchaffen, damit ſieht man ſie ſchon aus weiter Ferne." Und wird er immer begieriger nach dieſer ſo nützlichen Brille, dann ſchickt man ihn wie beim Wurſtmaaß von Einem zum Andern und bedauert es ſehr, daß man das Ding gerade verliehen habe. (Mündlich).

40. Der gefährliche Posten. Ein Bursche von Herrenbreitungen wurde in der westphälischen Zeit mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt, obgleich er viel lieber zu Hause geblieben wäre und nicht den mindesten persönlichen Muth noch die Sucht nach Ruhm und Auszeichnung in sich verspürte. Es half aber Alles nichts, er mußte mit in den Krieg und als er einst am Abend vor der Schlacht Wache stehen sollte, ermahnte ihn sein Hauptmann ernstlich und sprach: „daß du mir ja auf der Hut bist und bei der geringsten Veranlassung mir Anzeige machst. Denn es ist ein gefährlicher Posten, auf dem du jetzt stehst.“ — „Ach Gott, Herr Hauptmann,“ erwiderte der Herrenbreitunger, „wenn's ein gefährlicher Posten ist, so stellt doch lieber einen Anderen hin.“ (Mündlich).

41. Himmelgrün. Eine wohlhabende Frau in Brotterode wollte ihr Haus neu anstreichen lassen, nur war sie noch nicht mit sich einig, welche Farbe sie dazu wählen solle? Roth war ein bischen theuer, gelb schon viele Häuser im Orte und blau gefiel ihr offen gestanden nicht. Sie überlegte darum mit ihrer Tochter, die in Gotha erzogen, und einigen Anspruch auf Bildung machen durfte, hin und her. Endlich sagte das Mädchen: „Mutter jetzt weiß ichs. Wir streichen unser Haus himmelgrün an.“ (Mündlich).

42. Der alte Kater. Zwei Weiber von Elmshagen wanderten an einem Markttage nach der Stadt. Im Laufe des Gesprächs sagte die Eine: „Aber hört, Gevatterin, wie kommt es denn, daß Ihr Euer ganzes Zwetschenmuß verkauft, essen denn die Kinder und der Mann nicht gern davon?“ — „O nein!“ lautete die Antwort, „wir hätten es gern selber behalten, allein gerade als das Muß im stärksten Kochen war, sprang unser alter Kater in den Kessel und kam elendiglich darin um. So will ich's denn lieber nach der Stadt bringen.“ (Mündlich).

43. Der Schnapsbruder. Einmal hatte eine Frau einen Mann geheirathet, der sonst recht brav und gut war, jedoch einen einzigen Fehler besaß. Er konnte nämlich nicht leicht an einem Wirthshaus vorübergehen, und wenn er auch noch so fest versprach, es nicht zu thun, von seiner Gewohnheit immer wieder hingerissen wurde. Der eine Fehler verdarb den ganzen Mann und das ganze Glück des Hauses, so daß die Frau ernstlich auf ein Mittel sann, um den Schnapsbruder zu heilen. Eines Tages hatte er wieder so

tief in's Glas geguckt, daß er wohl noch nach Hause taumeln konnte, gleich darauf aber in einen tiefen Schlaf verfiel. Diesen Augenblick benutzte die Frau, um ihren Mann in den Keller zu schaffen und ihn hier in ein großes Faß zu legen. Dann versteckte sie sich hinter demselben und wartete ab, was jetzt geschehen würde. Es dauerte auch nicht lange, so erwachte der Trunkenbold in der feuchten Kellerluft, tappte mit den Händen rings umher und suchte zu erfahren, wo er sich denn eigentlich befände? Als ihm dies bei der Dunkelheit und mit seinem wüsten Kopf nicht gleich gelingen wollte, fragte er: „Wo bin ich denn?" Mit verstellter Stimme und hohlem schauerlichem Tone antwortete die Frau: „Du bist gestorben und begraben, weil du aber von deinen Sünden dich nicht bekehret und keiner Ermahnung gefolgt hast, bist du in die Hölle gekommen." — Anfangs erschrack wohl der Mann ein wenig, indessen da er weiter keine Qualen, sondern nur Durst empfand, so suchte er nach seiner Gewohnheit diesen zu stillen und sagte: „Kann man denn hier einen Branntewein bekommen?" Das war für die arme Frau doch zu viel und mit Thränen in den Augen rief sie aus: „Wenn du selbst noch in der Hölle Schnaps trinken willst, dann vermag dich nichts zu retten." Und damit lief sie aus dem Keller heraus und überließ ihren Mann seinem Schicksal. (Mündlich).

44. Wie Einer die Fliegen vertreiben wollte.

Saßen einmal viele Gäste in dem Wirthshaus zu Hohleborn und die Wirthin hatte genug zu laufen und zu schaffen, um sie alle zu befriedigen, denn es war ein heißer Tag mitten im August. Aber Fliegen waren doch noch viel mehr in der Stube. Auf allen Tischen und Bänken schwirrten sie umher, die Wände und Fenster beschmutzten sie jämmerlich und ehe man sich es versah, war eine Fliege einem Gaste in das Glas oder auf den Teller gefallen. Das gab dann Ursache zu mancher Beschwerde und verdarb allen Spaß. Darum sagte endlich ein Handelsmann, der bisher ganz still in der Ecke gesessen: „die Fliegen will ich wohl bald vertreiben, allein die Frau Wirthin muß mir dabei helfen." — „Das soll mit Freuden geschehen und einen halben Schoppen gebe ich gern zum Besten, wenn Ihr Wort haltet," entgegnete diese. Das machte alle Anwesenden begierig nach dem guten Mittel und man drang auf den Handelsmann ein, daß er nicht damit säume. „Gut," sagte er, ich werde die sämmtlichen Fliegen augenblicklich hier neben dem Hause in den Bach tragen und ersäufen, sobald die Frau Wirthin sie in einem Sack gefangen hat." (Mündlich).

45. Die Fahrgelegenheit. So ein Handelsmann hat einen schweren Beruf und gar Mancher ahnt es nicht, wie sauer er sich sein Brod verdienen muß. Dabei geht es rüstig den Stahlberg hinauf oder den Inselsberg mit dem Schieblarren, auf dem sich mehr wie ein Centner Eisenwaaren befindet, die nach den Orten in der Nachbarschaft nicht allein, sondern in weit entfernte Städte und Dörfer zum Markte gefahren werden. Die Pfeife geht ihm dabei nicht aus, sie gibt ihm Gelegenheit ein paar Minuten auszuruhen, wenn Feuer geschlagen werden muß und ist sein Zeitvertreib, wenn er Abends in's Gasthaus kommt und von der Reise ausruht. Dabei kann so ein Handelsmann sich recht ordentlich benehmen, denn er hat die Welt und viele Menschen gesehen und man sieht es ihm bei seinem hübschen Rock gar nicht an, daß er mit einem Schieblarren fährt. Traf einmal ein Fremder im Wirthshause mit einem Kleinschmalkalder zusammen, den er aber für einen vornehmen Mann hielt, etwa für einen reichen Oekonomen aus der Nachbarschaft, der mit seiner Chaise zum Jahrmarkt gereiset sei. Denn er hatte es nicht gesehen, wie der Kleinschmalkalder den Schieblarren auf den Hof brachte und Mittags ein Stündchen ausruhen, auch wohl hier und da etwas verhandeln wollte. Dem Fremden ging es heute recht ärgerlich. Er war kein Freund vom zu Fußgehen und hatte keinen eigenen Wagen. Vielmehr hatte er gehofft, es werde sich heut schon eine Gelegenheit finden, um auf bequeme und wohlfeile Art wieder nach Hause zu kommen und doch zeigte sich bis jetzt keine. Verdrießlich saß er hinter dem Tische und blickte dabei immer auf die Straße hinaus, ob er nicht einen Bekannten mit einem Fuhrwerk entdecken könnte, so daß endlich der Handelsmann nach der Ursache seiner Unruhe fragte. Als nun der Fremde damit nicht lange hinter dem Berge hielt, sagte jener: „Wenn's weiter nichts ist und es Ihnen sonst gefällt, so können sie diesmal mit mir fahren, ich mache zufällig denselben Weg." — Wer war froher als der Fremde, der dadurch aus seiner Verlegenheit herauskam. Es wurde also zur Besiegelung des Vertrags noch ein Halber getrunken und dann Anstalt zur Abreise gemacht. Man ging vor das Wirthshaus und als der Fremde sich neugierig nach dem Wagen mit den Pferden umsah, da deutete der Handelsmann auf seinen Schieblarren und sagte: „Wollen Sie nun zuerst fahren oder soll ich es thun?" Das war also die Fahrgelegenheit. (Mündlich).

46. Der Kaiſer Joſeph. In dem Dorfe Empfershauſen bei Meiſungen lebte der Grebe Emluth, der reichſte und angeſehenſte Bauer im Orte, der hieß bis an ſein ſeliges Ende in der ganzen Umgegend nur der „Kaiſer Joſeph.“ Und die Geſchichte hatte folgende Bewandtniß. Der Grebe war ein eifriger Politiker und kam er zur Stadt, ſo griff er am erſten nach der Zeitung, obſchon dieſe damals noch nicht ſo allgemein verbreitet und in den Tagesneuigkeiten unterrichtet waren, als jetzt. An falſchen oder erdichteten Nachrichten fehlte es zu jener Zeit eben ſo wenig wie heute. Nun redeten die Zeitungen damals beſonders viel von dem Kaiſer Joſeph, ſeinem Leben, ſeinen Handlungen, weil ſie gerade nichts Anderes zu erzählen hatten, und wie er beabſichtige, allernächſt eine große Reiſe durch Deutſchland zu machen und zwar incognito, wie in der Zeitung ſtand. Das ließ nun unſerm Bauer von Empfershauſen keine Ruhe. Er hoffte mit Beſtimmtheit der Kaiſer werde Kaſſel und den dortigen Hof, vielleicht auch Empfershauſen auf dieſem Durchmarſch beſuchen und ihm ſo Gelegenheit bieten den merkwürdigen Mann von Angeſicht zu ſehen. Den Kopf voll von dieſen Gedanken hatte der Grebe ein Fuder Holz nach Kaſſel zu fahren und konnte nicht gut an demſelben Tage wieder zurückkommen. Er blieb alſo über Nacht und eilte bei anbrechender Dämmerung in ein ihm bekanntes Weinhaus in der oberſten Gaſſe, während der Knecht mit dem Geſchirr in der Altſtadt zurückblieb. In dem Weinhaus fehlte es nicht an Zeitungen und an Gäſten und ſo wurde denn den ganzen Abend hindurch eifrig politiſirt und von allen Seiten die Nachricht beſprochen, daß der Kaiſer vielleicht ſchon da ſei oder doch in Kürze erwartet werde. Sie machte, wie geſagt, dem Bauer ebenſo warm und warmer noch als der Wein, den er dazu getrunken und als zehn Uhr vorüber war und man an's Nachhauſegehen denken mußte, ließ er ſich eine Portechaiſe bringen, einmal weil es regnete und ſodann weil es ihm ein Bischen im Kopfe ſchwindelte. Die Portechaiſe ſollte ihn nach ſeinem Quartier in die Altſtadt bringen und ſo ging es über den Gouvernements-Platz die Marktgaſſe hinunter. Neben der Martinskirche befand ſich zu jener Zeit die Hauptwache, darum rief der Poſten die Portechaiſe mit einem barſchen „Werda!“ an und ſchreckte den Grebe aus einem ſüßen Halbſchlummer auf, in den er verſunken war. Er beſann ſich nicht lange und ſchrie, ohne zu wiſſen, was er that: „Kaiſer Joſeph!“ — Die Schildwache indeſſen war auch nicht faul und donnerte ein furchtbares „Wache 'raus!“ ſo daß der Officier und die ganzen Soldaten wie beſeſſen aus der Thüre ſtürzten. Auf die eilige Frage nun, warum man in's Gewehr

treten solle um Mitternacht? berichtete der Posten, daß der Kaiser Joseph so eben in der Portechaise vorübergetragen worden. Allein dem Lieutenant wollte das Ding nicht recht einleuchten. Er glaubte sich vielmehr gefoppt und sandte schnell eine Patrouille hinter dem Bauer her, der jetzt zu spät erkannte, welches Unheil er angerichtet hatte? Er suchte zu entkommen, allein die Soldaten hielten ihn fest und er mußte wohl oder übel nach der Hauptwache zurück. Hier bekannte er seine Schuld, sagte, daß er der Grebe Emluth von Empfershausen sei und vielleicht ein wenig zu viel getrunken habe. Der Offizier lachte zwar, ließ jedoch den Bauer seinen Rausch auf der Hauptwache ausschlafen und sandte ihn dann am Morgen nach der Altstadt. — Anfangs verschwieg wohl der Grebe sein Abentheuer, allein seinem Weibe theilte er doch später Einiges davon mit und in einer frohen Stunde kam es ganz an den Tag und so nannten sie ihn „Kaiser Joseph," so lange er lebte. (Mündlich).

47. Anna Kathrina. Ein Schulmeister auf dem Dorfe mußte jeden Sonntag den Gesang durch die Gewalt seiner Stimme lenken und erhalten, denn das arme Kirchlein besaß leider keine Orgel. Es war das ein saueres Stück Arbeit, da nicht alle Melodien ihm selbst und noch weniger der ganzen Gemeinde geläufig waren. Gab es einst auch so 'ne Melodie zu singen in fis moll oder dergleichen, die der geplagte Mann schon ein paarmal angefangen hatte, ohne den rechten Ton zu treffen. Da sieht er zum Glück sein Weib unten zwischen den andern Frauen sitzen und in der Angst seines Herzens ruft er diesem flehend zu: „Anna Katharine, fang du doch einmal an, du konntest ja als decke (gut) gesingen."
(Mündlich).

48. Gehänneschen, was soll dann mit dä wären? Auf dem Lande war es noch gar nicht lange Sitte, daß ein Kind erst dann entwöhnt wurde, wenn es ein paar Jahre alt war oder doch wenigstens vollständig laufen konnte. Es ging hin und holte sich das Stühlchen, wenn es an der Mutter trinken sollte, aber zuletzt mußte doch der Spaß ein Ende nehmen. Das bedachte auch des Nachbars Frau in Eiterhagen, entschloß sich kurz und ging Morgens früh gleich nach Spangenberg, um ja nicht in Versuchung zu fallen. Den Angehörigen, besonders aber dem Großvatter band sie beim Weggehen das Kind auf die Seele, damit es ja keinen Durst oder Hunger litte. Diese versprachen es und nach etlichen Stunden

betrachtete der Letztere sein Enkelchen, das still in der Ecke saß mit wehmüthigen Blicken und konnte die bange Frage nicht zurückdrängen: „Schännesche, was fall dann mit dä wären?“ Der Knabe indessen war auf sein Schicksal gefaßt und antwortete ohne langes Besinnen: „Oho, Eltervater, ich ben ja abgefaßt.“ (Ja, Großvater ich bin entwöhnt).“ (Mündlich).

19. Der dicke Verwalter. „Bruder“, sagte ein Durstiger zum andern, „wie wäre es, wenn wir heut Abend Wein trinken könnten, ohne daß er uns Geld kostete? Ich meine immer, er schmeckt so noch besser, zumal wenn es etwas dabei zu lachen gibt.“ — „Dazu kann Rath werden“, lautete die Antwort, „und ich habe mir schon ein Späßchen ausgedacht. Wüßte ich nur, ob der dicke Verwalter heut käme, der stets so fürchterlich prahlt mit seiner Stärke und dabei hoch und theuer versichert, daß er seine Hitze nimmer mäßigen könne, so lange sein Gegner noch am Leben sei. Einen Arm oder ein Bein müsse er ihm wenigstens entzweibrechen, sagt er.“ — „Wie willst du es aber anfangen, um dem Verwalter Wein abzupressen, daß wir alle daran genug haben, der ist ja ein Geizhals ohne Gleichen bei all seinem Dickthun? Kommen wird er schon, das dächte ich zu versichern.“ — „Nun, wenn er nicht ausbleibt, soll er schon sehen und lachen sollt Ihr auch dabei. Ich muß dir nämlich sagen, daß diesen Abend ein Fremder in der Gesellschaft sein wird, den der Verwalter noch nicht gesehen und gegen den er gewiß seinen Muth rühmen wird. Geschieht das, so ist der Wein unser. Ich habe mit dem Fremden, der mein Freund ist und ein lustiger Kauz, schon alles verabredet.“

Während die beiden noch so sprachen, erschien wirklich der dicke Verwalter. Er machte ein schreckliches Gesicht, fluchte und tobte, und bat jeden, dem sein Leben lieb sei, daß er ihn ja nicht reize. „Ich bin in einer furchtbaren Stimmung“, sprach er, „mir ist, als gäb es heut noch Blut, und wenn's kein Blut ist, so sind's doch zerbrochene Glieder.“ — Lachend gingen ihm die beiden aus dem Wege, als aber der Fremde nach einiger Zeit hereinkam, stellte sich dieser verabredetermaßen, als wisse er nicht, was das Rumoren des Mannes bedeuten solle? „Mein Gott,“ fragte er endlich, „ist das Ernst oder Scherz und wird hier einem Fremden in solcher Weise mitgespielt?“ — „Nimm dich nur in acht, der macht keinen Spaß,“ rief ihm sein Freund zu und zeigte auf den Verwalter. — „Ja, das thue ich auch nicht“, entgegnete dieser; „ich bin zwar sonst kein Zänker, allein wenn ich in die Hitze komme, kann ich meine

Wuth nicht zähmen. Ich tödte meinen Feind oder mache ihn unglücklich, und besonders diesen Abend bin ich in der rechten Laune."

„Fritz," so rief man dem Fremden nochmals zu, „laß dich ja in keinen Streit ein; komm und setze dich zu uns, damit wir ein Glas trinken." — Allein Fritz hörte nicht. Es war, als ob er an den Verwalter gebannt sei. Erst maß er ihn mit den Augen, dann drohte er ihm mit dem Finger und zuletzt ging er gar auf ihn los. Mit einer Donnerstimme rief er jetzt: „Sind Sie stark, so bin ich's auch. Können Sie Ihre Hitze nicht mäßigen, so ist's mit mir der nämliche Fall. Darum ist es besser, wir messen uns. Entweder ich oder Sie. Einer von beiden muß unterliegen!"

Der prahlerische Verwalter, der zwar einige Stärke, aber durchaus sehr wenig Muth besaß und sich durch sein stetes Aufschneiden nur vor Händeln schützen wollte: wäre jetzt gern zurückgegangen, wenn er es hätte mit Ehren thun können. Er suchte also seine Wuth, so gut es gehen wollte, wieder zu steigern. Seine Augen rollten noch wilder, seine Stimme tönte noch lauter, als die Fritzens und so dauerte es wirklich nicht lange, daß die beiden sich umfaßten und mit aller Kraft zusammen rangen.

Wenn es nun zwar Pflicht der übrigen Gesellschaft gewesen wäre, die Streitenden auseinander zu bringen, so hofften sie einerseits, daß es zu keinem Unglück kommen sollte und dann war ja die ganze Sache angestiftet, um den Verwalter um ein paar Flaschen Wein zu prellen. Nachdem sich also die Kämpfer ein paarmal tüchtig herumgezerrt hatten, schien Fritz zu stolpern und fiel ziemlich unsanft zu Boden zur großen Freude des Verwalters, welcher eben mit seinem ganzen Muthe zu Ende war und doch nun gesiegt hatte.

Doch seine Freude sollte nicht lange dauern. Denn obgleich er versichern konnte, den Streit nicht angefangen zu haben, auch alle Anwesenden ihm bezeugen mußten, wie oft und vielfach er jeden gewarnt, sich mit ihm einzulassen; so erfuhr er aus Fritzens Stöhnen und Ächzen, daß derselbe großen Schaden gelitten habe. „Meine Rippen, meine Rippen!" klagte der Arme. „Helft mir zu Bett und lauft nach dem Doktor! Ich werde schwerlich jemals wieder ganz gesund und ein Andenken an diesen Tag mein ganzes Leben hindurch behalten. Ach — ach, welche Schmerzen, welche Zukunft!" —

Verwirrt rannte man durcheinander, brachte Fritz auf ein Lager und allmählig kam der Verwalter zum vollen Bewußtsein des Elendes, das er hier angerichtet. „O, daß ich meine Wuth nicht zu zähmen vermag!" rief er klagend. „Daß ich auch heute gerade

hierher geben mußte. — „Ja, meine Ahnung betrog mich nicht! und anstatt einen frohen Abend zu haben, kann ich jetzt Doktor und Apotheker bezahlen und Gerichts- und Schmerzensgelder dazu. — Ach, was wollt' ich darum geben, wenn der Unfall nicht passirt wäre!" —

„Nun, wieviel gebt Ihr wohl, Verwalter?" fragten die Andern gleichsam in theilnehmendem Tone. — „Wieviel ich gäbe? Sebt, auf zehn Flaschen Wein sollte es mir nicht ankommen. Wir wollten sie gleich zusammen vertrinken, wenn der arme Mensch, der mich wirklich dauert, dafür wieder frisch und gesund unter uns säße. — Aber die Rippen entzwei! — Ich kenne das schon. Das ist eine gar schmerzhafte und langwierige Geschichte, besonders, wenn ich meine Hitze nicht mäßigen kann." — So klagte und betheuerte der Verwalter in einem Athem und man überzeugte sich zuletzt, daß es ihm Ernst sei mit der Sache. „Wißt Ihr was, schafft den Wein herbei. Ein guter Wein vermag viel und wir wollen sehen, welche Wirkung er vielleicht auf den Kranken hat?" So, riefen die Andern. Und plötzlich, als die Flaschen auf dem Tisch standen und vom dicken Verwalter bezahlt waren: sprang der Verwundete auf und versicherte, daß ihm gar nichts fehle. Es war auch so und der herbeigeholte Doktor brauchte keinen Arm und kein Bein zu verbinden, noch weniger zerbrochene Rippen zusammen zu heilen. Er kam gerade recht, um den Wein austrinken zu helfen und sich an des Verwalters Beschämung zu weiden. (Mündlich).

30. Nichts Aufgewärmtes. Der Oberförster Grau in Melgershausen hatte eine starke Familie. Ein Dutzend frischer Buben und Mädchen setzten sich täglich um seinen Tisch und verzehrten mit gesundem Appetit, was aufgetragen wurde, wenn es auch bei der nicht sehr glänzenden Einnahme des Oberförsters nicht immer sehr gewählt und kostbar war. Eines Tages hatte sich noch ein Freund als Gast dazu eingefunden und nach dem Mittagsmahl sagte dieser zum Hausherr: „Ihr habt da eine hübsche Anzahl von Kindern und ich sehe, es schmeckt ihnen vortrefflich." — „Das ist wahr," lautete die Antwort, „und doch wollen die Canaillen nichts Aufgewärmtes essen." — „Ach was," entgegnete der Gast, „das ist unrecht. Ich wollte es ihnen schon lehren. Wie kommt denn das?" — „Ja, sehen Sie," bemerkte lächelnd der Oberförster, das will ich Ihnen sagen: „es bleibt keinmal etwas übrig." (Mündlich).

31. Ich habe ſchreiben gelernt. Die Gaben der Natur ſind gar ungleich vertheilt. Was ſie hier mit vollen Händen ausſtreut, fehlt dort gänzlich oder iſt nur kärglich vertreten. Der Pfarrer zu Wippershain war ein tüchtiger Redner und konnte auch mit der Feder ſich ordentlich wehren, allein wer ſeine Handſchrift entziffern wollte, der mußte ſchon gute Augen haben und noch dazu eine Brille aufſetzen. Je älter er wurde, um ſo ſchlimmere Buchſtaben malte er auf's Papier, und ſo hatte er auch einmal an das Conſiſtorium berichtet, doch die ſämmtlichen Herren, ſo hochſtudirt ſie auch waren, vermochten nicht zu ſagen, was der eigentliche Inhalt des Berichtes ſei? Es blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als die Sache an den Pfarrer mit dem Beſchluß zurückzuſenden: Man könne ſein Geſchriebenes nicht leſen. — Der Pfarrer aber nicht faul, bemerkte kurzer Hand auf dieſen Beſchluß: „Ich habe ſchreiben gelernt, ſo mögen die Herren leſen lernen. (Mündlich).

32. Der koſtbare Hut. Einſt hatte Einer in einem Wirthshauſe für zehn Perſonen vorausbezahlt und geſagt, er thue das, weil er nicht gern um jeder Kleinigkeit willen in ſeinen Geldbeutel lange. „Laſſe ich mir nun etwas zu eſſen geben oder zu trinken," ſprach er zum Wirthe, „ſo greife ich nur an meinen Hut, dann iſt ſchon Alles gut." Das war dem Wirthe recht und ein paar Tage darauf trifft der Mann mit einigen Bekannten in demſelben Wirthshauſe zuſammen. „Ihr könnt nicht glauben," ſagt er zu dieſen, welches koſtbare Hütchen ich beſitze. Ich ſetze es ſtets auf, wenn ich zum Wein gehe und kann trinken, ſoviel ich mag, ohne einen Groſchen in der Taſche zu haben." Die Freunde lachen, beſehen ſich das Hütchen, können aber nichts Merkwürdiges an ihm entdecken. Es iſt wie jeder andere Hut. „Gebt acht," ruft er jetzt, „und laßt es mich durch ein Beiſpiel beweiſen. Ihr wißt, was wir verzehrt haben und Keiner von Euch hat bezahlt, aber greife ich nur an meinen Hut, ſo iſt ſchon Alles gut." — Damit hat er ſein Hütchen angefaßt und der Wirth verſichert den erſtaunten Gäſten, daß die Rechnung berichtigt und Alles in Ordnung ſei. Das gefällt natürlich ſehr und ein jeder möchte einen ſolchen Hut haben. Man bietet dafür einen hübſchen Preis und endlich nach vielen Bitten läßt der Mann ſein Hütchen einem Freund für 200 Thaler ab.
(Mündlich).

33. Der muſikaliſche Bauer. Noch niemals war einem Bauer ein Clavier vorgekommen. Das heißt, geſehen hatte er zu weilen ein ſolches, aber ſtets aus der Ferne. Nun trifft es ſich, daß er bei ſeinem Advokaten in der Stadt etwas zu thun hat und richtig der Mann hat ein Inſtrument in ſeiner Stube ſtehen, es iſt geöffnet und ſo wagt mein Bauer ſich immer näher herein, guckt und bleibt wieder ſtehen; allein zuletzt kann er es nicht laſſen und er greift an die Taſten, erſt leiſe und ängſtlich, dann ſtärker und voller, jetzt mit beiden Händen. So daß es dem Advokaten, der gerade in einer Streitſchrift lieſt, ein bischen zu bunt wird. Er blickt deshalb lächelnd auf und fragt: „Nun, Ihr ſeid alſo auch muſikaliſch?“ — „Ja, wie ich da höre.“ Antwortet dieſer. (Mündlich).

34. Wenn ich leſen könnte. In den Laden eines Optikers kommt einmal ein Landmann mit der Bitte um eine Brille. Der Kaufmann legt ihm eine Menge zur Auswahl vor, zugleich mit einem gedruckten Blatt, um die Stärke oder Schwäche des Augenglaſes danach zu beſtimmen. Der Bauer prüft und prüft, ſo viele Brillen er aber auch aufſetzt und dadurch zu leſen verſucht: ſie werden immer wieder als untauglich verworfen und nach einer andern gegriffen. Der Optikus hilft nach Kräften, beſieht ſich des Mannes Augen und kramt ſeine Weisheit aus. Als indeſſen noch immer keine paſſende gefunden iſt, bricht er in die Worte aus: „Ich glaube gar, mein Freund, Ihr könnt nicht leſen.“ — „Ach, wenn ich leſen könnte, wie brauchte ich denn eine Brille.“ (Mündlich).

35. Die Redensart. Es iſt mit jeder Gewohnheit eine komiſche Sache. Ja man ſollte ſich auch nicht das kleinſte Wort angewöhnen, da man nicht weiß, in welche Gefahr oder Schaden es uns bringen kann. So ging es jenem Studenten, der hatte immer die Worte im Munde: „Zu Fuß,“ oder „In dieſen Hoſen,“ ſie mochten paſſen oder nicht. Fragte ihn Jemand: Wohin ſo ſpät noch? Gleich rief er: „Zu Fuß!“ — Oder ſagte ein Anderer: biſt du auf der Kneipe geweſen? So lautete die Antwort: „In dieſen Hoſen.“

Nun hätte zwar ein Fremder, welcher die Eigenheit des Studenten nicht kannte, bei ſolchen Redensarten denken müßen, dieſer habe den Verſtand verloren oder ſei ein Papagei geworden, der keine Worte weiter gelernt habe und ſie nachplappere, ohne alle Ueberlegung. Allein ſeine Bekannten meinten nicht ſo, und da er ein

guter Kerl und ein fröhlicher Gesellschafter war, so lachten sie um so mehr und hielten ihn lieb und werth.

Es traf sich einst, daß der Student wegen eines kleinen Vergehens vor den Universitätsamtmann geladen wurde, um sich zu rechtfertigen und wegen der Sache vernehmen zu lassen. Es war, wie gesagt, eine Kleinigkeit, um welche er mit einem Verweis oder einer geringen Strafe hätte davon kommen müssen. So stand denn auch der Verklagte mit sorglosem Gemüthe vor dem Richter und dachte an nichts weniger als ein strenges Urtheil oder einen harten Spruch. Allein der Amtmann mochte an dem Morgen mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden sein, oder er hatte sonst ärgerliche Dinge im Kopfe. Vielleicht verdroß ihn auch das offene lachende Gesicht des Studenten, womit er die polternde Strafrede des Universitätsrichters anhörte und auch gar nichts darauf erwiderte. Darum steigerte sich denn des Mannes Zorn immer mehr und verleitete ihn zu dem fast ungerechten Urtheil, daß der Student auf ein halbes Jahr die Universität zu meiden habe. Wahrscheinlich hätte sich die Strafe gemildert oder wäre ganz erlassen worden, wenn der Student bescheiden darum gebeten oder eine bessere Stimmung des Richters abgewartet hätte. Doch zum Unglück mußte ihm seine Redensart einfallen und er antwortete nichts als: „Zu Fuß?" — Der Amtmann verlor dadurch vollends seinen Gleichmuth und rief in blinder Leidenschaft: „das können Sie machen, wie Sie wollen." — „So," bemerkte trocken der Bursche: „in diesen Hosen?" — „Nein, das ist zu toll!" kreischte der Amtmann, „und noch heut Abend sollen Sie fort und keinen Tag länger in der Stadt bleiben!" — — Und so geschah es wirklich. Die dumme Redensart brachte ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit nach wenigen Stunden zum Thore hinaus. (Mündlich).

38. Der Lappen ist auch mein. Ein armer Schustersgeselle vom Dorfe machte in der Fremde die Bekanntschaft einer Dame, die als Köchin in dem Hause gegenüber diente, sich aber sehr viel einbildete, weil sie aus der Stadt war. Nachdem sich die Beiden mehrmals an Sonntagnachmittagen beim Tanze oder auf Spaziergängen näher kennen gelernt hatten, wurde ihre Freundschaft immer inniger und gedieh zuletzt zu einer so heißen Liebe, daß sie sich nicht mehr trennen konnten, sondern die Jungfrau dem Auserkorenen als Braut in die Heimath folgte. Der Schustersgeselle hatte dem Schatz so viel von dem Reichthum seiner Eltern und den Annehmlichkeiten des Landlebens vorgeschwindelt, daß ihm doch ein wenig bange wurde, als sie dem Dorfe immer näher kamen, wo er

kaum eine elende Hütte sein nennen durfte, wenn die Alten einmal starben. Felder oder Wiesen und Gärten besaßen sie aber durchaus nicht. Es war ein schöner Sommerabend und die Saaten standen in voller Pracht, die Nachtigallen sangen in den Büschen und die Lerchen in der Luft. Warum hätten die beiden nicht auch fröhlich und guter Dinge sein sollen, da ihre Herzen voll Hoffnung der Zukunft entgegenschlugen? „Zeige mir doch auch deine Aecker," sagte das Mädchen, „damit ich sie kenne, wenn's zur Erndte geht. Ist es vielleicht dort jenes Waizenstück?" — Der Geselle blickte wie bejahend nach der bezeichneten Stelle hin, klopfte mit der Hand auf sein Kniee und rief: „der Lappen ist auch mein!" Und so oft sie an einem schönen Fruchtfelde vorüber kamen und sie ihn fragte, gab er die nämliche Antwort und klatschte dabei auf sein Bein. Im Dorfe angelangt, merkte sie allmählig, wie es mit dem Wohlstand des Bräutigams und der Schwiegereltern beschaffen sei. Und als sie ihm nun Vorwürfe machte und ihn seiner trügerischen Antworten wegen schalt, entgegnete er: „Es sei das nicht seine Schuld. Er habe bei dem Lappen nicht das Feld, sondern seine Beinkleider gemeint. Und was diese Letzteren beträfe, so würde doch Niemand ihm der Unwahrheit zeihen können, wenn er behaupte: der Lappen ist auch mein."
(Mündlich).

57. Die Einquartirung. Damals, als die Franzosen das deutsche Land an sich gerissen hatten, konnte man es wohl Niemanden verdenken, wenn ihm beim Einzug der ungebotenen Gäste bange ward, deren Sprache man nicht einmal verstand. Es hielt so schon unendlich schwer, sie zu befriedigen und zudem wußte ja Keiner, was sie eigentlich wünschten? Der Bürger eines Landstädtchens war endlich durch Erfahrung klug geworden und da die Einquartirung Tag für Tag ihm Gelegenheit dazu bot, so konnte es auch nicht fehlen, daß er allmählig mit der französischen Sprache vertrauter wurde. Hatte er doch seine Schulzeit durchgemacht und war überdem nicht auf den Kopf gefallen. Wenn am Morgen die Trommel erklang und bald hernach sechs oder sieben Mann und ein Gefreiter mit dem Gewehr und dem Tornister vor seiner Thür erschienen und Einlaß begehrten: dann kam der Bürger behende, führte sie in's Zimmer und sagte: „Sein Sie la willkommen. Hängen Sie Ihren la Ranzen an den la Strappen. Setzen Sie sich dann auf die la Bank oder den la Stuhl und machen Sie sich's la bequem." — „Wenn ich das Bischen Französisch nicht gekonnt hätte," meinte er später, „wie hätte ich dann durchkommen wollen?"
(Mündlich).

58. Komm 'rus! Zur nämlichen Zeit oder etwas ſpäter, als das Ding zur Neige zu gehen ſchien und man täglich die Ruſſen erwartete, hatte man einer armen Frau auch ſo ein halbes Dutzend Franzoſen über den Hals geſchickt. Sie hatte ihnen in der Angſt die einzige Stube eingeräumt und mußte ſich nun bei den kalten Herbſttagen mit der Kammer behelfen. Zu ihrem Schrecken vermißte ſie nun noch ihre Katze und das Thier mußte vielleicht in der Stube mitten unter den fremden Soldaten geblieben ſein. Es war ihr Liebling und ſie zitterte bei dem Gedanken, daß es da mißhandelt oder gar getödtet werden konnte. Darum faßte ſie ſich ein Herz, öffnete die Thür der Stube und rief, um die Katze herauszulocken: „Komm 'rus! komm 'rus!" — Das hörten die Franzoſen und gaben den Worten eine ganz andere Deutung. Sie glaubten nämlich, die Ruſſen ſeien ſoeben gekommen und ehe ſich die Frau es verſah, hatten ſich die Soldaten aus dem Staube gemacht. (Mündlich).

59. Sind das nun die Tä'n. Die Kirmeſſen in Schmalkalden und der Umgegend haben nichts von ihrem Glanze verloren. Sie werden meiſt gleich nach Pfingſten gefeiert und iſt die Tanne mit den üblichen Feſtlichkeiten im Walde gefällt und mit Kränzen geſchmückt auf dem Tanzplatz eingepflanzt, ſo geht es mit der Muſik in die Kirche. Nach dem Gottesdienſt, der von ſämmtlichen Burſchen und Mädchen im ſchönſten Putz beſucht wird, beginnen die weltlichen Vergnügungen. „Vater," ſagte ein Knabe in Brotterode auf der Kirmes, „ſind das nun die Tä'n (Tage) wo mer freße und geſuff (eſſen und trinken) muß, daß me nit geblie (nicht bleiben) kann?" — (Mündlich).

60. Vater, ihr ſeht aus wie ein Löwe. Dieſe Worte rief einmal der älteſte von drei Knaben ſeinem Vater entgegen, welcher erhitzt und mit rothen Wangen von der Arbeit heimkehrte. „Ja, Junge, wo haſt du denn einen Löwen geſehen?" war die Antwort des Vaters: „Oho," ſagte jetzt der Zweite, „der Müller treibt ja alle Tage welche hier vorbei!" — „Potz tauſend, euch ſoll ja gleich . . . ." zürnte jetzt der Alte und griff nach dem Stocke. Die beiden Burſche flohen in die Ecke und auch der Jüngſte kroch unter den Tiſch. „Na, Hannesken," ſagte der Vater zu dieſem, „bleib du nur hier, dir ſoll nichts geſchehen." — „Ne, es iſt keinem Schelm zu trauen," ſprach der Bube und blieb in ſeinem Verſteck. (Mündlich).

61. Die Zwetſchenbäume. Im Dorfe Eltmannſee wurden eine Parthie Zwetſchenbäume, die der Gemeinde gehörten, in einer Nacht von frevelnden Händen theils zerſtümmelt oder abgehauen. Der Bürgermeiſter ſah ſich veranlaßt, die Sache dem Amte Biſchhauſen zur Beſtrafung anzuzeigen. Im Schreiben nicht ſehr bewandert, machte ihm beſonders das Wort Zwetſchenbäume viele Mühe und Kopfzerbrechen und da er keinen andern Ausweg zu finden wußte, ſetzte er in ſeinen Bericht anſtatt des ſchlimmen Wortes flugs „Apfelbäume.“ Als es ſich nun in Folge der Unterſuchung ergab, daß es ſich um Zwetſchenbäume handle, ſo antwortete er auf die Frage des Richters, weshalb er ſeine Anzeige nicht genauer abgefaßt habe? „Ach Gott, Herr Amtmann, wer es ſchreiben könne.“ (Mündlich).

62. Der Dichter. Die Schwarzenhörner kamen einmal auf den kühnen Gedanken, den nur zum Bürgermeiſter wählen zu wollen, der den beſten Vers machen könne. Eine Frau, welche für ihren Mann ſehr nach dieſer Würde ſtrebte, hatte nach einigen ſchlafloſen Nächten und vergeblichen Verſuchen endlich folgenden Vers zuſammengebracht: „Ich bin der Meiſter Hildebrand und lehne meinen Spieß hier an die Wand.“ Und inſofern ihr Mann Hildebrand hieß und als Zeichen ſeines Amtes den Spieß tragen mußte, denn er war der Stadtdiener, hatte ſie das Ding nicht übel ausgedacht und es konnte ihm nicht fehlen. Zur beſtimmten Stunde begab er ſich alſo auf das Rathhaus, nichts im Kopfe als ſeinen Vers. Zum Unglück jedoch beſtand die Wand auf dem Rathhausſaale aus einer Mauer und nach den gehörigen Reverenzen begann er:

„Ich bin der Meiſter Hildebrand
Und lehne meinen Spieß hier an die — Mauer!“

Die Verſammelten waren ſo erſtaunt über den wunderbaren Reim, daß ſie den Meiſter Hildebrand einſtimmig zu ihrem Oberhaupte erwählten. (Mündlich).

63. Die Fliegen. Einem Gaſte wurden die Fliegen beim Verzehren ſeines Mittagsmahles ſo läſtig, daß er endlich zur Wirthin ſagte: „Decken ſie doch für dieſe Thiere in einem andern Zimmer. Hier kann man ja vor denſelben keinen Biſſen ordentlich zum Munde führen.“ Nach einer Weile ſprach die Wirthin: „Herr, Ihr Wunſch iſt erfüllt. Ich habe dort in der Stube eine Mahlzeit für die Fliegen zugerichtet. Befehlen Sie nun, daß ſie ſich jetzt auch zu Tiſche ſetzen.“ (Mündlich).

63. Der Bote. Die Schwarzenbörner hatten einst eine dringliche Sache bei dem Landgrafen und da sie wußten, daß — wie man sagt — mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist, geriethen sie in große Verlegenheit. Nach mehreren Sitzungen des Stadtrathes brachte man zwar endlich das Ding zu Papier, allein nun handelte es sich um dessen Abgabe, beziehungsweise der Besorgung in die Hand des Fürsten. Da gab es wieder harte Nüsse zu knacken. Endlich hatte Einer den guten Einfall und sagte: „Der Butterhannes geht ja, wie Ihr wißt, jede Woche nach Kassel, ist überhaupt dort bekannt; es müßte also jemand mit ihm gesandt werden, der das Gesuch überlieferte.“ Der Vorschlag fand Beifall, nun fragte es sich, wer mit der Sendung betraut werden solle? Der Bürgermeister lehnte es von vorn herein ab und behauptete, er dürfe die Stadt nicht verlassen. Die Rathsmitglieder fanden es wenigstens bedenklich und da sich Niemand dazu hergeben wollte, so erbot sich der Konrad freiwillig dazu. Dieser Konrad — unter dem Namen kannte ihn alle Welt — war gewiß der gewandteste Bursche in der Stadt, schlau wie ein Thorschreiber und muthig wie ein Hirsch. Wem hätte man es also besser überlassen können? Bei der Wichtigkeit der Sache wurde ihm nur befohlen, die Bittschrift wo möglich dem Landgrafen selbst zu übergeben und die Antwort gleich mitzubringen. So machte sich der Konrad mit dem Butterhannes auf den Weg, erreichte Kassel zu rechter Zeit und begab sich nach dem Schloß. Hier gelangte er auch wirklich in das Vorzimmer des Fürsten, glaubte aber in dem Affen, der in einer hübschen Jacke mit goldnen Tressen sich in dem Gemach herumtrieb, den Sohn des Landgrafen zu finden und ergötzte sich sehr an den lustigen Sprüngen des Thieres. Ja er suchte sich ihm mehr und mehr zu nähern und wagte schließlich die Bitte: „Höre, mein Junge,“ sagte er, „wie wäre es, wenn du deinem Herrn Papa dies Gesuch der Stadt Schwarzenborn überbringen wolltest? Es käme dann doch gleich in die rechten Hände?“ Obgleich der Affe keine bestimmte Antwort darauf gab, so langte der Konrad sein Papier aus der Tasche und überreichte es mit einer devoten Verbeugung. Der Affe meinte, daß man ihm, wie das zuweilen geschah, irgend eine Leckerei biete, entfaltete also hastig das versiegelte Packet und schien es eifrig durchzulesen. Warf es aber, als er sich getäuscht sah, unwillig zur Erde. Der Konrad wurde zwar etwas bestürzt bei diesem Erfolge, verlor jedoch den Muth nicht ganz. Zum zweitenmale hob er es auf und übergab es dem Affen. Jetzt aber wurde dieser wild, schnitt fürchterliche Gesichter und zerriß das Papier in tausend Stücke. Konrad von Angst suchte das Weite,

hielt sich auch in Kassel nicht lange auf, sondern erreichte in Hast seine Heimath, wo er sich verbarg. Der Stadtrath wartete mit Sehnsucht auf des Landgrafen Bescheid und die Tage vergingen langsam, da Konrad nichts von sich hören ließ. Endlich langte der Butterhannes in Schwarzenborn an und die erste Frage war nach Konrad. Dieser muß längst zurück sein, lautete die Antwort. Das gab neue Erregung. Man forschte jetzt nach und entdeckte den Armen endlich, wo er denn den schlechten Erfolg seiner Botschaft berichtete und erzählte, wie grausam der Sohn des Landgrafen mit dem Gesuche verfahren sei. Seit der Zeit haben die Schwarzenborner keine Bitte mehr an den Fürsten gewagt. (Wiegand, mündlich).

---

65. Die erste Predigt. Auf einem Dorfe unweit Marburg pflegten die Studenten der Gottesgelehrtheit häufig die ersten Versuche in der Kanzelberedtsamkeit zu machen und es hatte an einem Sonntage daselbst wieder einmal ein solcher gepredigt. Als nun die Leute aus der Kirche kamen wurde ein Bauer gefragt, wie es denn der zukünftige Herr Pfarrer gemacht habe? Ach, sagte dieser, es ging so leidlich. Aber wir haben ja schon so viele gelernt, so werden wir hoffentlich diesen auch noch lernen. (Mündlich).

66. Die unvernünftigen Zuhörer. Noch schlimmer erging es einem Andern. Denn als dieser auf der Kanzel stand und mit seiner Erbauung beginnen wollte, da war ihm vor lauter Angst und Bangigkeit alle Besinnung dermaßen geraubt, daß er sich auch keines Wortes seines wohl memorirten Vortrags erinnern konnte. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, die Kniee schlotterten ihm erbärmlich und er sah keinen andern Ausweg, als der Gemeinde anzuzeigen, daß es ihm wegen plötzlich eingetretenen Unwohlseins ganz unmöglich sei, seine Predigt zu halten. — „Meine — meine unvernünftigen Zuhörer," so stotterte er, „ich habe zu andächtiges Kopfweh! — und damit stürzte er von der Kanzel hinweg. Er hatte nämlich sagen wollen: Meine andächtigen Zuhörer, ich habe zu unvernünftiges Kopfweh und sich auch noch in der Angst versprochen. (Mündlich).

---

67. Die erbärmliche Predigt. Einem Kandidaten war es sehr zu Herzen gegangen, daß eine alte Frau von seiner Predigt so erschüttert wurde, daß sie während seines Vortrags die bittersten Thränen vergoß. Er konnte nicht umhin, sie beim Nachhausegehen nach der Ursache ihrer Rührung zu fragen und erhielt nun die Ant-

wort: „Ja," sagte die Frau, „gewiß habe ich nur über ihre Predigt geweint. Es ging auch gar zu erbärmlich." (Mündlich).

---

68. Der Pfarrer, der das Wetter macht. Eine Gemeinde sollte einst ihren Pfarrer wählen und da es eine einträgliche Stelle war, so fanden sich viele Bewerber dazu. Plötzlich fiel es der Gemeinde ein, nur dem die Pfarre zu übertragen, der nicht blos predigen und katechesiren, sondern auch das Wetter machen könne. Auf dieses Verlangen mußten sämmtliche Bewerber zurücktreten, da keiner sich im Stande fühlte, das Wetter zu machen. Ein schlauer Kandidat übernahm jedoch auch diese Verpflichtung und so wurde er denn zum Prediger ernannt. Als nun nach einiger Zeit ziemlich viel Regen eintrat, erschienen die angesehensten Gemeindeglieder und verlangten vertragsmäßig von ihrem Pfarrer Sonnenschein. „Sehr gern," erwiderte dieser, „nur ist es billig, daß wir die ganze Gemeinde zusammen kommen lassen und sie um ihre Wünsche befragen." Das geschah und es zeigte sich jetzt, daß Viele darunter waren, denen der Regen im Augenblick aus irgend einer Ursache ganz recht war und sogar noch mehr Regen wünschten. Da konnte denn der Pfarrer die Bitten der Anderen nicht erfüllen und es blieb wie es war. In der Folge zeigte es sich, daß niemals die ganze Gemeinde in dieser Hinsicht einstimmig würde. Der Pfarrer hatte also stets gewonnen Spiel und kam nie wegen des Wetters in Verlegenheit. (Mündlich).

69. Der Metzgerbursche. Ein Metzger von Marburg, der in der Barfüßerstraße wohnte, bekam einen fremden Gesellen und trug diesem am nächsten Morgen auf, er solle auf ein benachbartes Dorf gehen und ein Kalb zu kaufen suchen. Der Geselle war zwar vorher noch niemals in Marburg gewesen, wandert aber wohlgemuth zum Barfüßerthore hinaus, geht dann über das Schloß und erblickt von dem Dammelsberge aus die Metzerbach. Nach seiner Meinung hält er diesen Theil der Stadt für ein benachbartes Dorf, begibt sich dahin, findet auch zufällig ein Kalb, welches er erhandelt und über den Schloßberg zurück nach seinem Meister bringt, anstatt es viel einfacher durch die Stadt zu leiten. (Mündlich).

---

70. Die Eier. Viele Hofbesitzer in der Umgegend von Kassel mußten früher an bestimmten Tagen eine Quantität frischer Eier als Abgabe in die fürstliche Küche liefern. Eine Bauersfrau

von Krumbach trug daher vorschriftsmäßig ihre Eier nach dem Schloß, hätte sie aber lieber auf dem Markt verkauft, weil sie dann doch Geld dafür mit nach Hause gebracht. Nicht weit von dem Schlosse begegnet ihr eine Bekannte, die fragt, was sie denn in ihrem Korbe habe? „Ach," sagt sie verdrießlich, „da will ich dem Landgrafen meine Eier — —" und bedient sich dabei eines sehr schmutzigen Ausdrucks. Der Landgraf hört vom Fenster aus die Worte der Bäuerin und befiehlt, daß sofort buchstäblich das Wort an ihr erfüllt werde. Was denn auch zum Ergötzen der Jugend mit der Bauersfrau geschieht. (Mündlich).

Hexen und Gespenster.

1. Geisterspuck. Oberhalb des Wiesgrundes bei Oberkalbach in den Rachelhecken hat einst ein Dorf gestanden, das Röndorf. Dort herum ist es nicht geheuer, da ist schon mancher irre geführt worden. Einmal bei einem Gang in der Nacht, schwebte da einem etwas in der Luft vor, das aussah wie eine Kösseziche (Kissenüberzug). Das schwebte ihm so lange vor, bis er sich auf einmal auf einer sumpfigen Stelle im Wiesgrund befand, wo er nicht weiter konnte und von wo man ihn auf sein Kreischen und Wehklagen holen musste.

Ein Anderer wird auch einmal da irre geführt und ehe er sich's recht versah, hatte er sich ausgethan (ausgekleidet) und sah sich puttfaselnackig. Er suchte nach seinem Denzig (Kleidungsstücken), allein „du war sein Denzig?" Er konnte es nie wieder finden.

Auch ein Scholtes (Schulze) wannert dort herum. Da hat man ihn schon auf einem Gaule ohne Kopf herum reiten sehen. Eine Frau, die auf dem Felde arbeitete, sah ihn zwar nicht, ward ihn aber doch inne; denn auf einmal entstand ein heftiges Geräusch um sie her, als wie ein Wirbelwind. Es wurde stiller und sie hörte niesen. Ganz erschrocken wusste sie nicht, was sie denken, geschweige denn sagen sollte? Da niesete es abermals, und als es noch einmal genieset hatte, und sie immer noch nicht das übliche „Gott helf dir" gesprochen, da brauste es wieder auf und fort ging's, dass nur so die Kornähren wild aus einander und zusammen wogten. Hätte sie „Gott helfe dir" gesagt, so wäre wohl die arme Seele erlöst worden.

Die Scholtese überhaupt pflegen nach ihrem Tode wannern zu müssen. Kein Wunder! sie thun und müssen so viel thun, was nicht recht ist. Unsere alten Soldaten haben es oft erzählt. Da stand einmal einer von ihnen zu Kassel Posten. Plötzlich hörte er sich etwas Unheimliches nähern. Wer da! Keine Antwort, und wieder keine, als er's abermals rief; als er's aber zum dritten Male that, da antwortete es: der Teufel! „Was hast du da?" fragte une

ſchrocken der Soldat. Den Scholtes, entgegnete der Teufel. Und richtig. Denn es ergab ſich, daß der Schultheiß zu Oberkalbach in derſelben Stunde geſtorben war. (Zeitſchr. d. Vereins. Bd. VI. S. 367).

2. Der Hirſebrei. Zu Eiterhagen war eine Frau, die machte das Feuer zum Kochen erſt kurz vor Zwölfe des Mittags an, und hatte doch ſtets das Eſſen zu rechter Zeit fertig. Das fiel endlich dem Knechte auf und er nahm ſich vor einmal aufzupaſſen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Eines Tages nun verſteckte er ſich in der Scheuer unter dem Stroh, er hatte auch nicht lange gewartet, da kam die Frau mit einer leeren Schüſſel in der Hand. Sie ſtieg die Leiter hinauf, hielt ihren Kopf unter und rief: „Hans, druttel Hirſebrei!" Da fiel es von oben herab, als ob naſſer Lehm in den Topf klatſchte und ehe man ſich's verſah, war die ganze Schüſſel voll. „Auch Butter drauf." befahl jetzt die Frau wieder und es raſſelte, als ob kleine Klumpchen vom Dache fielen auf den Brei. Dann ging die Frau in's Haus und ſetzte ihren Leuten den Hirſebrei vor. Der Knecht hatte mit Verwunderung den ganzen Verlauf mit angeſehen und ſo gut es ihm ſonſt in der Regel ſchmeckte, heute dankte er doch für das Eſſen. Die Frau aber war eine Hexe. (Mündlich).

3. Vom Nachtmanen. Es iſt ſchon lange her, da kam der Chriſtoph Rüdiger mit ſeinem Knechte eines Abends von ſeinem Acker und Weide hören in einem Buſche etwas raſcheln. Der Knecht in der Meinung es ſei ein Haſe, ſagt: „Ich wollt' ich hätt' ihn uf mei'm Racken," und wie er das ſagt, wird er auf einmal todtenblaß, ſtöhnt und ächzt, wie unter einer ſchweren Laſt. „Uh! uh! wie ſchwer! Chriſtoffel helft mer doch!" — Der Bauer ſieht nichts, aber der arme Knecht ſchleppt ſich gebückt und mühſam einige Schritte, während ihm dicke Schweißtropfen von der Stirne fließen: Endlich bricht er in die Worte aus: „Gewiß iſt es ein Nachtmane. Hu, hu, wenn ich doch nichts geſagt hätte. — So nun iſt's weg!" — Wie er das letzte Wort geſprochen hat, ſteht er plötzlich wieder aufrecht, nimmt ſich aber heilig vor, ſich niemals wieder etwas auf ſeinen Racken zu wünſchen.

Ein andermal fährt ein Bauer in der Dämmerung mit ſeinem Weib und Kinde über Feld. Der Knabe, der nach Kinderart fröhlich nach allen Seiten blickt, ruft plötzlich: „Mutter, ſieh doch das ſchöne Hündchen. Ach, Mutter, Vater! wie niedlich, es läuft blos auf den Hinterfüßen und iſt doch immer dicht hinter dem Wagen." — Doch

die Mutter gibt dem Kinde keine Antwort, blickt ſich auch nicht um, ſo ſehr der Knabe bittet; und der Vater macht es ebenſo und haut nur tüchtig auf die Pferde los, ſo daß man bald im raſchen Trabe die erſten Gärten vom Heimathsdorfe erreicht. Das Hündchen iſt wohl immer, wie der Knabe ſieht, dicht hinter dem Wagen und auf den Hinterpfoten laufend geblieben, ohne daß es ihm große Anſtrengung gekoſtet oder daß es ſcheinbar ſeinen Lauf beſchleunigt. Jetzt iſt es aber auf einemal verſchwunden und aus tiefer Angſt erlöſt ruft die Mutter: „Ach, Kind, in welcher Gefahr biſt du geweſen. Haſt du nicht gewußt, daß das Hündchen ein Nachtmane iſt? Hätte ich mich umgeſehen, oder dir nur eine Sylbe geantwortet, ſo würde es ſich auf uns geworfen und vielleicht zu Tode gepeinigt haben.“ — (Mündlich).

4. Der geſpenſtiſche Mann. Mein Vater mußte einſt an einem Sonntage noch ſpät von Eiterhagen nach Kaſſel reiten, wohin ihn ein nothwendiges Geſchäft rief. Und er war ſehr froh, als er endlich den Söhrwald hinter ſich hatte und bei den ſogenannten Tiſchen vorüber die Landſtraße erreichte, welche von Meiſungen nach der Stadt führt. In demſelben Augenblick, als er aus dem dunkeln Wald mit ſeinem Gaul über den Chauſſeegraben ſetzte, beleuchtete der Mond die ganze Gegend und er ſah deutlich, wie von der andern Seite gleichfalls ein Mann aus dem Gebüſch ſich auf die Straße ſchwang und ſomit dicht neben ihn oder vielmehr hinter ihn zu ſtehen kam. So angenehm nun ein Geſellſchafter bei dem Abend und auf der unheimlichen Stelle für meinen Vater geweſen wäre, ſo hatte doch die Erſcheinung jenes Mannes etwas ſo Geiſterhaftes und Erſchreckendes, daß er es nicht wagte, ihn anzureden, ſondern nach der Piſtole faßte, die in der Satteltaſche des Pferdes ſteckte. Auch der Fremde ſprach kein Wort, er hielt ſich vielmehr immer ganz nah bei dem Reiter. Du willſt doch ſehen, was es mit dem Burſchen für eine Bewandtniß hat? Denkt mein Vater und fängt an zu traben. Allein wie ſehr er auch ſein Roß anſpornt und jetzt in vollem Galopp die Straße bergab rennt: der Mann hält mit dem Gaule gleichen Schritt und bleibt auch keinen Fuß breit zurück, ohne daß man eigentlich weiß, wie er von der Stelle kommt. So geht es fort und fort und als man nach Verlauf von einer halben Stunde etwa die erſten Häuſer von Waldau erreicht, ſo iſt zwar immer das Geſpenſt neben dem Gaul geblieben, jetzt aber mit einem Male verſchwunden. Mein Vater, dem der kalte Schweiß von der Stirn fließt, athmet wieder auf und reitet aber

eben ſo ſchnell durch das Dorf, um dann baldmöglich nach Caſſel zu kommen. Doch bei den letzten Gärten von Waldau hat ſich auch der unheimliche Gaſt wieder eingefunden, ſpringt wie das erſtemal auf die Landſtraße und begleitet ſo meinen Vater bis zu dem Chauſſeehauſe am Siechenhofe, wie raſch auch im Trabe die Strecke bis dahin zurückgelegt wird. Mit Schaum bedeckt langt das Pferd hier an und als mein Vater ſich herunterſchwingt, um das Chauſſeegeld zu bezahlen, beugt ſich der Mann zurück, weil er ſonſt von dem Sporn des Reiters ins Geſicht geſtoßen wäre und iſt dann auf immer verſchwunden. — Ein wirklicher Menſch, ſo verſicherte jedesmal der Erzähler, wäre nicht im Stande geweſen den ganzen Weg in ſolcher Schnelligkeit zu machen. Was es aber für ein Spuck geweſen iſt, weiß ich nicht zu ſagen? — (Mündlich).

5. Die Geiſterſtimme. An einem ſchönen Sommertage ritt einmal mein Großvater an dem Homberger Schloß vorüber, um einen Freund zu beſuchen. Das Wetter war herrlich und der Himmel ſo klar, daß man kein Wölkchen an ihm erblickte. Dicht unter dem Schloßberge rief auf einmal eine Stimme, die aus der Höhe zu kommen ſchien, meinem Großvater die Worte zu: „Reiter, reit ſchwind, es wird bald regnen!“ — Verwundert ſchaute dieſer auf, konnte aber nirgends einen Menſchen entdecken, noch weniger hätte er vermuthet, daß die Weiſſagung, die ihm auf ſo unbegreifliche Weiſe geſchehen, ſich erfüllen würde? Denn kaum war er ein paar hundert Schritte weiter getrabt, als ein heftiger Regen vom Himmel ſtürzte, der ihn vollſtändig durchnäßte, wenn er auch nicht lange anhielt. Und ſo oft er ſpäter an dem verfallenen Schloßthurme zu Homberg vorüber kam, gedachte er dieſer Geiſterſtimme. (Mündlich).

6. Der Hexen Kunſt. Die erſte Probe einer Hexe beſteht meiſt darin, daß ſie einem Menſchen oder einem Hauſe, welches ihren Zorn auf ſich gezogen, Läuſe anhext und allgemein wird das Vorkommen dieſes Ungeziefers, das doch meiſt in Unreinlichkeit ſeinen Grund hat, einem böſen Weibe zugeſchrieben. Die Läuſe laſſen ſich dann auch nicht durch gewöhnliche Mittel vertreiben, ſie finden ſich nicht allein in großer Menge, ſondern vergehen auch nur dann, wenn die Hexe es will.

Ihre Kunſt theilt die Hexe gewöhnlich bei ihrem Sterben der älteſten oder der jüngſten Tochter mit und vor dieſen muß man ſich denn am meiſten hüten.

Das Vieh iſt behext, wenn z. B. plötzlich eine Kuh entweder

gar keine oder anſtatt der Milch Blut gibt. Gewöhnlich iſt die Hexe unter der Geſtalt einer Katze in den Stall gekommen, muß nun durch das Ausſprechen einer Zauberformel gerufen werden und erſcheint, obgleich alle Thüren feſt verriegelt ſind, doch mit irgend einer Bitte vor dem Eingang. Man darf ſie aber ja nicht hereinlaſſen, noch weniger ihre Bitte gewähren. (Das beſte Mittel gegen das Beheren des Viehes iſt, daß am Abend vor dem erſten Mai an jede Thüre drei Kreuze gemalt werden).

Kleine noch ungetaufte Kinder ſind ganz vorzüglich der Gefahr des Beherens ausgeſetzt und die Wöchnerin muß ſehr auf ihrer Hut ſein. In Kleinſchmalkalden lag einſt die Frau eines Metzgers in den Wochen. Das Kind war ſehr geſund und da die Ehegatten mehrere Kinder durch den Tod verloren hatten, ſo freuten ſie ſich ſehr über das Neugeborene. An einem Abend ſpät, als der Mann ſchon zur Ruhe gehen will, klopft es an die Thür und es ahnet ihm gleich nichts Gutes. Er ruft alſo ſchnell ſeiner Frau zu: „Sell, halt din Keind feſt!“ und geht auf die Hausflur. Richtig, hier ſteht ein Weib aus dem Dorfe, das mit Recht ſchon lange keinen guten Ruf beſitzt. Es iſt ſehr freundlich, hat allerhand zu erzählen und händigt endlich dem Manne, der auf heißen Kohlen ſteht und nicht weiß, wie er die Zudringliche los werden ſoll, drei Groſchen ein, die ſie ihm ſchuldig zu ſein behauptet. Der Metzger nimmt das Geld und iſt nur froh, als die Hexe das Haus verläßt. Aber er hätte nichts von ihr annehmen dürfen und kaum iſt eine halbe Stunde verfloſſen, ſo bleiben die böſen Folgen nicht aus. Das arme Kind, das eben noch ſo friſch und munter war und das die Mutter feſt in ihren Armen gehalten, wird plötzlich ſo krank, daß ſie an ſeinem Aufkommen verzweifelt. Da iſt nun guter Rath theuer. Endlich entſchließt ſich der Gatte in den ſauern Apfel zu beißen und die Hexe dreimal um Gotteswillen zu bitten, damit nur ſein Kind wieder geneſe. Die Nacht iſt ſehr finſter und der Weg nach der Wohnung der Hexe weit. Allein die Hexe hat es ſchon gewußt, daß der Mann ſie aufſuchen werde, und kaum iſt er auf der Straße angekommen, ſo findet er das Weib und kann es dreimal um Gotteswillen bitten. Darauf iſt denn auch das Kind bald wieder geſund geworden und lebt noch bis heute. (Mündlich).

7. Nordshauſen. Noch ſtehen einige Ueberreſte von dem ehemaligen Nonnenkloſter zu Nordshauſen und umgeben die kleine Kirche, die ſchon vor ſechshundert Jahren erbaut wurde, ſo maleriſch, daß gar oft Freunde der Natur und des Alterthums davon ange-

lockt wurden. Natürlich fehlt es diesem Orte nicht an mancherlei Geisterspuck. Wen um Mitternacht sein Weg dabei vorüberführte, der sieht eine Laterne aus den Mauern des Kreuzganges über die Wiesen huschen und bald hinter den Bäumen verschwinden, doch den, der sie trägt, sieht er nicht. Es ist ein Mönch aus dem Kloster Weißenstein, welcher den Nonnen zu Nordshausen einen heimlichen Besuch abstattet. Ebenso erscheint zur Adventszeit häufig eine Jungfrau mit abgehauenem Kopfe; das ist eine Nonne, die zur Strafe für ihren unsittlichen Wandel im Grabe keine Ruhe findet. Vorn an der Straße hat sich von den Klostergebäuden das sogenannte „Steinerhaus" erhalten. Es diente zur Aufnahme der vielen Zehnt- und Fruchtgefälle, womit das Kloster begabt worden. Einst kamen einige Mädchen aus der Spinnstube und als sie furchtsam und ängstlich an der Ecke vorüber schlichen, erhob sich auf einmal ein schreckliches Gepraßel in dem Steinerhaus, wie wenn hundert leere Metzen und Schaufeln auf dem Boden umher gerollt würden. Die armen Mädchen wären beinah vor Entsetzen gestorben. Das waren die ehemaligen Klostervögte, welche die Nonnen um die Früchte betrogen haben, die müssen nun spucken. Auch ein Hund mit drei Beinen sitzt um Mitternacht an der Kirchhofsmauer. (Mündlich).

8. Dieteloch. Dem Treiben einer Hexe ist oft nicht leicht auf die Spur zu kommen und schon lange hatte man sich den Kopf zerbrochen, auf welche Weise die Nachbarin so schöne Butter zu Stande bringe und noch dazu von Einer Kuh. Endlich bemerkte man, daß die Hexe mit ihrem Butterfaß jedesmal in den Keller schlüpfe und dann mit der schönsten Butter daraus hervorkam. Es mußte sich also jemand in dem Keller verstecken und der hörte nun ganz deutlich, daß die Frau ihren Napf auf den Boden setzte und rief: „Dieteloch, komm her in meinen Butterkrug." Da watschelte auf diesen Ruf eine Kröte mit großen grünen Augen herbei und hüpfte in den Napf und alsbald war dieser mit herrlicher Butter angefüllt. Nun wußte man woher die schöne Butter kam? (Mündlich).

9. Der feurige Drache. Zwei Burschen von Nordshausen wollten an einem Herbstmorgen früh um zwei Uhr nach der Wiese zum Mähen. Und während der Eine noch zu Hause beschäftigt ist, macht sich der Andere mit seiner Sense auf den Weg. Am Ende des Dorfes wird er durch ein furchtbares Rauschen aufgeschreckt, er blickt in die Höhe und sieht jetzt wie ein langer feuriger Drache gerade über dem Hause der Hexe dahin braust. Das Ding ist wenig-

ſtens hundert Fuß lang, an beiden Enden ſchmal und in der Mitte etwa eine Elle breit, auch iſt es kaum ſo hoch über ihm, daß er es faſt mit ſeiner Senſe erreichen kann. Vor Angſt fällt er wie todt auf die Straße und als nach einer Weile der andere Burſche zu ihm kommt, weiß dieſer nicht, was er denken ſoll, hebt ihn auf und trägt ihn wieder nach ſeiner Wohnung. Hier dauert es einige Stunden bis der Arme ſo weit hergeſtellt iſt, daß er ſein gehabtes Abentheuer erzählen kann. (Mündlich).

10. Die Hexe zu Elgershauſen. Das müßte ein ſchlechtes Dorf ſein, das nicht wenigſtens Eine Hexe beſäße, gewöhnlich haben ſie mehrere. Auch in Elgershauſen war eine Frau ſtark im Verdacht und ihr Nachbar wollte gern ſehen, was an dem Ding Wahres ſei. Eines Abends alſo, als er aus dem Wirthshauſe kommt, ſieht er noch Licht in dem Hauſe der Hexe und ſchleicht leiſe dicht heran. Da ſieht er denn wie die Frau mit dem Licht in den Keller geht, dort ein leeres Faß nimmt und das Faß voll Butter hext. Ihm ſteigen bei dem Anblick alle Haare auf dem Kopfe in die Höhe und eilig will er in ſeine Wohnung ſchlüpfen. Aber merkwürdig, er kann dieſe nicht finden. Er läuft und ſucht und nachdem er wohl eine halbe Stunde vergebens ſich abgeängſtigt hat, wird er gewahr, daß ihm die Füße ganz naß und kalt ſind und zuletzt überzeugt er ſich, daß er in der ganzen Zeit in dem Bache, der neben dem Dorfe vorbei fließt, auf- und abgelaufen iſt. Das war die Strafe dafür, daß er eine Hexe belauſcht hatte und in ſeinem Leben hat er es nicht wieder gethan. (Mündlich).

11. Der Wachtpoſten. Mein Vater, der damals noch bei den gelben Dragonern ſtand, mußte einſt vor dem Schloß in Hofgeismar die Wache beziehen. Das heißt, es war eigentlich noch nicht die Reihe an ihm, allein zwei von der Mannſchaft waren nach wenigen Minuten ohne Karabiner und Säbel in voller Haſt von dem Poſten weg gelaufen, weil ſie behaupteten, es ſei in dem Schloſſe nicht richtig, ſie könnten es nicht mehr aushalten. Der Corporal hatte ſie wohl tüchtig herunter gemacht und feige Memmen geſcholten, allein was half's, ſie waren nicht wieder auf den Poſten zu bringen. Conrad, ſagte er endlich zu mir, ich weiß du biſt ein braver Kerl und fürchteſt dich nicht, nimm deine Sachen und ſtell du dich hin. Wir kommen ſonſt alle in's Loch, wenn's der Lieutenant gewahr wird. — Was war zu machen? ich ging und nahm mir feſt vor Stand zu halten. Kaum war ich ein paarmal auf- und abgegangen, ſo be-

gann ein Rumoren und Geraſſel, daß mir doch nicht wohl ward. Ich ſchnallte meinen Pallaſch länger, damit er beſſer über das Steinpflaſter hinklappern konnte und dachte damit dem Geſpenſt Furcht einzujagen. Aber Proſit die Mahlzeit! es wurde nur ſchlimmer und beſonders in dem Gewölbe des Schloſſes tobte es fürchterlich. Schon wollte ich auch fortſpringen, doch trieb mich die Neugierde erſt durch das Kellerloch zu gucken, aus dem mir ein Licht entgegen ſchimmerte. Ich that's und ſiehe da, ein paar Burſche luden die Steinkohlen in Körbe und Kaſten, womit am andern Morgen die fürſtlichen Zimmer geheizt werden mußten und was vielleicht zu ſpät befohlen war. Nun wußte ich die Urſache des Spektakels und blieb lachend bis die Stunde herum war. (Mündlich).

12. Die Katzen. Gar vielmal iſt es paſſirt, daß die Schildwachen des Nachts etwas geſehen haben, Männer in groſſen Mänteln oder dergleichen. Aber immer hat es ſich auf natürliche Weiſe erklärt, wie die Geſchichte in Hofgeismar. Nur einmal erſchienen ein paar Katzen um Mitternacht, die tanzten auf einem Hügel im Mondenſchein dem Poſten gerade gegenüber. Zuerſt lachte der Soldat über ihr tolles Gebahren, zuletzt aber wurde es ihm zu arg. Er ſchrie, ſprang dann mit dem Säbel auf ſie zu, doch traf er keine. Sie waren weg, in der nächſten Minute aber wieder da und ſo ging es fort bis die zwölfte Stunde vorüber war. Das ſind auf jeden Fall Hexen geweſen. (Mündlich).

13. Die bunte Katze. Will man von Niederzwehren nach der Knallhütte, ſo kommt man an eine Stelle, da iſt es nicht richtig. Es ſitzt eine bunte Katze neben der Landſtraße, die haben Viele des Nachts geſehen und Niemand würde ich rathen mit dem Thiere anzubinden. Eines Abends waren mein Großvater und der Schmied von Nengershauſen ein Bischen länger in Kaſſel geblieben als gewöhnlich, auch hatte der Letztere vielleicht etwas zu viel getrunken und ſo konnte Mitternacht nahe ſein, als ſie an die bemerkte Stelle kamen. „Gevatter," ſagte mein Großvater zum Schmied, „nehmt Euch in Acht, dort glaube ich, ſitzt die bunte Katze." — Was, Katze!" rief dieſer. „Vor Katzen fürcht' ich mich nicht, die ſchlag ich, daß ſie gern davon laufen." Damit hieb er nach dem Ding, das wirklich auf ſeinem Flecken ſaß. Im Nu war es verſchwunden und lachend rühmte ſich der Schmied ſeiner Heldenthat. Allein nach einigen Minuten fing er an zu ächzen und zu ſtöhnen, als ſei ſeine letzte Stunde gekommen. Und auf die Frage, was ihm denn wäre?

ſagte er, es hänge ihm ſo ſchwer hinten auf dem Rücken, er wiſſe nicht was es ſei, fühle auch nichts und doch könne er kaum gehen. Mein Großvater der auch nichts bemerken konnte, ſprach ihm Muth ein und ſo gelangten ſie endlich nach Hauſe. Aber wie viel Zeit ſie zu der kleinen Strecke brauchten und wie ſauer der Weg ihnen geworden iſt, läßt ſich kaum ſagen. Kurz vor der Knallhütte war das Ding auf einmal weg. (Mündlich).

14. Der Schimmel. Derſelbe Schmied wollte auch einmal Abends nach Haus und da er einen ziemlich ſchweren Eiſenſtab zu tragen hatte, den er andern Tags in ſeiner Schmiede brauchte, ſo dachte er, ich wollte du träfeſt unterwegs einen Gaul oder einen Wagen, damit du fahren könnteſt. Kaum hat er es gedacht, ſo ſteht ein ſchöner Schimmel vor ihm und ohne langes Beſinnen hat er ihn gefaßt und beſtiegen. Jetzt geht es in ſolchem Galopp über die Felder und Wieſen hin, daß dem armen Reiter die Haare zu Berge ſtehen, er ſeinen einen Schuh verliert und die Eiſenſtange dazu. Auch wird der Schimmel mit jedem Augenblick höher und höher: er reicht ſchier bis an die Wolken und tief unter ihm liegen die Bäume und Dörfer. Zum Glück iſt es ganz mondhell und bei dem tiefen Schnee, der die Gegend bedeckt, läßt ſich Alles noch viel beſſer beobachten. Nicht weit von Rengershauſen fällt mein Schimmel plötzlich zur Erde, der Schmied liegt gleichfalls im Schnee und kommt endlich nach Hauſe. Den Schimmel hat er nicht wieder geſehen und am andern Morgen, wo ſie hingehen, finden ſie auch die Eiſenſtange und den verlornen Schuh, ſehen die Fußtapfen des Schmieds im Schnee und wie er mit dem Schuh und dem einen bloßen Fuße herumgeirrt iſt, doch eine Spur von dem Pferde iſt nicht zu ſehen. (Mündlich).

15. Der Feuerklumpen. Die Frau eines Schmieds zu Elgershauſen war eine ſehr fleißige arbeitſame Haushälterin. Des Morgens, wenn der Mann und der Geſelle in die Schmiede ging, ſäumte ſie gleichfalls nicht und brachte den Kühen ihr Futter, das ſie des Abends vorher ſchon in der Scheune zurecht gelegt hatte. Eines Morgens geht ſie wie gewöhnlich mit dem Korbe nach der Tenne um das Futter zu holen, gewahrt aber zu ihrem Schrecken, daß auf dem Heu ein Haufen glühender Kohlen liegt, die ſo hell leuchten und funkeln wie geſchmolzenes Gold. Eine Minute ſtarrt ſie die Kohlen an, läßt dann ihren Korb fallen und geht rücklings leiſe wieder aus der Scheuer heraus. Nun erzählt ſie voll Angſt ihrem Mann, was ſie geſehen. Da machen ſich Beide auf und eilen

nach der Tenne, wo sie zwar das Heu noch finden, aber von den glühenden Kohlen sehen sie nichts. Der Geselle hat nachher immer behauptet, in der Scheune müßte ein Schatz vergraben sein, den die glühenden Kohlen angezeigt hätten. Bis jetzt hat man aber noch nicht nachgespürt. (Mündlich).

16. Eine Allee im Kuhstall. Ein andermal saß eine Frau unter ihrer Kuh, um sie zu melken. Die Frau fürchtete sich nicht und hatte auch nie etwas gesehen. Plötzlich war es ganz hell in dem Kuhstall, er ward zugleich weit und hoch und schien in eine lange Allee sich auszudehnen, in der man nach Belieben lustwandeln könne. So auffallend auch die Erscheinung sein mußte, der Frau kam sie ganz natürlich vor und sie erfreute sich derselben eine Zeit lang. Sie hatte das Melken und ihren Milcheimer ganz vergessen, denn wie im lichten Sonnenschein erglänzte der dunkle enge Stall. Dann wurde ihr unheimlich zu Muthe, sie wollte rufen und davon laufen, als die schöne Allee auf einmal verschwunden war. (Mündlich).

17. Der lange Hund. Ein Mann von Elgershausen hatte einst noch mehrere Schieblarren nach Kassel zu bringen und da es schon ziemlich spät war, sagte er seiner Familie, sie möchten nicht auf ihn warten, er bliebe wahrscheinlich des Nachts in der Stadt. Sie dachten also nicht an seine Zurückkunft und waren sehr erstaunt, als er dennoch, als sie sich eben zur Ruhe legen wollten, erschien und zwar sehr aufgeregt und ohne seine Mütze und seine Handschuhe, die noch ganz neu waren. Sie fragten ihn und endlich brach er in die Worte aus: „Ach, wenn Ihr wüßtet, wie es mir ergangen ist! Ich wollte erst in der Stadt übernachten, machte mich aber dennoch auf den Weg, da der Mond so hübsch schien und kam auch glücklich bis zu den Bergeswiesen, wo der Pfad sich unter dem Prasselsberge hinzieht. Hier stand auf einmal ein sonderbares Ding neben mir. Es sah wohl aus wie ein Hund, war jedoch viel länger und ganz schwarz. Dabei war es immer dicht neben mir und kam mir sogar zwischen die Beine. Wenn ich nun auch den einen Fuß zurückzog, um das fatale Gespenst los zu werden, gleich war es mir wieder zwischen den Beinen, ich mochte mich stellen, wie ich wollte. Wohl über eine Stunde habe ich zugebracht, ehe ich das Ende der Wiesen erreichte, denn das Thier verließ mich keinen Augenblick und bei dem hellen Mondschein konnte ich jede seiner schlangenartigen Bewegungen beobachten. Ich verlor meine Mütze und meine neuen Handschuh, aber um das Leben willen hätte ich mich nicht umgedreht oder danach

gebückt; denn der Hund muß ein Wehrwolf gewesen sein und mit dem ist nicht zu spaßen. (Mündlich).

18. Der graue Mann. Zwei Leute wollten eines Abends von Altenbauna nach der Knallhütte und gingen bei dem sogenannten Eichenlohe über die Aecker und Stoppelfelder, weil der Fahrweg zu schmutzig war. Der Eine als reicher Bauer hatte seine kurze Meerschaumpfeife mit dem Silberbeschlag und der silbernen Kette im Munde und dampfte wohlgemuth daraus. Darum ward er fast unwillig, als der Andere ihn mehrmals und immer dringender bat, er möchte die Tabakspfeife in die Tasche stecken und von dem Acker in den Fahrweg kommen. „Ich weiß gar nicht," sagte er endlich, „was du dabei hast, daß ich in den Schmutz waten und nicht mehr rauchen soll? Sei doch nicht so eigensinnig." Da aber der Andere sein Verlangen wiederholte und auf keine Weise davon abzubringen war, that er ihm endlich den Gefallen und sie kamen glücklich auf die Knallhütte. „Gottlob," sprach jetzt der Zweite, „daß wir da sind. Als wir über das Feld wanderten und du deine Pfeife im Munde hattest, da sah ich beständig einen großen grauen Mann, der griff danach und wollte sie dir wegreißen. Ganz gewiß hättest du sie auch eingebüßt, wenn wir nicht in den Fahrweg gegangen wären." Der Erste aber lachte und sagte: „ich habe nichts gesehen." Freute sich aber doch, daß er seinen Meerschaumkopf behalten. (Mündlich).

19. Festmachen. Vor langer Zeit lebte in Homberg ein Wasenmeister, der verstand die Kunst die Leute fest zu machen, so daß sie nicht von der Stelle konnten. An einem Sonntagmorgen kamen die Homberger aus der Kirche und sahen nicht weit von des Wasenmeisters Haus ein Weib auf den Planken hängen, das schreit gar jämmerlich, es sei fest gebannt und könne nicht los kommen. Man versammelt sich voll Angst und vereint seine Bitten mit dem Flehen der Frau. Da sagt der Wasenmeister: Nun diesmal will ich dich noch frei geben. Wenn es aber wieder so kommt, sollst du hängen bleiben und hätte die Sonne auf dich geschienen, so wärest du elendiglich vertrocknet." Darauf konnte das Weib von den Planken herunter und ging nach Haus. — Später freilich, als dieselbe Frau sich mit dem Wasenmeister verneint hatte, rief sie aus: „Wißt Ihr noch, daß Ihr mir damals fünf Silbergroschen gegeben habt, damit ich mich an die Planken hängen und sagen mußte, ich könne nicht loskommen?" — Aber Niemand hat es ihr geglaubt und an der Zauberkunst des Wasenmeisters gezweifelt. (Mündlich).

20. Der Hexen Rache. Die Tochter von einer Frau, welche in dem Rufe ſtand, daß ſie hexen könne, liebte einen Bauersburſchen und hätte ihn gern genommen. Allein der Burſch wollte nicht, konnte es jedoch nicht verhindern mit dem Mädchen auf der Kirmes einmal zu tanzen. Während des Tanzes gibt ſie ihm zwei Birnen und bittet ihn, ſie alsbald zu eſſen. Er dagegen ſteckt die ſchönen Birnen einſtweilen in die Weſtentaſche, vergißt ſie und legt ſpäter ſeine Weſte mit den Birnen zu Haus in die Lade. Als er nach einigen Tagen zufällig ſeine Lade öffnet, da ſpringen ihm zwei häßliche Kröten entgegen. Das waren die Birnen und ſie hätten ihm jedenfalls das Leben gekoſtet, wenn er ſie nach des Mädchens Willen gegeſſen hätte. (Mündlich).

21. Das Grastuch. In Schönborn lebte ein Schäfer, der konnte Geiſter bannen, ſo daß er weit und breit zu Rathe gezogen wurde. Einmal befand ſich der Bauer auf einem benachbarten Dorfe in großer Noth, weil ihm durch eine böſe Hexe die Milch ſeiner Kühe genommen. In der Angſt ſchickt er ſeinen Sohn mit einem kleinen Thaler und dem Auftrage nach Schönborn jenen Schäfer um Hülfe zu bitten. Der Junge in ſein Leben wenig aus dem Dorfe gekommen, kennt namentlich den Schäfer nicht. Er weiß alſo dieſen nicht zu finden, getraut ſich auch nicht in dem fremden Dorfe nach ihm zu fragen. Plötzlich ſieht ein Mann mit einer Strumpfmütze auf dem Kopfe aus dem Fenſter heraus und ſpricht zu dem Jungen: „Höre, Burſche, du willſt zu mir. Dein Vater hat dir einen kleinen Thaler gegeben, weil Eueren Kühen die Milch genommen iſt. Komm nur herein, ich will dir ſchon lehren, wie dem zu helfen iſt.“ — Niemand iſt froher als der Sohn bei dieſen Worten und ohne Umſtände tritt er zu dem Manne ein. Dieſer führt ihn darauf in die Kammer zu einem Spiegel, darin ſieht der Sohn ganz deutlich, wie eine Frau ein Grastuch an den vier Zipfeln aufgehangen hat und daraus eine Menge der ſchönſten Milch erhält. „Merkſt du nun,“ ſpricht der Mann, „warum Euere Kühe trocken ſtehen? Aber nimm dieſes Handtuch, in welches ich einen Knoten geknüpft habe, dem keine Hexe widerſtehen kann, und wenn du nach Hauſe kommſt, ſo ſage deinem Vater, er ſolle nur tüchtig auf das Tuch los hauen. Dann würde ſchon jemand erſcheinen und flehentlich bitten, mit den Schlägen aufzuhören.“ Der Junge thut, wie ihm geheißen wird und auch der Bauer iſt mit dem Knittel nicht faul. Da kommt denn bald eine Nachbarin, die iſt braun und blau zerſchlagen und von der Stunde an gaben die Kühe wieder ihre Milch. (Mündlich).

22. Der Schäfershund. In Wernswig ging es eines Winters einmal den Mädchen recht übel. Wenn sie Abends in die Spinnstube wollten oder wieder nach Hause mußten, war selten eine, die ohne gefoppt zu werden davon kam. Ehe sie sich es versahen, hing sich ihnen etwas hinten an den Rock oder sprang ihnen gar auf den Rücken, so daß sie gar keinen Spaß hatten und ihnen Angst wurde, sowie der Abend kam. Zuletzt wurde das Ding so arg, daß die Burschе davon Kunde erhielten und sich vornahmen der Sache ernstlich nachzuspüren. Sie entdeckten dann, daß es ein muthwilliger Schäfershund sei, der sich das Vergnügen mache, die armen Mädchen an den Röcken zu zausen und so war ihm das Handwerk bald gelegt. (Mündlich).

23. Der Uhu. Einige Freunde des edlen Waidwerkes zogen an einem Abende in den Wald, um einem Fuchse aufzulauern, der seinen Bau daselbst hatte. Der Eine kam unter eine sehr alte, halb verdorrte Eiche zu stehen. Gegen Mitternacht erhob sich über ihm in der Luft ein solches Rauschen und Prasseln, daß er viel lieber in seinem Bett gewesen wäre, als hier in der Dunkelheit und bei dem Geisterspuck, zudem auch der Fuchs nicht zum Vorschein kam und alle Mühe und Sorgfalt vergebens war. Am folgenden Abend sollte es wieder auf den Anstand gehen, wie wenig Lust auch unser Jäger dazu verspürte, da er von einem Bekannten erfahren hatte, daß es unter jener Eiche nicht richtig sei. Es habe sich einmal Einer da erhängt. Auf das Drängen der Andern ließ er sich jedoch zum Mitgehen bereden, er stand wieder unter dem fatalen Baum und das Prasseln wurde zur selben Zeit noch schlimmer denn zuvor. Den Fuchs erhielten sie auch diesmal nicht und so mußte denn am dritten Abend ihm nochmals nachgespürt werden. Jetzt willst du aber die Geschichte doch aufdecken, denkt der Jäger, und läßt in den einen Lauf seiner Doppelflinte eine Kugel rollen, während der andere mit Schrot geladen wird. „Was machst du denn da?“ fragen die Freunde. „Das werdet ihr schon sehen,“ ist seine Antwort. Und wie nun richtig zwischen elf und zwölf Uhr der unheimliche Spektakel unter der Eiche beginnt, läßt der Jäger beide Läufe auf einmal losknallen, so daß die Andern rufen und fragen, ob er den Ersehnten endlich getroffen? Der aber hat gerade über sich nach dem Gespenste geschossen und siehe, ein großer Uhu liegt zu seinen Füßen. Jetzt wußte er, woher das Gepraſſel kam. (Mündlich).

24. Der Haſerſack. Ganz ähnlich erging es faſt jenem Manne, der um Mitternacht an der unheimlichen Stelle vorbei reiten mußte, wo ein Fuhrmann ums Leben gekommen war. Der Ort hatte zudem nichts Angenehmes. Denn die Straße ging dicht an einem Abgrund vorüber und auf der andern Seite erhob ſich eine ſchroffe Felswand, ſo daß man am hellen Tage vorſichtig ſein mußte. Da das Pferd aber ein gut geſchultes Thier war und der Mann ein tüchtiger Reiter und er überhaupt gern nach Hauſe wollte, ſo ritt er getroſt in die Finſterniß hinein. Auf dem böſen Fleck fing das Roß an zu ſchnauben, bäumte ſich furchtbar und wollte durchaus nicht vorwärts. Drohungen und gute Worte blieben fruchtlos, ſo daß der Reiter ſich gezwungen ſah abzuſteigen, um es in anderer Weiſe zu verſuchen. Die Nacht war ſo dunkel, daß man nichts, durchaus nichts ſehen konnte. Es galt alſo langſam vorzugehen und mit der Reitpeitſche auf der Straße herum zu taſten. Jetzt glaubte der Mann etwas Weiches zu entdecken und meinte, es könnte vielleicht ein Betrunkener ſein, welcher dahin gefallen? Nach längerem Befühlen ſtellte es ſich heraus, daß es ein Sack mit Haſer war, den jemand dort verloren. (Mündlich).

25. Der Ziegenbock. In Fulda wurde einſt einem Barbiersgeſelle von dem Meiſter in der erſten Nacht eine Kammer auf dem Boden zur Schlafſtelle angewieſen, welche auch manchmal zum Aufbewahren von Frucht diente und worin im Augenblick eine Parthie Haſer aufgeſchüttet war, was aber der Geſelle nicht wußte und auch nicht bemerkte. Er warf ſich vielmehr, ermüdet von der Reiſe, bald auf ſein Lager und ſchlief nach kurzer Zeit ein. Ein eigenthümliches Raſcheln ſtörte ihn in ſeinem Schlummer und da der Mond hell in die Kammer ſchien, ſo konnte er deutlich ſehen, wie der Böſe in ſeiner eigenen ſchrecklichen Geſtalt mit Hörnern und einem Pferdefuße durch die Thür geſchlüpft war und in der Kammer rumorte. Hoher Muth war dem Barbiersgeſellen juſt nicht beſchieden und ſo konnte es denn auch Niemand dem Burſchen verdenken, wenn er ſeinen Kopf raſch unter die Bettdecke ſteckte. Mochte nun der Teufel keinen Gefallen an ihm finden oder ſonſt etwas Beſſeres zu thun haben. Genug, als der Arme es wagte mit dem einen Auge aus dem Bett hervorzuſchielen, war er verſchwunden und ohne weiteres Abentheuer verging die Nacht. Am andern Morgen konnte er doch nicht unterlaſſen dem Meiſter die Geſchichte zu erzählen. Ach, rief dieſer lachend, das iſt mein ſchwarzer Ziegenbock geweſen, der hat die Haſer gerochen, die auf der Kammer liegt. (Mündlich).

26. Die Erscheinung. Auf Wilhelmshöhe mußte in einer kalten Winternacht ein Soldat Posten stehen und zwar auf dem linken Flügel des Schlosses, wo es am stürmischsten war. Der Bursche gedachte in seiner unangenehmen Lage und von Langeweile geplagt so recht lebhaft an seine Mutter, die in Krumbach in ganz guten Verhältnissen lebte und gewiß jetzt in ihrem warmen Stübchen sich recht behaglich fühlte. Nach ein paar Tagen erhielt er einen sehr dringenden Brief von Hause, worin ihm die Mutter schrieb, sie sei sehr in Sorge um seinetwillen. Sie habe des Abends in ihrer Kammer gesessen und gesponnen. Plötzlich sei die Thür aufgegangen und er hereingekommen, habe sehr erfroren ausgesehen, sich zum Ofen gestellt, kein Wort gesprochen und nach fünf Minuten sei er wieder verschwunden. Die gespenstische Erscheinung habe sie so angegriffen und erschreckt, daß sie noch immer zu Bett liege. Sie bäte sehr, ihr doch bald wissen zu lassen, ob ihm etwa ein Unglück begegnet sei. — Der Bursche anfangs wußte sich die Sache nicht zu deuten, dann fiel ihm ein, daß er zu derselben Zeit seiner Mutter erschienen, als er in der Nacht auf dem Posten so lebhaft an sie gedacht habe. (Mündlich).

---

27. Ein Geisterhund. Der Nachtwächter zu Nordshausen hatte die Gewohnheit auf dem Stein neben der Kirchhofsmauer ein wenig auszuruhen, wenn er seine Runde gemacht und die Uhr abgerufen. Es war zwar ein unheimlicher Fleck, ihm selbst aber noch nie etwas vorgekommen, auch fürchtete er sich nicht. Einstmals jedoch um die zwölfte Stunde saß ein schwarzer Hund auf dem Stein und wie sehr auch der Nachtwächter ihn zu vertreiben dachte, der Hund wich nicht. Du willst warten, bis du zurück kommst, dachte der Mann, das Thier wird dann fort sein und du kannst dich auf den Stein setzen. Allein dem war nicht so. Vielmehr hatte der Hund noch eine viel drohendere Stellung eingenommen, glotzte den Wächter mit furchtbaren Augen an, die so groß waren wie Teller und rührte und regte sich nicht. Da fuhr es doch dem Mann wie siedendes Wasser über den Buckel, die Haare sträubten sich ihm auf dem Kopf und er nahm eilig die Flucht. Nur einmal sah er sich um und jetzt war der Geisterhund verschwunden. (Mündlich).

28. Der wilde Jäger. Mein Großvater war ein leidenschaftlicher Weidmann. Er ging einmal an einem hübschen Herbstabende von seinem Hause in Gudensberg den Weg nach Besse hin, weil dort viel Samenfelder standen und man dort etwas hoffen durfte. Lange stand er da mit dem Schießprügel in der Hand und

freute sich der Stille in der ganzen Natur. Nichts regte sich. Endlich gegen elf Uhr hörte er in der Ferne ein dumpfes Rufen und Jagen, als ob eine Reiterschaar sich nahe. Das Rüdengebell und Hussarufen wurde immer vernehmlicher. Zugleich rauschte es durch die Luft gleich einer Jagd. Aber zu sehen war nichts. So zog es unsichtbar in schrecklichem Getöse an ihm vorüber und er stand, bis auch der letzte Ton verhallt war.

Dem Bauer Johannes zu Gudensberg ging es fast ebenso. An einem frühen Morgen im November war dessen Frau aufgestanden, um nach dem Wetter zu sehen. Die ganze Nachbarschaft schlief noch. Auf einmal zog es wie ein wildes Toben über die Stadt her und deutlich vernahm man Jagdrufe und Hundegebell. Der Frau standen vor Schreck die Haare zu Berge. Johannes, rief sie in der Angst, ach Gott, komm und sieh, was da passirt? Dieser ihr Mann hatte sich schnell aus dem Bette gemacht und eilte an das Fenster. Wohl hörte auch er den wilden Ruf und das Toben in der Luft, allein sehen konnte er nichts. (Mündlich).

29. Der Stein bei Dörnhagen. Nicht weit von Dörnhagen liegt ein Stein, hier hat einmal eine Frau Zwillinge geboren und seit der Zeit läßt der Stein Niemanden vorbei, der um Mitternacht des Weges kommt. Ein Knecht, der sich im Wirthshause verspätet, und nach Guxhagen wollte, mußte wieder umkehren, so viel mal er es auch versuchte und so große Mühe er sich gab, um seine Heimath zu erreichen. Der Stein ließ ihn nicht vorbei. — Einst ging ein Mann von Dörnhagen um Mitternacht aus seinem Hause, da packte ihn ein schwarzes Ding und Niemand hat den Menschen seit der Zeit wieder gesehen. — Auch auf einer Wiese bei Dörnhagen ist es nicht richtig. Da geht ein großer Hund um. (Mündlich).

---

30. Das gespenstische Pferd. Damals als die Hessen mit nach Rußland mußten, bekam ein Bursche aus Hadamar von aller Noth und allem Elend, das sie bei schrecklicher Kälte noch zu ertragen hatten, das Heimweh im höchsten Grade. Eines Abends, nicht weit von Warschau, kam er einmal in ein Quartier. Seine Kameraden, die es lange nicht so gut gehabt hatten, wurden sehr munter, er aber blieb so still und traurig, daß es selbst seiner Wirthin, einer alten Frau, auffiel. Sie fragte ihn endlich, was ihm fehle? und er gestand ohne Zögern, daß er das Heimweh habe und kein Doktor ihm helfen könne. „Wenn du zu schweigen weißt," antwortet die Alte, „so will ich dir wohl helfen von deiner Krankheit." —

Der Bursche von Hadamar hätte in seiner Betrübniß Alles versprochen, warum sollte er also das nicht erfüllen, was man von ihm verlangte? „Nun gut," sagt die Frau, „dann sei um elf Uhr diese Nacht bereit. Du darfst aber um keinen Preis ein Wort reden und mußt auch Schlag Zwölf wieder zurück sein." — Um die bestimmte Stunde ist der Soldat fertig. Die Alte führt ihn leise vor die Thür, da steht ein Pferd, das glänzt wie pures Silber. Er schwingt sich hinauf und hat es kaum bestiegen, so geht es hoch durch die Luft, so hoch und so rasch, daß es ihm die Haare auf dem Kopfe in die Höhe zieht. Einmal ist es ihm, als ob er mit dem Fuße in etwas sich gestoßen habe; da fragt ihn das Pferd, ob er wisse, was das gewesen sei? Seinem Versprechen gemäß gibt er aber keine Antwort, auch nicht zum zweiten und zum dritten Male. Da sagt der Gaul: „Es war der Kirchthurm von Stettin, den dein Fuß berührt hat." Dabei geht die schnelle Fahrt immer weiter und allmählig kommt dem Burschen die Gegend bekannt vor. Ja, er glaubt jetzt sogar die Heimath zu erkennen. Und vor Freude und Lust bricht er in die Worte aus: „Gott sei gelobt!" — — Doch kaum ist ihm der Ausruf entfahren, so stürzt er heftig hin zur Erde und das Roß ist zu gleicher Zeit verschwunden. — Nachdem er sich etwas erholt und der Morgen angebrochen ist, hat er drei Tage rüstig laufen müssen, bis er wieder zu seiner Compagnie gekommen. Allein vom Heimweh war er glücklich geheilt und hat es später hundertmal seinen Angehörigen erzählt. (Mündlich).

---

31. Eine ähnliche Geschichte. Der Forstlaufer zu Großenritte mußte einst noch spät nach Hause, weil er sich in Altenstädt etwas zu lange im Wirthshause aufgehalten hatte. Sein Kopf war schwer und seine Beine wollten nicht weiter, da dachte er, hättest du doch ein Pferd, dann kämest du besser vom Fleck und du wolltest es schon reiten. Und ehe er sich's versieht, steht ein Roß neben ihm. Jetzt will er es besteigen, allein es bäumt sich, schlägt hinten aus und macht alle möglichen Capriolen. Zweimal glaubt er es zu erfassen, allein erst beim drittenmale gelingt es ihm, sich in den Sattel zu schwingen. Jetzt geht es aber um so schneller und er muß leider fürchten, daß er anstatt nach Hause weit über Großenritte hinaus komme. Als er sich in wenigen Minuten über seinem Wohnorte sieht, schiebt er das rechte Bein leise über des Pferdes Rücken und läßt sich hinab. Allein unglücklicher Weise verstaucht er sich beim Fallen so in der linken Seite, daß er nach vier Wochen an der Verletzung stirbt. (Mündlich).

---

32. Noch eine ähnliche Geſchichte. Der Schneider Gaſt von Oberzwehren kam einmal um Mitternacht von Kaſſel und wünſchte ſich ein Pferd, denn er war ſehr ermüdet. Augenblicklich ſteht auch ein Roß bei ihm. Er ſetzt ſich auf. Aber anſtatt nach Oberzwehren bringt ihn das Thier nach der Neuenmühle und wirft ihn dann ab. Er hat ſein Leben lang einen Schauder vor dem Reiten behalten und nie wieder ein Pferd beſtiegen. (Mündlich).

33. Der Trompeter. Einem Trompeter, welcher um Mitternacht über die Kloſterwieſe nahe bei Sand reiten mußte, zeigte ſich plötzlich ein anderer Trompeter, welcher dicht neben ihm her trabte. „Im Anfang achtete er nicht auf ſeinen Begleiter, zuletzt wurde ihm aber ſo bange, daß er nicht wußte, was er anfangen ſollte.“ Jetzt fiel ihm ein das Lied anzuſtimmen: „Auf dich, Herr, nicht auf meinen Rath ꝛc.“ Er ergriff alſo ſeine Trompete und ließ den ſchönen Choral durch die ſtille Nacht erſchallen. Da war mit einem Mal der andere Trompeter verſchwunden und auf lange hörte er noch die lauten Hufſchläge des Davoneilenden und ſahe jetzt erſt, daß dieſer keinen Kopf gehabt hatte. (Mündlich).

34. Die Hexe zu Oberzwehren. In Oberzwehren lebte eine Frau, die war auf jeden Fall eine Hexe. Das ganze Dorf wußte es und ſelbſt in den benachbarten Orten galt ſie für eine ſolche. „Jeden Abend, wenn ihr Mann von der Arbeit kam und nun nach dem Nachteſſen ſich zur Ruhe begeben wollte, entſtand, wenn er kaum das Licht ausgeblaſen hatte, ein ſolches Rumoren und Poltern in der Küche und im ganzen Hauſe, daß an keinen Schlaf zu denken war. Als es dem Manne endlich zu arg wurde, fragte er einmal ſeine Frau, was denn das eigentlich zu bedeuten habe und ob denn ſolcher Unfug immer fortdauern ſolle? Zuerſt gab ſie ausweichende Antwort, auf ſein weiteres Drängen ſagte ſie endlich ganz heimlich zu ihm: „Sei nur ſtill und beſchwere dich nicht darüber. Ich will dir das Ding lehren und wenn du mit mir einverſtanden biſt und ordentlich lernſt, ſo werden wir glücklich.“ — Dieſer aber merkte jetzt, was er immer nicht hatte glauben wollen, daß ſeine Frau eine Hexe ſei und wurde ſehr aufgebracht. „Ich will nichts mit den Satan zu thun haben und du ſollſt es auch nicht,“ ſchrie er. — Die Frau aber ließ es nicht. Nach kurzer Zeit zehrte der Mann immer mehr ab und ſtarb eines ſruhen und elenden Todes. Das hatte der Böſe auf den Wunſch der Frau gethan. — Ein anderer Mann, der nicht daran glauben wollte, fand vier Wochen

lang jeden Morgen Läuſe in ſeinem Hemde und Niemand wagt es ſeit der Zeit der Frau etwas abzuſchlagen. (Mündlich).

35. Von Wehrwölfen. Es ſind das verzauberte Menſchen, ſie können ſich nach Belieben verwandeln, gewöhnlich aber haben ſie das Anſehen eines lodderigen Ziegenbocks. Man kann ſie mit keinem Stock todtſchlagen und mit keinem Schuß verwunden. Es ſei denn, daß man eine ſilberne Kugel nehme oder ſie an einem gewiſſen Fleck am Halſe treffe, der aber nicht leicht zu finden und ſo groß iſt, wie ein Achtheilerſtück, oder in das Auge. Sie kamen früher überall vor und wo ein Schaden am Vieh geſchah, den hatten ſie ohne Zweifel angerichtet. Jetzt hört man weniger von ihnen. —

In Metze konnten ſie einmal kein Kalb aufziehen. War eines am Abend noch da, ſo war es am Morgen verſchwunden, kein Menſch wußte wie? Das wurde zuletzt ſo arg, daß zwölf Mann aus der Gemeinde als Nachtwache verordnet wurden, um dem Ding auf den Grund zu kommen. Dieſe beſetzten theils vorſichtig die Straßen im Dorfe, die Meiſten aber umringten daſſelbe, denn man hatte ſchon etwas gemerkt. Als nun die genannten Wächter einmal ſo ſtehen, ſchlägt es Zwölfe und mit dem letzten Schlage rauſcht es über ihnen. Sie aber verhalten ſich ganz ſtill. Es dauert auch nicht lange, ſo kommt es wieder und bringt richtig ein Kalb geſchleppt. Wüthend fallen die Wächter über den Wehrwolf her, denn ein ſolcher war es, der das Kalb gepackt hatte, zugleich erkannten ſie recht gut, daß es ein Mann aus Ehlen ſei. — Mit ihren Stöcken, Miſtgabeln und Heugabeln, oder was ſonſt ein jeder in der Eile hat erwiſchen können, hauen ſie den Wehrwolf bis er ganz platt iſt, darauf tragen ſie ihn nach dem Teiche, der oberhalb des Dorfes liegt, und werfen ihn hinein. Zum Ueberfluß ſchmeißen ſie auch noch einen dicken Stein darauf und denken nun das Unthier los zu ſein. Als ſie aber am andern Morgen beim Teiche nachſehen, iſt nichts mehr da. Nach einigen Tagen aber erfahren ſie, daß jener Mann von Ehlen, der ſich zum Wehrwolf gemacht und die Kälber in Metze geraubt habe, ſei von der Scheune gefallen und habe ein Bein zerbrochen. Das war von den Schlägen der Wächter. —

Im Herbſte, wenn die Wieſen abgemäht ſind, kommen die Schafe dahin und freſſen, wo ſie wollen. Der Schäfer braucht wenig auf ſie zu achten. In Wichte hatte ſich's derſelbe deshalb bequem gemacht, ſtand auf ſeine Schippe gelehnt und ſchaute müßig nach der Heerde, die weit von ihm ſich herum trieb. Mit einem Male

ſieht er, daß ſein einer Hund vor einem Dornbuſche ſteht und wüthend dagegen anbellt. Da muß ein Fuchs ſich verſteckt haben, denkt der Schäfer und wird aufmerkſamer. Als aber der Hund immer noch bellt, ohne in das Gebüſch zu ſpringen, ſcheint es, daß ein ſchlimmerer Feind als ein Fuchs dort verborgen ſein müſſe, und er läßt den andern Hund los, welchen er bis jetzt an der Kette gehalten. „Geh," ſagt er zu dieſem und hilf dem Caro." — Der Schäfer wußte auch, warum der zweite Hund, der eine Hündin war, hier mehr ausrichten konnte. Die Hündin nämlich packt den Wehrwolf an, was ein Hund dagegen nicht vermag und nicht thut. Jetzt wird das Gebell der beiden Hunde ſo ſtark, daß der Schäfer ſelbſt hineilt und da ſieht er dann richtig, daß ein Wehrwolf in dem Dornbuſche ſitzt und ihm beinahe einen halben Hammel aufgefreſſen hat. Da ergreift er ſeine Schippe und ſchlägt auf den Wehrwolf los. Das hilft jedoch wenig, denn es geht kein Hieb auf das Ungethüm ein. Zufällig fliegt ein meſſingener Ring, womit die Schäferſchippe in dem Stabe befeſtigt iſt, weg und gerade über den Wehrwolf hin. Damit iſt aber die Verwandlung aufgehoben und anſtatt des Wehrwolfes ſteht ein Mann aus dem Dorfe vor ihm, den der Schäfer recht wohl kannte. Dieſer verſpricht ihm ſtatt des verzehrten vier fette Hämmel, wenn er nur ſo gut ſein wolle, jenen Ring wieder über ihn zurück zu werfen. Durch das inſtändige Bitten läßt ſich der Schäfer endlich erweichen und thut es.

Weil ein Mann in Ehlen in Verdacht gerieth, daß er ein Wehrwolf ſei, wurde einſt in ſeiner Wohnung Hausſuchung gehalten. Man fand erſt nichts Verdächtiges, im Keller jedoch war ein tiefes Loch, darein war ein Faß geſteckt und das Ganze mit einer Steinplatte belegt, ſo daß es ſchwer bemerkt werden konnte. Sie entdeckten es jedoch, hoben die Platte auf und ſiehe, das ganze Faß enthielt Fleiſch, welches der Wehrwolf geſammelt hatte. Den Wehrwolf ſelbſt fanden ſie nicht. Während ſie nun bei der Familie danach fragten, ſagte das jüngſte Kind des Wehrwolfs: „Wo mein Vater iſt, weiß ich nicht. Wenn er aber den Riemen umthut, der dort an der Wand hängt, dann kann er über die Hausthüre ſpringen." — Einer von den Leuten, die das hörten, bekam Luſt nach dem Riemen und ſchnallte ſich denſelben um den Leib. Kaum war das geſchehen, ſo flog er hinaus. Er ſprang nicht etwa über die Gärten und Hecken, wie es wohl auch Menſchen können, ſondern war auf einmal weg, und ſoviel ſie auch ſuchten, nirgends zu finden. Nach vier

Wochen fanden ſie ihn todt im Walde. Das war die Strafe für ſeinen Vorwitz. Er verſtand die Sache nicht.

Auf einer Wieſe waren vier Mäher. Nachdem ſie den Abend bis gegen elf Uhr gemäht, legten ſie ſich hin, um ein paar Stunden zu ſchlafen. Der Eine von ihnen war ein Wehrwolf. Er ging hin und holte ein Fohlen, das auf einer benachbarten Wieſe weidete und fraß es. Er glaubte die Andern hätten es nicht geſehen, allein ſie hatten es wohl bemerkt. Und als ſie nun früh am Tage ſich aufmachten, um fertig zu mähen, war der Wehrwolf auch bei ihnen, hatte aber keine Luſt zu arbeiten. Er blieb immer hinter den Andern zurück. Zuletzt konnten es dieſe nicht mit anſehen und ſagten zu ihm: „Hätteſt du das Fohlen nicht im Bauche, ſollte es ſchon beſſer gehen.“ Das verdroß aber den ſo ſehr, daß er fort lief und ſich nicht wieder blicken ließ.

Mein Großvater ſeliger ging oftmals des Abends zu einem Freunde, der hinter der Kirche wohnte, und damals war der Kirchhof auch noch mit einer Mauer umgeben. Wollte er nun überſteigen und hatte das eine Bein über die Mauer hingeſtreckt, ſo lag der Wehrwolf hinter derſelben auf dem Kirchhofe und ſchob ihm das Bein wieder zurück, ſo daß er nicht über die Mauer konnte. Lange ſann er, wie wohl dem Ding abzuhelfen ſei? Endlich wurde ihm gerathen, er ſolle ein Zweialbusſtück nehmen, es platt ſchlagen und daraus eine Art Kugel machen, dieſe aber in eine Flinte laden. Zu jener Zeit hatte noch jeder Bauer zu Breitenbach ſeinen Schießprügel. — Er that, wie man ihm geheißen und das nächſtemal, als er zu ſeinem Freunde wollte, nahm mein Großvater die Flinte und augenblicklich war der Wehrwolf verſchwunden und ließ ihn hinfort in Ruhe.

Am häufigſten laſſen ſich die Wehrwölfe ſehen, wenn ein ſtarkes Gewitter am Himmel ſteht. Zu einer ſolchen Zeit war es, als mein Vater mit einem Wagen voll Stroh von Martinhagen kam. Der Wehrwolf lief als mit dem Waſſer fort und hätte mein Vater das Geſchirr nicht bei ſich gehabt, ſo wäre er von dem Wehrwolf getödtet worden. (Mündlich).

36. Das beherte Kind. Meine Großmutter in Breitenbach hat mir gar oft erzählt, wie ſie einmal in ihrer Kindheit von einer böſen Frau behext worden ſei. Mein Vater ſagte ſie, machte

Holz im Walde und ich mußte ihm ſein Eſſen hinaus tragen. Eines Tages hatte ich ihm das Mittagsbrod gebracht, da traf ich auf dem Rückwege jene Frau, die an einer Hecke ſaß und mich freundlich fragte, wo ich denn geweſen ſei? Ich gab ihr arglos Antwort und ſie nahm mich auf den Schoß und ſtreichelte mich. Kaum war ich jedoch nach Hauſe gekommen, ſo ergriff mich ein ſo heftiger Schmerz im linken Knie, daß ich mich zu Bette legen mußte und wohl acht Tage lang nicht aufſtehen konnte. Es wurden alle Mittel verſucht, doch umſonſt. Endlich beſchloß mein Vater einen Mann zu Rathe zu ziehen, der in Zauberkünſten wohl erfahren war. Dieſer ſagte nach den erſten Mittheilungen, dem Kinde iſt ein Waſchtuch ins Bein gehext und wenn nicht bei Zeiten geholfen wird, ſo muß es ſterben. Auch will ich euch die Hexe zeigen. Dabei holte er ſeinen Spiegel hervor und ich ſah deutlich darin jene Frau, die mich an jenem Morgen ſo freundlich auf den Schooß genommen. — Sie wird, ſagte der Mann, nun am nächſten Tage in aller Frühe zu euch kommen und etwas von euch borgen wollen. Aber gebt ihr um Gottes willen nichts, ſonſt iſt das Kind verloren. — Richtig erſchien auch die Hexe zur beſtimmten Stunde und bat flehentlich, ihr doch einen alten Sack zu leihen, ſie wolle Laub im Walde holen. Natürlich wurde ihrem Verlangen nicht entſprochen und ſie mußte unverrichteter Sache abziehen. Da wurde ich denn auch wieder geſund. (Mündlich).

37. Die behexten Schweine. Einſt kam ein Metzger von Kaſſel durch Elgershauſen und trieb ſechzehn Kälber vor ſich her, welche er in der Umgegend gekauft hatte. Der Metzger aber war der ſchwarzen Kunſt zugethan und konnte mancherlei bewirken. Nun traf es ſich, daß in Elgershauſen zufällig zwei Schweine geſchlachtet worden waren. Das Eine lag auf dem Waſchtiſch, um vollends gereinigt zu werden. Das Andere aber ſteckte gebrüht noch in dem Kuhlfaß. Die Leute hatten ſich gerade zum Frühſtück in die Stube geſetzt und es war Niemand bei den Schweinen. Da machte der Metzger ſeinen Zauberſpruch und im Nu waren beide Schweine wieder lebendig. Sie ſprangen in den Gärten umher und als der Eigenthümer der Schweine nebſt dem Schlächter heraustraten, konnten ſie ſich vor Staunen nicht erholen, daß die Thiere fort waren. Sie glaubten natürlich ſie wären ihnen geſtohlen. Zum Glück verſtand der Schlächter auch etwas von geheimer Kunſt. Er ahnte nicht nur den Zuſammenhang der Sache, ſondern bewirkte auch, daß die Kälber des Kaſſeler Metzgers, der ihm dieſen Streich geſpielt, demſelben nach allen Richtungen davon liefen, ohne daß er im Stande geweſen wäre,

ſie zurück zu halten. Die Einen ſprangen in den Baunsberg, die Andern in das Feld oder in die Hecken. Kurzum, als er kaum eine Viertelſtunde vom Orte weg war, beſaß er auch kein einziges Kalb mehr und ſah ſich genöthigt nach Elgershauſen umzukehren und den Schlächter zu bitten, ſie ihm wieder zu verſchaffen und ſeine Zauberſprüche aufzuheben. Denn er merkte wohl, daß ihm in keiner anderen Weiſe zu helfen ſei. — Weil er nun den Schlächter dreimal um tauſend Gotteswillen bat, konnte ihm dieſer ſein Verlangen nicht abſchlagen. Er ſagte dem Metzger, er möge nur ruhig nach Hauſe gehen, vor dem Frankfurter Thor und ehe er zur Stadt käme, würden ſich die verlorenen Kälber ſchon einfinden. Und ſo geſchah es in der That. Sie ſprangen allmählig zu ihm hin, ſo daß auch nicht eins fehlte. Er kam richtig mit den ſechzehn Kälbern in Kaſſel an. Die durch Zauberkunſt lebendig gewordenen Schweine hatten ſich gleichfalls wieder eingeſtellt; das eine auf dem Waſchtiſch, das andere im Kühlfaß. — Es waren zufällig einmal zwei Hexenmeiſter an einander gerathen. — (Mündlich).

38. Die Ratten. Auf der Kirmes zu Breitenbach ging es einmal recht luſtig her. Die ganze Nacht war gejubelt und getanzt worden, und als der Morgen kam, hatte man noch keine Luſt nach Hauſe zu gehen. Da ſagte der Muſikant, der das Klappenhorn geblaſen: Soll ich euch einmal Ratten beren? ſo holt mir den Ranzen, der dort am Nagel hängt und in dem ich mein Inſtrument gewöhnlich trage. — Die Burſche brachten ihm das Verlangte. Alsdann machte er denn Ranzen auf, rief: „Butt, butt, butt!“ und bei jedem Wort ſprang eine ſchwarze Ratte in die Stube. Das gab ein Halloh und ein Gelächter, als immer mehr Ratten aus dem Ranzen kamen. Es waren ihrer wenigſtens ein Dutzend, die ſprangen auf Tiſche und Bänke und die Burſche und Mädchen wußten bald nicht, wohin ſie ſich retten ſollten, vor den Thieren, die ihnen unter die Beine krochen. Es befiel ſie eine ordentliche Angſt. Nachdem man ſich lange genug gefürchtet hatte, rief der Muſikant wieder: „Butt, butt, butt!“ und jedesmal hüpfte eine Ratte auf das Wort in den Ranzen hinein. (Mündlich).

39. Die Katzen. Ein Schäferjunge zu Oberzwehren klagte ſeinem Meiſter öfter, daß er beſonders in der Dämmerung von bezauberten Katzen beläſtigt werde und wollte nicht gern allein bei der Heerde bleiben. Einmal traf es ſich, daß der Schäfer abgerufen wurde und um ſich von den ewigen Beſchwerden ſeines Jungen zu

überzeugen, versteckte er sich in der Dämmerung hinter einem Busche und sah wirklich, daß bald darauf drei Katzen von ganz eigenthümlicher Gestalt um den Schäferjungen herum sprangen und ihn im Gesicht und an den Händen tüchtig kratzten. Seit der Zeit hat er ihn nicht wieder allein bei der Heerde gelassen. (Mündlich).

40. Gespenster zu Gudensberg. Gar viele Leute in Gudensberg haben schon manchmal Gespenster gesehen oder etwas Unbegreifliches gehört. So wollte einmal ein Handelsmann eines Morgens in der Frühe über Feld um seinen Geschäften nachzugehen. Bei den letzten Häusern der Stadt erscheint plötzlich eine hohe Gestalt, die wie ein Schatten vor ihm steht und zugleich hört er ein Geräusch, als wenn es lauter Erbsen regnete. Erschrocken sieht er sich um, ob Niemand in der Nähe wäre und richtig, ein Nachbarsmann hat schon Licht und auf sein ängstliches Rufen tritt dieser an das Fenster und sagt: er höre das Geraffel wohl, doch von dem Gespenste sehe er nichts. Darauf hat es den Handelsmann wunderbar angewandt, daß er wieder ist nach Hause gegangen. Ja er hat sich bald zu Bett gelegt und ist nach einigen Tagen sogar gestorben. (Mündlich).

---

41. Die Metropolitanei zu Gudensberg. Der Metropolitan mußte verreisen und da seine Tochter die Nacht allein im Hause blieb, so hat sie eine Freundin, ihr doch Gesellschaft zu leisten, weil es ihr sonst zu einsam sei. Diese war auch gern dazu erbötig und die beiden Mädchen schliefen daher in Einem Zimmer. Um Mitternacht, wo die Freundin noch wacht, geht auf einmal die Thüre auf und es erscheint eine weiße Gestalt, die ganz der verstorbenen Frau Metropolitanin gleicht. Diese huscht bis zu dem Lager der schlafenden Tochter, beugt sich über dieselbe und küßt sie. Am andern Morgen, wo man sich das Erlebniß erzählt, gesteht die Tochter, ihre Mutter sei ihr schon oft in dieser Weise erschienen.

Ein andermal will ein Mädchen noch am späten Abend allein nach Hause gehen, da kommt unter der Metropolitanswohnung aus einem Nebengäßchen eine lange dunkle Gestalt und schreitet immer neben ihr her, sie mag laufen oder langsam gehen, bis sie dann endlich halbtodt bei den Ihrigen anlangt. (Mündlich).

---

42. Die Metropolitanei zu Neukirchen. Noch schlimmer geht es in der Wohnung des Metropolitans zu Neukirchen her und nicht leicht hat jemand daselbst übernachtet, ohne daß ihm nicht

etwas passirt wäre. Alle Mägde, welche darin dienten, wissen viel davon zu erzählen. Sie haben Ohrfeigen und Schläge von unsichtbaren Händen in Menge bekommen und alle Hausgenossen und Familienglieder können sich namentlich in der Adventzeit kaum vor den Neckereien bergen, welche ihnen um Mitternacht angethan werden. Der letzte Besitzer, ein sehr vernünftiger und einsichtsvoller Mann, behauptete stets, es beruhe alles auf Täuschung und Einbildung und befahl daher, daß man seiner jüngsten Tochter nie etwas von diesem Spuck erzählen solle. Das Mädchen wuchs auch heran, ohne etwas von diesen Geschichten zu erfahren, die doch in aller Leut Munde waren. Einst wurde es nun nach der Stube geschickt, auf welcher das Gespenst umgehen soll, weil hier eine Mutter ihr Kind umgebracht hat und nun zur Strafe keine Ruhe im Grabe findet. Das Mädchen geht arglos in das Zimmer und erzählt darauf, oben liege auf dem Bett ein wunderschönes Kind. Es scheine zu schlafen und habe sich gar nicht bewegt. Man solle ihm doch sagen, wem das Kind gehöre und wie es oben auf die Stube gekommen? — Da wurde es doch den Leuten zu arg und sie haben erkannt, daß doch etwas Wahres an der Sache sein müsse. (Mündlich).

43. Das Haus, in dem es spukt. In Breitenbach steht ein Haus, darin ist es nicht geheuer. Wer es kauft und besitzt, wird bald wieder wünschen es los zu sein, denn die Geister lassen ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht. Drei Familien hatten binnen kurzer Zeit darin gewohnt, aber alle drei hätten es um jeden Preis wieder weggegeben. So geschah es denn, daß ein armer Mann mit seiner Frau und ein paar kleinen Kindern die Gelegenheit ergriff, um es billig zu erstehen, da er sonst keine Heimath hatte. Sie wußten zwar, welche bösen Gerüchte darüber umgingen, hofften indeß die Geister sollten keine Gewalt über sie haben und andere Feinde fürchteten sie nicht. Die ersten Wochen ging es so leidlich. Zwar hörten sie wohl Manches, was sie nicht erklären konnten. Thüren wurden zugeschlagen, die Kasten umgeworfen, im Stalle blieb es fast keine Nacht ohne Geräusch und doch wußte man keine Ursache. Sah man nach, so war nichts da und die Kühe standen ruhig an ihrem Platz. In einer Nacht fing das jüngste Kind in der Wiege so an zu schreien, daß es die Frau herausnahm, um ihm zu trinken zu geben. Da öffnete sich die Thüre und eine weibliche Gestalt im Hemde erschien in der Kammer und sah mit grimmigen Augen umher. Sie war von so sonderbarem Aussehen, daß es der Frau eiskalt über den Rücken lief und sie vor Schrecken keinen Laut von sich

geben konnte. Endlich aber rief ſie ihrem Manne, welcher ſchlief. Und da ſich dieſer ermunterte und ſie fragte, was ihr fehle, war die Geſtalt verſchwunden und er hatte nichts geſehen. Von der Zeit an konnte ſie unmöglich allein in dem Hauſe bleiben. Ging der Mann des Morgens an die Arbeit, ſo verließ ſie mit den Kindern die Wohnung und verbrachte den Tag bei einem Nachbar, bis am Abend der Mann wieder heimkehrte. Es war aber ein trauriges Daſein. (Mündlich).

---

44. Der Schäfer. In Stoppel bei Steinau lebte ein Schafer, der war berühmt in der ganzen Gegend wegen ſeiner Geſchicklichkeit. Wenn ein Schwein oder ein Kalb das Bein zerbrochen hatte, verfuhr er auf folgende Weiſe. Anſtatt dem Thiere das Bein einzurichten und zu verſchienen, nahm er einen Schemel, legte um deſſen Bein die Schienen und den Verband, als wäre der Schemel das kranke Thier. Und ſiehe, nach acht oder vierzehn Tagen war das Schwein oder das Kalb wieder luſtig und geſund. Viele Proben ließen ſich davon erzählen. — (Mündlich).

---

45. Der Wambiß. Auf vielen Dörfern in Heſſen gilt noch die geſpenſtiſche Macht des Vampyrs, oder wie die Leute ſagen, der Wambiß. Er fällt namentlich gern Thiere, Ziegen, Schafe und Kühe an. Dann werden ſie hin und her gezerrt, bald werfen ſie ſich krampfhaft auf die Erde und ſtehen ebenſo plötzlich wieder auf, der Hals iſt ihnen verdreht, die Glieder ausgerenkt und nichts in Ordnung. Die Kühe geben keine Milch oder Blut ſtatt derſelben u. ſ. w. Dagegen gibt es nun kein anderes Mittel, als daß ein reiner Junggeſelle oder eine reine Jungfer ſich nackend auszieht, dreimal um das kranke Thier herum läuft und ſpricht: „Wambiß ich trage dich, ein reiner Junggeſelle treibet dich! Im Namen Gottes ꝛc.“ und das Hemde dreimal dabei über ſich ſchwenkt. (Mündlich).

---

46. Todtenlichter. In Marburg und an vielen andern Orten ſagt man, wenn ein zerbrechliches Gefäß, Taſſe oder Glas zu nahe am Rande eines Tiſches ſteht, ſo daß es leicht herunter fallen könnte: „dem brennt das Todtenlicht,“ und will damit ſein nahes Ende andeuten. Denn es iſt ein allgemeiner Glaube, daß in dem Hauſe wo bald Einer ſterben wird, ſich kleine Lichter zeigen.

Die Mägde des Pfarrers zu Eiterhagen kamen einſt mehr todt als lebendig des Abends aus der Spinnſtube gerannt und verſicherten, ſie hätten an der Wand eines Nachbarhauſes Todtenlichter geſehen.

Der Pfarrer wollte ſie von ihrem Aberglauben heilen, ging nach der bezeichneten Stelle und fand, daß der Lichtſchein eines gegenüber liegenden Hauſes die Urſache von dem Schrecken der Mägde geweſen war. (Mündlich).

47. Vom Brodbacken. Auf allen heſſiſchen Dörfern wird nicht geſäuert, ohne daß zuletzt noch drei Kreuze auf den Brodteich gezeichnet werden. Ein aufgeklärter Mann, der dieſes für überflüſſig erklärte, verbot ſeiner Magd einmal die üblichen Zeichen zu machen, obgleich ſie behauptete, es könne und werde der Teig nicht aufgehen, wenn man dieſes unterlaſſe. Da aber der Mann auf ſeiner Forderung beſtand, mußte ſie wohl gehorchen, that indeſſen heimlich den Sauerteig nicht hinein. Am andern Morgen zeigte es ſich freilich, daß der Teig ſitzen geblieben war, weil er keine drei Kreuze erhalten hatte und ſo blieb es denn bei dem alten Gebrauche bis auf dieſen Tag. (Mündlich).

48. Ein Traum. Der Lohgerber Philipp Schaub von Waldkappel heirathete ein begütertes Mädchen aus Kirchhosbach; mußte aber ſeines Geſchäftes halber in Waldkappel bleiben, während ſeine Frau auf ihrem Hofe in Kirchhosbach wohnt. Er geht nun regelmäßig nach vollbrachter Arbeit Abends zu ihr hin. Einmal im Herbſte iſt das Wetter doch zu ſchlecht und er ſelbſt ermüdet; darum bleibt er zu Haus, legt ſich auf die Bank und ſchläft ein. Ihm träumt aber, daß er nach Kirchhosbach zu ſeiner Frau wandere, und dieſe ihrerſeits, nachdem ſie lange auf ihren Mann gewartet, ſucht gleichfalls die Ruhe und iſt nach kurzer Zeit eingeſchlummert. Plötzlich hört ſie Fußtritte, ſie erwacht, die Thür geht auf und ihr Mann kommt herein und ſetzt ſich ohne ein Wort zu reden auf die Bank hinter den Tiſch. Das kommt ihr ſonderbar vor und ſie fragt endlich: Philipp, wo bleibſt du ſo lange? ich bin um dich recht in Angſt geweſen. Kaum hat ſie aber ausgeredet, da iſt der Mann verſchwunden. — Jetzt geräth ſie erſt recht in Noth, ſchickt noch in der Nacht nach Waldkappel und erfährt dann, daß er wohl und munter iſt. (Mitgetheilt von Bättenhauſen).

49. Der Teufel zu Rechtebach. Der Pfarrer von Waldkappel kommt an einem Sonntagmorgen zu ſeinem Filial Rechtebach. Alles iſt ſtill und kein Menſch auf der Straße. Als der Pfarrer in die Schule tritt, ſchließt der alte Schullehrer Schmidt mit großer Haſt und Aengſtlichkeit die Thür wieder zu. Erſtaunt fragt der

Pfarrer: Herr Schulmeister, was ist denn vor? Ach, sagt dieser, in dieser Nacht ist der wahrhaftige Teufel nach Rechtebach gekommen; dort sitzt er auf der hohen Linde. Als der Pfarrer sich die Sache näher beleben will, hält ihn der andere am Rockschlippen fest. Endlich bewaffnen sich Beide mit einer langen Stange und gehen auf die Linde los. Alle Bewohner von Rechtebach sehen bei verschlossenen Thüren hinter den Fenstern in großen Aengsten ihnen nach und auf das Ungethüm, welches an dem Baume schwebt. Ein schreckliches Geheul vermehrt jetzt noch die Furcht, denn der vermeintliche Teufel ist ein Luftballon, der sich auf die Linde niedergelassen hat und zugleich springen zwei Katzen aus demselben heraus.

(Mitgetheilt von demselben)

30. Pezelklobes. Vor langen Jahren hat in Waldtappel ein sehr gescheider Mann gelebt mit Namen Pezelklobes. Dieser hat einen Apfelbaum im Felde und weil er sehr voll Früchte hängt, verrichtet er ihm nicht Tag und Nacht dabei zu wachen. In einer dunkeln Nacht sitzt er auch wieder auf seinem Baum, da ruft es ihm zur rechten Seite: Huhu! und zur linken: Wer bist du? — Die erste Stimme antwortet: Ich bin der Teufel; und die andere: Ich bin seine Großmutter! Darauf sagt die erste Stimme wieder: Wo wollen wir zusammen kommen? die zweite: Unter Pezelklobes Apfelbaum. — Das ist dem Pezelklobes doch zu arg und er macht sich eilig fort. Am andern Morgen ist sein Apfelbaum leer.

(Mitgetheilt von demselben).

Vom Teufel.

1. Der dumme Teufel. So sehr man auch die List und Klugheit des Teufels rühmen mag, so hat es doch gar Manchen gegeben, der mit einfältigem frommen Herzen selbst den Bösen hinters Licht zu führen wußte und über ihn den Sieg errang. — Es war einmal ein reicher Mann und ein armer Mann. Der reiche Mann mochte wohl fühlen, daß nicht Alles so mit ihm wäre, wie es sein sollte und fürchtete sich deshalb gewaltig vor dem Tode. Dabei blieb er aber hartherzig und gab Niemanden etwas, so daß auch die höchste Noth kaum jemanden austreiben konnte, den Reichen um eine Gabe zu bitten oder Trost und Hülfe bei ihm zu suchen. Einst aber war der Mangel zu groß in der Hütte des Armen, denn seine fünf Kinder schrieen nach Brod und er konnte ihnen nichts geben. Da faßte er sich ein Herz, trat vor den Reichen und sprach: „Leihet mir nur vier Metzen Korn, damit ich meine Kinder sättigen kann; ich will sie Euch gern zwiefältig wieder ersetzen!" — Der Reiche sah den Bittenden lange an, endlich sprach er: „Acht Metzen will ich Dir schenken und Du sollst mir nichts wieder dafür geben, so Du drei Nächte an meinem Grabe magst Wache halten, wenn ich gestorben bin." — Der Arme hätte in seiner Bedrängniß noch viel Schlimmeres und Schwereres versprochen, denn dieses und eilte freudig mit dem Geschenke zu den Seinen. Konnte ja auch Niemand sagen, wie lange der Reiche noch leben würde. Als dieser aber nach wenigen Tagen plötzlich starb, man wußte nicht recht wie, und die Zeit seines Begräbnisses herannahte, da fiel es dem Armen schwer auf das Herz, daß er dem Verstorbenen heilig gelobt hatte, drei Nächte hindurch an seinem Grabe zu wachen. Er war indessen ein redliches Gemüth und mochte gern halten, was er versprochen, hatte zudem ein gutes Gewissen und nichts Böses gethan sein Leben lang. „Wovor solltest Du Dich fürchten," dachte er, „so doch Gott überall

bei Dir iſt?" und mit dieſem Gedanken ging er ruhig zum Grabe des reichen Mannes, um darauf Wache zu halten. Es regte ſich auch die ganze Nacht nichts Schlimmes daſelbſt, vielmehr ſchien der Mond ſo freudlich und mild darauf nieder, als ſchlummere darunter der beſte Menſch, ein wahrer Chriſt, ſo daß der Arme ungefährdet und unbeirrt beim erſten Morgenroth zu ſeiner Hütte ſchlich. Auf gleiche Weiſe ging es auch die zweite Nacht. Allein am dritten Abend wurde dem armen Manne ſo bänglich zu Muthe, daß er ſich vor Unruhe nicht zu faſſen wußte, und hoch erfreut war, als er an der Kirchhofsmauer einen alten Krieger ſtehen ſah, der ſein Abendpfeifchen rauchte und dabei noch immer ſeinen Mantel und die weiten großen Stiefeln trug, welche er in ſo mancher Schlacht getragen. Der alte Soldat mochte ſich vielleicht ſein letztes Ruhebettlein ausſuchen wollen auf dem Gottesacker und fragte verwundert den Armen, was ihn denn noch ſo ſpät nach dieſer Stätte treibe? Das Ding war bald erzählt und auch die Angſt nicht verſchwiegen, die ihn nun beim Beginn der dritten Nacht ſo quäle. Darauf ſprach der alte Krieger: „Wo es Wache zu halten gibt, da bin ich dabei! Ich habe wohl ſchon auf einem ſchlimmeren Poſten geſtanden, denn hier. Darum topp, Freund, ich bleibe bei Dir. Und gibt es was zu verdienen oder zu leiden, halb Part!" —

Wer war glücklicher als der arme Mann, daß er auf einmal einen ſo treuen tapferen Gefährten gefunden. — Man ſetzte ſich zuſammen in das Gras und plauderte ganz wohlgemuth. Aber gegen Mitternacht verfinſterte ſich plötzlich der Himmel und mit ſchrecklichem Getöſe erſchien auf einmal eine furchtbare Geſtalt. „Hinweg von dieſem Grabe," ſo donnerte ſie den Beiden zu. „Der iſt mein, der unter dieſem Hügel ſchläft, und mein iſt ſeine Seele!"

Im Anfange wollte bei dieſen Worten den armen Mann ein Grauen überfallen. Doch da er ſeinen Geſellen ſo unverzagt ſah, kehrte auch bei ihm der Muth und das Gottvertrauen zurück. Mit lauter Stimme rief er: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Hebe Dich weg von mir, Satanas!" —

Da der Teufel merkte — denn er war es in eigner Perſon — daß er mit Gewalt die Beiden nicht von dem Grabe herunter brächte, nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht. Er lobte ihre Treue und Wachſamkeit und verſprach ihnen endlich Geld, ſo viel ſie wollten, wenn ſie ihm die Seele des reichen Mannes überließen. „Wohlan," ſagte der Krieger, „ich bin's zufrieden und mein Kamerad auch. Gibſt Du uns dieſen Stiefel voll Gold, ſo magſt Du das Grab mit Allem, was darin iſt, nehmen nach Gefallen." Dabei hatte er ſeinen einen

großen weiten Stulpstiefel ausgezogen und hielt ihn dem Bösen hin. — „Haha! lachte dieser, geht Ihr jetzt in Euch und werdet zahm? Nun, wartet einen Augenblick, gleich will ich das Verlangte holen." — Während denn nun der Teufel fortging, um das Gold anzuschaffen, nahm der alte Soldat sein Messer und schnitt den Schuh vom Stiefel rund herum ab, also daß er nur den Stulpen noch in der Hand hielt. Jetzt kam der Böse zurück und trug einen Haufen Goldes in seinem Mantel. Rasselnd warf er die Goldstücke in den Stiefel, aber sachte fielen sie durch diesen hindurch in das hohe Gras, so daß man nicht wußte, wo sie blieben. „Der Stiefel ist noch nicht voll!" rief der Krieger. Der Teufel ging wieder fort und brachte Gold zum andernmal. — „Es fehlet immer noch," sprach der Soldat, als auch dieses ausgeschüttet war, und hielt seinen Stiefel hin. Da ging der Teufel zum drittenmal und holte mehr. — „Auch dieses reicht noch nicht!" sagte der Kriegsmann, denn der offene Stulpen war noch immer nicht voll. Da wollte der Teufel voll Zorn ihm den Stiefel aus der Hand reißen, doch in demselben Augenblick krähte der Hahn und der erste Strahl des Tages zeigte sich. Mit einem furchtbaren Gepraſſel fuhr bei diesen Zeichen der Teufel durch die Luft und hat sich niemals wieder blicken lassen. —

Die beiden Wächter aber freuten sich der gelungenen List, womit sie den Teufel so lange aufgehalten hatten und rafften das Gold vom Boden auf, das so viel und so schwer war, daß sie es kaum fortschleppen konnten. Doch als sie es jetzt unter sich theilen wollten, sagte der alte Soldat zum armen Manne: „Weißt Du was, Bruder, behalte das ganze Geld. Ich bin ein alter Kerl und habe wohl nicht lange mehr zu leben. Frau und Kinder habe ich auch nicht. Ich will zu Dir ziehen und Du sollst mich für das Geld in meinen alten Tagen pflegen. Ich meine, bei Dir müsse gut wohnen sein, denn Du hast ein reines Gewissen und ein genügsames Herz." — Und so zog der Krieger zu dem armen Manne und lebten Alle zusammen froh und fröhlich bis an ihren Tod. (Mündlich).

---

2. Der Bund mit dem Bösen. Drei lose Gesellen hatten sich einst dem Teufel verschrieben, so daß er ihnen drei Jahre hindurch zu Willen sein mußte. War diese Zeit herum, so gehörten ihre Seelen dem argen Feinde, doch durften sie noch eine Forderung an ihn stellen. Konnte er diese nicht vollbringen, so waren sie gerettet und der Teufel hatte kein Recht an sie. Es geschahe demnach an diesem Tage, daß der erste verlangte, der Böse solle die steinerne Kirche zu Nordshausen in Einer Stunde abtragen, so daß jeder Stein

wieder an den Platz käme, wo er einst gelegen, zugleich aber mußte sie binnen dieser Zeit wieder aufgebaut sein, wie sie gestanden. — So schwierig diese Aufgabe schien, der Teufel löste sie, noch ehe die Frist verstrichen war. Darauf verlangte der Zweite, er wolle im stärksten Trabe die ganze gepflasterte Straße hinlaufen und wo er mit dem Fuße hintrete, dürfe kein Stein liegen, sondern er müsse nur auf weichen Sandboden zu stehen kommen; dennoch solle das Pflaster hinter ihm kein Loch zeigen und keine Lücke, vielmehr gleich wieder ausgefüllt sein. — Auch diese Forderung war dem Bösen nicht zu schwer und so gehörten ihm denn die Seelen der beiden Gesellen. Da gebot endlich der Dritte dem Teufel, er solle den Wind, der über einen porcellanenen Teller hinstreife, auffangen und einen Knoten hinein knupfen. Das vermochte jedoch selbst alle Kunst des Bösen nicht, und somit hatte der Letzte seine Seele gerettet.

(Mündlich).

---

3. Der Papenbrink. Es war einmal ein Pape (Pfaffe), der sagte immer, es wäre kein Teufel und es gebe keinen Teufel. Der geht einstens auf den hohen Brink (Berg) bei Todemann und wie er oben ist, da wird es ganz dunkel und es kommt was Sausendes heran und sieht aus, als wär's ein Ziegenbock mit einem Horne. Und ehe der Pape sich besinnen konnte, kriegt ihn das „Spukeding" an dem Kopf, zieht ihn den Brink hinauf und herunter und prügelt ihn dabei. Ja, es hat ihm noch mehr gethan, das weiß man so genau nicht. Und dann sagte es: ein andermal sollte er besser vom Teufel sprechen, es wollte ihm etwas zum Andenken geben. Dabei gibt es ihm einen Sack. Als der Pape nun halbtodt nach Hause kommt und den Sack aufmacht, da sind lauter Ziegendrecke darin. — Der Brink heißt von der Zeit an der Papenbrink.

(Oest. Jahrb. S. 219).

---

4. Die zweierlei Leute. Der Teufel hat zweierlei Leute, den Einen muß er dienen, die Andern müssen ihm dienen. Zu den Letzteren kommt er als ein vornehmer strenger Herr, vor dem sie sich in tiefer Demuth und Ergebenheit beugen, ihm in allen Dingen zu Willen sind und stets thun, was er befiehlt. Das sind die dummen blöden schüchternen Menschen auf der Welt, die es zu nichts bringen, auch wenn es Geld vom Himmel regnete. Sie bleiben arm bei allem Streben nach Reichthum und sind verachtet und geplagt ihr Leben lang. Jene Ersten hingegen wissen es besser anzufangen und anstatt den Bösen zu scheuen oder sich vor ihm zu beugen ist er

ihnen jederzeit unterthan. Er muß sich selbst in ihre Launen fügen und alle ihre Wünsche befriedigen. Und so kann es denn nicht fehlen, daß sie Alles genug haben, herrlich und in Freuden leben und wenn es einst zum Sterben kommt, auch noch den Teufel um ihre Seelen betrügen. Zu ihnen geht er in armseligem Gewande als ein hinkender Stelzfuß, der weit mehr einem Bettler, als einem Fürsten gleicht. Denn vor Klugheit hat selbst der Teufel noch Respekt.

(Mündlich).

5. Vom Buttermachen. Eine Frau zu Vollmerz pflegte stets mit wenig Rahm sehr große Butterwecke zu Stande zu bringen, so daß sich jedermann wunderte und Niemand es begreifen konnte. Eines Abends, als sie auch wieder butterte, bemerkte ein Nachbar ein rothes Läppchen unter dem Butterfaß. Sollte das Schuld an den großen Butterwecken sein? dachte er bei sich selber und schnitt ein Stückchen von dem rothen Läppchen ab. „Frau, sagte er zu Hause, hier hast du nun auch das Mittel, um viele Butter zu erhalten.“ Und als seine Frau wieder butterte vergaß sie es nicht und legte das Läppchen unter das Butterfaß. Richtig! alsbald hatte sie einen überaus großen Butterweck. Zugleich kam aber auch ein Fremder zur Thür herein. Der setzte sich hin und wartete bis die Butter fertig gewaschen war. Als das geschehen, legte er den Eheleuten ein Büchlein vor, auf daß sie ihre Namen hineinschrieben. „Will erst einmal wohin gehen,“ sagte der Bauer und lief zum Pfarrer, um sich Raths zu erholen. Der sagte ihm, er solle hineinschreiben! Das Blut Jesu Christi. Das that der Bauer. Der Teufel aber, denn das war jener Fremde, hat es kaum gelesen, als er auch schon auf und davon war. Und zugleich hatten die großen Butterwecke sich verwandelt in einen außerordentlich unangenehmen Geruch. (Zeitschr. d. Vereins. Bd. VI. S. 571).

---

6. Von der Frau, die hexen konnte. In dem Dorfe Werkel bei Gudensberg lebte einmal ein Mann mit seiner Frau und seinem Kinde. Der Mann war am Tage bei der Arbeit im Walde oder auf dem Felde und bekümmerte sich wenig darum, was seine Frau unterdessen trieb? Die hatte sich aber auf schlimme Wege verlocken lassen und vom Teufel das Hexen gelernt. Wenn ihr Mann Abends nach Hause kam, so sprach sie: „Soll ich Dir einmal was hexen? Willst Du vielleicht Milch trinken?“ Dabei zuppelt (zupft) sie am Handtuche, das hinter der Thüre hängt. Der Mann schon über die Frage erschrocken, erschrickt noch mehr, als wirklich seine

Frau aus dem Handtuche einen Topf mit trefflicher Milch zuppelt. Ein andermal macht sie es eben so und siehe, da kommt aus dem Handtuche eine Glucke (Henne) mit vielen Küchlein, die springen wie toll in der Stube herum. — Nachdem sie eine Zeit lang auf solche Weise das Hexen getrieben, wird aber die Frau krank und stirbt. Der Mann ist ordentlich froh, daß sie todt ist; denn er denkt, wenn sie noch länger gelebt hätte, so wäre am Ende dein Kind auch vom Bösen verführt worden, und geht wieder an seine Arbeit. So wie er Abends heimkehrt, kommt sein Kind und ruft: „Vater, soll ich Dir was hexen? — Da wird dem Manne angst und bange, so daß er zum Pfarrer läuft und den um seinen Rath bittet. „Da ist wohl nicht anders zu helfen," sagt dieser, „als daß wir auch dem Kinde etwas eingeben, damit es stirbt." Das haben sie gethan und seitdem hat der Mann nichts wieder vom Hexen gespürt. (Mündlich).

---

7. Was der Teufel besitzt. Nach dem Glauben und den Sagen des Volkes besitzt der Teufel außer seiner List und Klugheit, die doch nicht weit her ist, namentlich folgende Dinge. Von seiner Familie und seinen Angehörigen wird gar manchmal gedacht seiner Großmutter und sie hilft ihm gewöhnlich, um seine Kunststücke auszuführen. Sodann hat er eine Küche oder vielmehr eine Garküche, denn bei dem höllischen Feuer ist nur kurze Zeit nöthig, daß Alles gleich gar ist. Darum fehlt es ihm auch selten an Braten und wer sich ihm hingibt, der ist von vorn herein schon ein Teufelsbraten. Auch eine Kötze besitzt er, und man sagt von einem recht schlimmen Menschen: Er ist dem Teufel aus der Kötze gehupft. Uebrigens soll man den Teufel nicht an die Wand malen. Wie das Volk überhaupt vom Abmalen nicht viel hält, sondern glaubt, daß ein jeder, der abgemalt wird, bald sterben muß und diese Meinung durch viele Beispiele bestätigt. — In Marburg sagt man von Einem, der etwas recht schnell zu Stande bringt; „Das geht ja, als ob der Teufel Plummen (Pflaumen) liest;" und hiernach müßte diese Obstsorte dem Bösen besonders angenehm sein.

8. Das Haus zu Schönstadt. In Schönstadt, nicht weit von Marburg, befindet sich ein hübsches Bauernhaus, das vollkommen ausgebaut und gut erhalten ist, allein an der Giebelwand links steht das eine Gefach offen und wie vielmal man auch versucht hat, es zuzumauern, am nächsten Tage ist es stets wieder zerstört gewesen. Dem Bauer nämlich, als er sich nach einer neuen Wohnung umsehen mußte, weil die alte ganz verfallen und unbrauch-

bar geworden war, fehlte es zufällig an baarem Gelde oder wenigstens an einer Summe, wie sie der Bau erforderte und er verschrieb seine Seele dem Teufel unter der Bedingung, daß dieser das Haus vor dem ersten Hahnenschrei fertig habe. Der Böse ging den Vertrag ein und zum Schrecken der Frau entstand eines Nachts das Gebäude mit wunderbarer Schnelligkeit vor ihren Augen. Sie ahnte gleich nichts Gutes und der Mann gestand ihr endlich auf ihr Drängen Alles. Da mußte nun bald Rath geschafft werden, denn wie lieb ihr auch ein neues Haus war, die Seele ihres Mannes war ihr doch noch lieber. Sie sann und sann, da fiel ihr der Hahn ein und flugs eilte sie nach dem Hühnerhaus, störte darin herum und veranlaßte dadurch den Hahn, daß er krähte, weil er glaubte er habe die Zeit verschlafen. Der Teufel war gerade mit seinem Geschäft bis auf das eine Gesach an der Giebelwand zu Ende. Bei dem ersten Hahnenschrei fuhr er auf und davon. Das ist zwar nicht fertig, der Böse aber um die Seele des Mannes betrogen worden.

(Mündlich).

Eine sehr ähnliche Sage wurde vom Pf. Bättenhausen über den Hahnhof bei Herleshausen mitgetheilt.

19. Teufelsspuck zu Altenritte. In der Mühle zu Altenritte hat der Teufel seinen Sitz und gar Vieles ist da passirt, was der Böse da angerichtet. Es war einst ein Mädchen in der Mühle, die wurde so krank, daß ihr Niemand helfen konnte. Man hatte ihr zwar ein Gläschen mit Arznei gegeben, das sollte sie einnehmen. Sowie sie es öffnete, fiel ein Tropfen davon auf ihr Kleid und setzte augenblicklich dasselbe in Flammen. Jetzt ist sie um keinen Preis zu bewegen, von dem Gläschen zu trinken und wird alle Tage kränker. Auch ist von der Zeit an alle Nacht ein Spektakel um das Haus herum und in der Kammer, wo das Mädchen liegt, daß es Niemand mehr aushalten kann. Man sieht sich also genöthigt, Hülfe zu suchen. Und kommt zu Einem, der etwas davor kann. Als diesem aber das Ding vorgebracht wird, spricht er: „Nein, das vermag ich nicht, da müßt ihr nach Waldklappel schicken." Das geschieht und dieser Mann sagt zu dem Mädchen: „das einzige Mittel, was Dich retten kann, ist, daß Du in den Bach gehst und hinterrücks stillschweigend von dem Wasser schöpfst. Dann wird ein Mann vor Dir erscheinen und dem mußt Du das Wasser in's Gefäß schütten, aber ihn bei Leibe nicht ansehen, noch viel weniger mit ihm reden. Gelingt Dir das, so bist Du geheilt." Dem Mädchen war anfangs sehr bange, allein es ging Alles glücklich ab, wie es der Mann in Waldklappel ihm ge-

ſagt. Es kommt Einer, ſie wirft ihm das Waſſer ins Geſicht, ohne ihn anzublicken oder zu ſprechen. Und bis heute iſt das Mädchen noch kerngeſund. (Mündlich).

---

10. Der Rabe. Ein ſchlimmer Dieb und Miſſethäter ſollte ſeiner gerechten Strafe endlich anheimfallen, ſchon ſtand er auf der verhängnißvollen Leiter, die ihn zum Galgen führte und zitternd und erwartend um ihn her die Menge der neugierigen Zuſchauer, welche voll Angſt der Hinrichtung entgegen ſahen. Er aber hatte einen Bund mit dem Böſen gemacht und fürchtete ſich deshalb nicht. Er bat den Richter, daß man ihm zum letztenmale noch geſtatten möge ſeine Kunſt zeigen zu dürfen. Als dies geſchehen war, erſchien er plötzlich in einen Raben verwandelt und ſaß auf einer hohen Tanne. „Nun," rief er der erſtaunten Menge zu, „wollen ſie jetzt mit mir in ſchwediſch Pommern frühſtücken, ſo kommen ſie her." — Und damit war er verſchwunden. (Mündlich).

---

11. Der Teufel zu Gudensberg. Vor einiger Zeit lag in Gudensberg ein Mann ſchwer krank darnieder. Man ſah, es war keine Hoffnung mehr, auch fühlte er ſelbſt, daß ſein letztes Stündlein herannahe. Zuweilen nur raffte er ſich auf, als ob etwas auf ſeinem Herzen laſte. Seine Frau fragte theilnehmend danach und bat, er möge doch ſein Gewiſſen erleichtern. Er möge nur ſprechen offen und ohne Scheu, ſie wolle gern ihm verzeihen. Dennoch kam es nicht zu einem Geſtändniß und doch wurde der Mann mit jeder Minute unruhiger und ſchwächer. Sein Sohn war aus Kaſſel gerufen worden, um ſeinen ſterbenden Vater noch einmal zu ſehen, auch deſſen Zureden half nichts. Zuletzt wurde den Angehörigen ſo bange, daß ſie nicht mehr bei dem Kranken bleiben konnten, ſondern in die obere Stube gingen. Beim Weggehen war es ihnen, als ſchwebe ein dunkler Schatten in dem Krankenzimmer und das vermehrte ihre Furcht. Jetzt kam der Barbier, um den Kranken zu beſuchen, der hörte in der Stube ein ſonderbares Geräuſch und wagte ſich nicht hinein. Er lugte durch eine Spalte in der Thür und ſah gleichfalls den ſchwarzen unheimlichen Schatten. Die Angehörigen in der oberen Stube riefen ihn zu ſich und ſo blieb er denn bei ihnen bis gegen Morgen. Da gingen Alle herunter und fanden den Mann todt in ſeinem Bette. Er lag auf dem Bauche und hatte um ſeinen Hals einen Strohhalm, damit hatte ihm der Teufel den Garaus gemacht. —

Auch der Bauer Johannes hat mehrmals den Gott sei bei uns gesehen. Einmal als einen feurigen Heubaum, das anderemal als eine Laterne. Das war in der Nacht, als er mit seinem Wägelchen von der Neuenberberge zurückkam, wohin er einige Fremde gefahren. Da bei dem Hessenkreuz sah er eine Laterne am Wege stehen und dachte, es sei dort ein Bekannter, der vielleicht mit nach Hause wolle. Schon stand er im Begriff dem vermeintlichen Freunde zuzusprechen, als sich mit einem Male die Laterne erhob und gleich einem feurigen Drachen durch die Luft flog. Wie froh war er, daß er nicht gerufen hatte.

Ein Schreiner in Ziegenhain hatte geschlachtet und einige Gäste zur Wurstsuppe geladen. Nachdem der lustige Abend vorüber war, wollte meine selige Mutter, die mir oft die Geschichte erzählt hat, noch etwas auf dem Hofe in Ordnung bringen und geht in der Mitternachtstunde dahin. Sowie sie wieder zurück kommt und sich überzeugt hat, daß alle Thüren verschlossen sind, steht auf einmal neben ihr ein ungeheuer großer Hund, so groß und von einer so merkwürdigen Farbe, daß sie bestimmt weiß, in ganz Ziegenhain sei kein solches Thier zu finden. Voll Angst eilt sie in's Haus und in die Küche, wo der Schreiner mit seinem Lehrjungen und dem Gesellen sich noch zufällig aufhält und berichtet, was ihr begegnet ist. Ach, sagt der Schreiner, das ist das Ding, das ich schon manchmal gesehen. Es ist das eine Jahr grau und das andere Jahr weiß. — Zugleich blicken alle Vier durch das Küchenfenster und sehen wirklich den Hund. Des anderen Tages jedoch kündigt der Schreiner dem Hauswirth das Logis. — Ich will nicht länger in einem Hause wohnen, wo der Teufel umgeht, sagt er. (Mündlich).

12. Die Zigeuner. Nach Lichtenau kamen einmal Zigeuner, eine ganze Familie mit Frau und Kindern. Sie bettelten überall im Städtchen und bekamen manche hübsche Gabe. In einem Hause jedoch erhielten sie nichts, so sehr sie auch baten. Ihr könnt arbeiten, wie ich es muß, hatte die Hausfrau gesagt und sie zornig fortgeschickt. Nicht lange nachher, als die Zigeuner fortgezogen waren, ging es in jenem Hause gar sonderbar zu. Backte die Frau Pfannkuchen und drehte sie herum, so wurden sie von unsichtbaren Händen noch einmal umgewendet. Oder legte sie einen Kuchen auf die Schüssel, um ihn in die Stube zu tragen: wupp dich, war er weg. Kein Mensch wußte wohin? Oder rührte sie Butter, so stand jemand neben ihr und rührte auch. Oder hatte sie die Kuh gemolken und wollte den Milcheimer fortschaffen, so wurde dieser gewiß unver-

ſehens umgeworfen, ſo daß die ganze Milch in den Stall lief. Mit einem Worte, die Frau konnte nichts ordentlich und mit Nutzen vollbringen. Alles mißrieth ihr und am Ende hatte ſie nur Spott und Schande davon. Sie mochte ſtehen, wo ſie wollte, oder gehen, wohin es auch ſei, ſo hatte es immer den Anſchein, als ob jemand neben ihr wäre. Auch den anderen Hausgenoſſen ging es nicht viel beſſer. Die Mägde bekamen Ohrfeigen, die ſie freilich oft verdient hatten und den Kindern wurde ein Poſſen über dem andern geſpielt. Man wendete ſich endlich an das Gericht und klagte dieſem ſeine Noth. Als dieſes erſchien, da gab es ein entſetzliches Rumoren und Poltern im Hauſe. Dem Amtmann wurde der Hut vom Kopfe geſchleudert, dem Aktuar das Tintenfaß umgeſchmiſſen und die bewaffnete Macht erhielt Maulſchellen und Rippenſtöße, daß es eine Art hatte. Was half es den Gensdarmen, daß ſie ihre Säbel zogen: es war ja Niemand da, den ſie getroffen hätten. Sie hieben nur in die Luft. So blieb denn auch dieſer Verſuch ohne Wirkung. Am Ende wurde man das Spuken und Rumoren im Hauſe gewohnt, auch nahm es allmählig ab. Die klugen Leute in der Stadt behaupteten, das Ganze rühre davon her, daß man jene Zigeuner fortgejagt habe, ſie hätten's mit ihren teufliſchen Künſten dem Hauſe angethan. (Mündlich).

13. Die Kirche auf dem Hülſchenberge. Aus dem Gebirgszuge, der Heſſen vom Eichsfelde ſcheidet, ragt ein hoher Bergkegel hervor, nicht fern von der Stadt Wanfried. Dort hatten die Heiden ein Heiligthum des Götzen Stuffo und der Berg hieß darum der Stuffenberg. Allein auch hier machte Bonifacius dem alten Glauben ein Ende, bannte den Götzen in ein tiefes Loch und erbaute auf dem Stuffenberge, der von nun an der Hülſchenberg hieß, eine chriſtliche Kirche. Bei dieſem Bau bereitete ihm der Teufel große Hinderniſſe, denn er merkte gar bald, daß es hier auf nichts Anderes abgeſehen ſei, als die Zerſtörung ſeiner Macht in dieſer Gegend. Damit jedoch der Kirchenbau nicht aufgehalten werde, ſondern vielmehr raſch von Statten gehe, ſo überredete Bonifacius den Teufel, daß das Gebäude auf dem Stuffenberge nicht ein Gotteshaus, ſondern ein Wirthshaus werden ſollte. Erfreut darüber war der Böſe jetzt dem Gottesmanne bei ſeinem Werke gar behülflich. Als es aber faſt am Ende war, ſah der Teufel ein, daß er betrogen ſei und wüthend darüber, gedachte er den Bau wieder zu zerſtören. Da ſprach beruhigend zu ihm Bonifacius: „Noch bedarf ich eines Steins aus Rom, holſt du mir den in kürzerer Zeit, als ich Meſſe

leſe, dann ſoll das Haus dennoch ein Wirthshaus werden und dir geweihet ſein.“ — Der Böſe nahm ſeine ganze Kraft zuſammen, ſauſte durch die Luft gen Rom und war auch bald mit dem fraglichen Stein zurück. Allein noch ehe er ankam war Bonifacius mit ſeiner Meſſe zu Ende und grimmig ſchleuderte der Satan den Stein oben am Giebeldach zum Gotteshauſe hinein und nie hat es gelingen wollen, dieſe dadurch entſtandene Oeffnung vollſtändig zuzubauen.

(Mitgetheilt von Schmincke).

Aus des Volks Naturgeſchichte.

1. Vom Kuckuck. Wenn man im Frühjahr zum erſtenmal den Kuckuck rufen hört, ſo wird ihm folgende Frage vorgelegt:

Kuckucksknecht,
Sag mir recht,
Sag mir wahr,
Wieviel Jahr,
Daß ich noch mög us fahr? (leben?)

Und wie vielmal der Kuckuck nun ruft, ſoviel Jahre hat der Fragende noch zu leben. (Mündlich).

2. Die Kreuzotter. Hat die giftige Kreuzotter (Coluber Berus) einen Menſchen gebiſſen, ſo eilt ſie ſchnell zu einem Bache und der Gebiſſene muß ſterben, wenn ſie vor ihm dahin kommt. Gelingt es hingegen dieſem fließendes Waſſer eher zu erreichen, als die Schlange, ſo iſt er gerettet. (Mündlich).

3. Die Unke. Am Morgen des erſten Mai's geht die Unke auf die Wieſe und ſticht ſich mit den Binſen in die Augen. Darum ſind von dieſem Tage an alle Spitzen der Binſen, ſie mögen ſo friſch und grün ſein, wie ſie wollen, doch verdorrt. (Mündlich)

4. Der erſte April. Dieſer Tag iſt der Geburtstag des Verräthers Judas Iſcharioth und darum iſt es an ihm gemeiniglich ſchlechtes Wetter. (Mündlich).

5. Die Fliegen. Dieſe ſind im Sommer eine arge Plage auf dem Lande, doch mit dem Beginn des Herbſtes verlieren ſie ſich und die letzten Fliegen werden in die Kirmeskuchen gebacken.

(Mündlich).

6. Die Schneegänse. Dem Landmann ist es für seine Feldarbeiten nicht gleichgültig, wenn er im Herbst oder im Frühjahr die Kraniche, die er Schneegänse nennt, in geregeltem Fluge über seinem Haupte dahinziehen sieht. Er schaut ihnen sinnend nach, die lustigen Bursche oder Mädchen aber möchten sie necken oder foppen. Geschwind zieht eine Dirne den linken Schuh aus und wirft ihn sich über ihre rechte Schulter. Kaum ist das geschehen, so gerathen die Thiere wie hoch sie auch in der Luft schweben mögen, in Unordnung. Sie fangen laut an zu schreien, fliegen rechts und links und es dauert eine geraume Zeit, bis sie in gerader Linie der Heimath im Norden zueilen. (Mündlich).

---

7. Die Nüsse. Regnet es auf Johannis zwischen elf und zwölf Uhr, so werden die Nüsse taub. Wenn aber die Nüsse gut gerathen, dann hat der Pfarrer viel zu taufen. (Mündlich).

---

8. Krautsamen. Sucht man auf Matthäustag in der Mittagsstunde auf dem Platze, wo im Herbste das Kraut aufbewahrt wurde, so findet sich hier der Krautsamen. (Mündlich).

---

9. Die Schwalben. Wo in einem Hause die Schwalben ihre Nester bauen, da stirbt in dem Jahre noch Niemand. Wird aber eine Schwalbe getödtet, so geben die Kühe Blut statt Milch. (Mündlich).

---

10. Die Raben. Die Raben sind Unglücksvögel. Wenn sie schreien gibt es Zank, oder es passirt ein Unglück. Gehen Leute in den Wald um Holz zu holen und die Raben lassen sich hören, dann werden sie vom Förster erwischt. (Mündlich)

---

11. Der Holzbock. Hat man einen Holzbock an sich gekriegt und nennt ihn früher, als man ihn herauszieht, mit seinem Namen, so bleibt jedesmal der Kopf von dem Thiere in der Haut stecken. Erst wenn er herausgezogen ist, darf man ihn Holzbock nennen. (Mündlich).

---

12. Hungertöpfchen. In der Frucht wachsen Hungertöpfchen (eine Art kleiner Pilze wie ein Näpfchen oder Töpfchen gestaltet); sind in diesen mehr als drei Laibe Brod (kleine Samenkügelchen gleich einer Linse), dann gibt es viel Frucht in dem Jahre, im Gegentheil wenig. (Mündlich).

---

13. Der Flachs. Wenn beim Flachsraufen nicht gesungen wird, dann werden die Flachsknoten taub. (Mündlich).

14. Brodbacken. Bläset man beim Backen in das Leuchtloch, so backt das Brod ab. (Mündlich).

15. Niesen. Wer früh niesst, der kriegt entweder etwas in's Maul oder auf das Maul. (Mündlich).

16. Der Kaffee. Geht jemand des Morgens über Feld und hat noch keinen Kaffee getrunken, wird er gewiß vom Nebel in die Höhe gezogen. (Mündlich).

17. Der Wind am Ostermorgen. Aus welcher Richtung der Wind am ersten Ostermorgen weht, so bleibt er ein ganzes Vierteljahr. (Mündlich).

18. Hexenkohl. Am Morgen des ersten Mai sind alle Spitzen der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) abgerupft. Die Hexen brauchen sie nämlich in der Walpurgisnacht zum Hexenkohl. (Mündlich).

19. Händewaschen. Wenn sich der Gevatter oder die Gevatterin vor der Taufe nicht erst waschen, ohne die Hände wieder abzutrocknen, so wird das Kind sein Leben lang das Bett nässen. (Mündlich).

20. Die Lahn. In Marburg ist der allgemeine Glaube, die Lahn verlange jährlich entweder eine Metze Salz oder ein Menschenleben. (Mündlich).

21. Der ewige Jude. Obgleich der ewige Jude verdammt ist auf der Erde zu wandern und nirgends Ruhe zu finden, so darf er sich doch auf dem Felde, wo eine Egge verkehrt, d. h. mit den Spitzen nach oben liegt, ein wenig auf die Egge setzen und einen Augenblick ruhen. (Mündlich).

22. Die Schießotter. Die Blindschleiche wird vom Volk gewöhnlich Schießotter genannt, denn man sagt, sie nehme ein Blatt in's Maul, schieße damit nach den Menschen und tödte sie auf diese Weise. (Mündlich).

Kinderreime.

1. Anna Catharine Schlinkerbein
Geht vor Morgen früh nicht heim,
Hat die ganze Nacht gesprungen
Mit dem tollen Hirtenjungen. (Mündlich).

2. Hat in Gubensberg Einer ein Schwein geschlachtet, so verkleiden sich die Nachbarn und Freunde, kommen Abends auf den Hausflur und sprechen:

Wir haben gehört, Ihr hättet geschlacht't
Und hättet auch viele Würste gemacht,
So wollt Ihr uns ein oder zwei schenken.

Nach diesem Vers werden sie erst als zudringliche unverschämte Bettler vor die Thüre gejagt, zuletzt aber trotz ihrer Verkleidung erkannt und eingeladen die Wurstsuppe mitzuessen.

Auf vielen Dörfern kommen wenigstens die armen Kinder in der Dämmerung zu dem Hause, worin geschlachtet war, jedes mit einem Löffel versehen. Denen wird ein grober Napf mit Brod eingeschnitten und Wurstbrüh darüber gegossen. Doch dürfen sie nicht eher davon essen, als bis eins ein Gebet gesprochen. Zum Schluß erhält auch jedes noch ein Stück Brod mit einem Würstchen, das sie mit nach Hause nehmen. (Mündlich).

3. Es ging ein klein Männchen den Klappersberg 'nan
Und hatt' ein paar rothe Pumphöserchen an,
Es setzte ein Töpfchen mit Linsen auf's Feuer:
„Kocht Linsen, kocht Linsen, das Brod ist gar theuer!" —
(Mündlich).

4. Wer will gute Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Butter und Salz,
Milch und Mehl,
Saffran macht die Kuchen gehl (gelb). (Mündlich).

5. Mutter back uns Kuchen,
Leg sie vor die Hinterthür;
Kam die Katz und fraß sie all'
Eins, zwei drei
Bicke, bore nei
Bicke, bore Pfefferkorn,
Müller hat die Frau verlor'n.
Frau die ist ihm durchgegangen,
Will sich einen Andern fangen. (Mündlich).

6. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Kommt, wir wollen Kegel schieben.
Kegel um, Kugel brum,
Böttcher macht stets: bum, bum, bum! (Mündlich).

7. Böttchers Frau, die alte Grete,
Saß auf dem Balkon und nähte.
Ziel herab
Und das linke Bein brach ab. (Mündlich).

8. Dort oben auf dem Berge
Da ist der Teufel los,
Da zanken sich zwei Zwerge
Um den Kartoffelkloß. (Mündlich).

9. Auf dem bi, ba, bongen Berge
Wohnt die bi, ba, bonge Frau,
Hat zwei bi, ba, bonge Töchter,
Essen bi, ba, bongen Pfeffer,
Trinken bi, ba, bongen Wein.
Du mußt es sein! — (Mündlich).

10. Müller, Müller, Mahler,
Mädchen kosten Thaler,
Jungen gelten Hühnerbrod,
Kehr' sie mit dem Besen weg. (Mündlich).

11. Wenn Brod und Kartoffeln theuer sind,
Dann essen wir Butter und Käse;
Wenn Schuh und Strümpf zerrissen sind,
So fahren wir in der Chaise. (Mündlich.)

12. Grün und blau ist Narrentracht,
Wer die trägt, wird ausgelacht. (Mündlich).

13. Minzeläzchen, frieret dich,
Komm bi'n Owen, wärme dich,
Sprach Hans Hermann wider mich. (Mündlich).

14. Nix uf der ganzen Welt
Löscht mer mein Durst
Als ein Sechsbatzen Laib
Und ein Pfund Wurst. (Mündlich).